

Gert Haendler

Erlebte Kirchengeschichte

Erinnerungen an Kirchen und Universitäten zwischen
Sachsen und den Ostseeländern

Herausgegeben von
Hermann Michael Niemann und Heinrich Holze

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Band 17

Universität Rostock 2011

Dem Andenken meiner Frau

Gerda Haendler, geb. Meyer

8. Juni 1923 – 16. Juni 2010



Hochzeit 27. März 1954 St. Christophorus in Berlin-Friedrichshagen



Goldene Hochzeit 27. März 2004

Inhalt

	Seite
Vorwort der Herausgeber	3
Vorwort des Autors	5
Grußwort von Landesbischof Dr. Andreas von Maltzahn	7
1. Kirchengeschichte – erlebt und dargestellt	9
2. Erinnerungen an das Theologiestudium in Greifswald 1946-50	55
3. Fünfzehn Jahre spannungsvoller Kirchengeschichte in der DDR 1955-1969	69
4. Der Anfang in Rostock 1961 in der Erinnerung nach 50 Jahren im Jahr 2011	77
5. Ernst-Rüdiger Kiesow an der Universität Rostock 1965-2003	105
6. Erinnerungen an die Landesbischöfe in Schwerin 1946-1996	121
7. Erfahrungen mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin	163
8. Erinnerungen an die Arbeitsgruppe „Ökumenische Kirchengeschichte im Osten Deutschlands“ 1983-2000	185
9. Mecklenburg und die „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“	209
10. Zur politischen Bedeutung der Baltischen Theologenkonferenz der Jahre 1961-91 im Rückblick aus dem Jahr 2011	237
11. Laudatio für Gert Haendler von Rudolf Mau (2009)	275
Liste der Erstveröffentlichungen	281

Vorwort der Herausgeber

Vor einem halben Jahrhundert, am 1. September 1961 wurde Gert Haendler auf die kirchengeschichtliche Professur der Theologischen Fakultät der Universität Rostock berufen. So kurz dieser Zeitraum für den Historiker sein mag, für Professor Haendler begann damit ein Lebensabschnitt als Forscher und Lehrer, der durch sehr bewegte, ja, dramatische Jahre deutscher (Kirchen-)Geschichte führte.

Die beiden Herausgeber haben Professor Haendler, den Lehrer bzw. Kollegen, einige Jahrzehnte begleiten dürfen. Mit Respekt und Dankbarkeit grüßen wir ihn zum 50. Jahrestag der Aufnahme seiner Tätigkeit an unserer Universität. Professor Haendler hat seiner *Alma Mater* immer die Treue gehalten und wird auch heute noch gern zu Veranstaltungen der Theologischen Fakultät begrüßt. Freude an wissenschaftlicher Forschung und Lehre wie auch seine Familie, die Musik und der Sport haben ihn aktiv und beweglich gehalten. Das bezeugt diese Aufsatzsammlung, die auch erst im letzten Jahr entstandene, bisher unveröffentlichte Beiträge enthält.

Als Herausgeber sind wir unserem Kollegen Kersten Krüger dankbar für die Aufnahme des Bandes in die Reihe „Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte“. Unsere Dankbarkeit haben sich ebenfalls unsere studentischen Hilfskräfte Lukas Ewert, Christoph Müller, Alexander Lemke und Andreas Uhlig verdient, die die Texte erfasst, bearbeitet und mit uns Korrektur gelesen haben. Für eine möglichst gute Druckqualität der beiden Fotos des Ehepaares Haendler vom Hochzeitstag vor der St. Christophorus-Kirche in Berlin-Friedrichshagen und vom Tag der Goldenen Hochzeit in ihrem Hause in Bad Doberan sorgte dankenswerterweise Herr Dipl.-Theol. Frank Hamburger. Schließlich danken wir der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs vielmals für einen Druckkostenzuschuss und Herrn Landesbischof Dr. Andreas von Maltzahn für das Geleitwort.

Rostock, im Juni 2011

Heinrich Holze
Hermann Michael Niemann

Vorwort des Autors

Der folgende Aufsatzband ist dem Andenken meiner Frau gewidmet, die am 16. Juni 2010 im Alter von 87 Jahren heimgerufen wurde. In den mehr als 56 Jahren unserer Ehe hat sie mich ständig mit Büchern beschäftigt gesehen, auch im Urlaub waren Bücher immer dabei. Sie hat mich in meinen Arbeiten jedoch stets unterstützt, auch wenn ihr sicher manchmal etwas weniger Arbeit lieber gewesen wäre. Ihre eigene Berufstätigkeit als Ärztin endete 1970: Eine 2/3 Magenoperation führte zur Frühinvalidisierung. Uns blieb die gemeinsame Freude an der Familie und auch an Fortschritten meiner Arbeit. Mit Zunahme der Jahre musste auch ich mit der Arbeit zurückstecken. In ihren letzten schweren Krankheitsmonaten blieb für Gedanken an Bücher überhaupt kein Platz. Danach erschien es mir ohne meine fehlende Lebensgefährtin ganz unmöglich, über ein neues Buch nachzudenken.

Dennoch schließe ich jetzt - nur knapp ein Jahr nach ihrem Tod - einen neuen Band ab, der in einer ganz eigenen Weise auch ihr mit zu verdanken ist: Meine jungen Kollegen Hermann Michael Niemann und Heinrich Holze machten mir Ende Juni einen Kondolenzbesuch, in dessen Verlauf sie die Frage stellten, ob ich nicht noch ein paar Aufsätze hätte, die in irgendwelchen Jahrbüchern, Zeitschriften, Festschriften oder Sammelwerken verborgen seien und durch einen Nachdruck einen größeren Leserkreis erreichen sollten. Daraufhin sah ich ältere Arbeiten durch und machte Vorschläge für eine Auswahl. Daraus erwuchs dieser Band „Beiträge zur kirchlichen Zeitgeschichte“ mit sieben bereits früher gedruckten und drei neuen Beiträgen.

Den beiden Herausgebern bin ich lange verbunden: Hermann Michael Niemann war in den sechziger Jahren Student, zeitweise auch Hilfsassistent am Institut für Kirchengeschichte. Seinen akademischen Aufstieg an der Rostocker Universität vor und nach der Wende habe ich stets mit Anteilnahme begleitet.¹ Heinrich Holze wurde mir bekannt als Nachwuchswissenschaftler auf einem patristischen Kongress 1985 in der Schweiz, den ich damals dank glücklicher Umstände als DDR-Bürger besuchen durfte. Als der Rostocker Lehrstuhl für Kirchengeschichte neu zu besetzen war, habe ich mich für ihn eingesetzt, 1995 wurde er nach Rostock berufen. Inzwischen habe ich ihm bereits für zwei Festschriften zu danken: 1999 zum 75. und 2004 zum 80. Geburtstag.² Besonders freut

¹ Niemann, Hermann Michael: Zeitzeugenbericht vom 11.12.2008, In: Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten, hrsg.v. Kersten Krüger, Teil 3, Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte 3, Rostock 2009, S. 484-522

² Haendler, Gert: Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart. Ein Überblick, zehn Studien und eine Predigt. Festschrift zum 75. Geburtstag des Autors. Hrsg.v. Heinrich Holze. Leipzig 1999; Holze, Heinrich (Hrsg.): Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen. Studien zur Geschichte 1933-1945. Festschrift für Gert

mich der Umstand, dass Holze unsere Beziehungen nach Nordeuropa mit großem Erfolg fortsetzt.

Ein herzlicher Dank gilt auch der mecklenburgischen Landeskirche und Herrn Landesbischof Dr. Andreas von Maltzahn, der dem geplanten Band von Anfang an mit Sympathie gegenüber stand. 50 Jahre lang gehöre ich zu dieser Landeskirche, der ich mich vielfach verbunden weiß, so dass mir diese Unterstützung auch ganz unabhängig vom finanziellen Aspekt her besonders wertvoll ist. Schließlich habe ich noch einem Kollegen von der Nachbarfakultät zu danken, – dem Historiker Kersten Krüger. Er wurde bald nach der Wende an die Universität Rostock berufen, wo er mittlerweile auch als Emeritus sich für die Aufarbeitung der Universitätsgeschichte der Universität Rostock im Hinblick auf die 600-Jahrfeier 2019 einsetzt. Er hatte schon 2000 meinem Kollegen Ernst-Rüdiger Kiesow zum Druck seiner Erinnerungen verholfen: „Theologen in der sozialistischen Universität“.³ Jetzt war er bereit, auch meinen Band in eine Reihe zur Universitätsgeschichte aufzunehmen.

Der Band bietet mehrere Aufsätze, die jeweils in sich geschlossen sind und zu bestimmten Anlässen verfasst worden waren. Am besten sollte der Leser einzelne Themen lesen, die ihn am meisten interessieren. Eine zusammenhängende Lektüre des ganzen Bandes bringt Wiederholungen. Das einleitende biographische Kapitel nennt schon die später ausführlicher beschriebenen Fakten und Menschen. Darüber hinaus gibt es bestimmte Ereignisse, - vor allem das tapfere Auftreten meines Freundes Ernst-Rüdiger Kiesow im August 1968 - auf die ich gerade nach dem Miterleben in nächster Nähe später in mehreren Zusammenhängen wieder zurück gekommen bin. Nach meiner Meinung bestanden jedoch in jedem Falle gute Gründe, über jene heißen Augusttage 1968 zu berichten.

Insgesamt hoffe ich, mit meinen Erinnerungen zusätzlich Licht in zwei Bereiche zu bringen: Einmal soll von der Nische eines Theologen aus beschrieben werden, wie zu DDR-Zeiten der Betrieb an der Universität Rostock wahrgenommen worden ist. Zum anderen möchte ich daran erinnern, welche Möglichkeiten im Raum der Kirche bestanden haben und wie sie genutzt werden konnten. Dabei möchte ich mich insgesamt einem Urteil meines Kollegen Ernst-Rüdiger Kiesow anschließen: Als Theologen „lebten wir - paradox formuliert - wirklich in einer weltoffenen Nische.“⁴

Bad Doberan, im Juni 2011

Gert Haendler

Haendler zum 80.Geburtstag. Rostocker Theologische Studien 13. Münster 2004

³ Kiesow, Ernst-Rüdiger: Theologen in der sozialistischen Universität. Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991. Universität Rostock 2000.

⁴ Kiesow, a.a.O., S.14.

Grußwort von Landesbischof Dr. Andreas von Maltzahn

Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs grüßt Prof. Dr. Dr. theol. Gert Haendler zum 50jährigen Jubiläum des Beginns seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität Rostock.

Der gebürtige Berliner Gert Haendler wuchs in Pommern auf, begann sein Studium an der Theologischen Fakultät in Greifswald und habilitierte sich in Berlin. Im Sommer 1961 fielen sein 37. Geburtstag, die Berufung nach Rostock und der Bau der Berliner Mauer fast zusammen. Als Professor für Kirchengeschichte kehrte er in den Norden zurück, nun nach Mecklenburg, und hat sich seitdem neben vielem anderen, auch der mecklenburgischen Kirchengeschichte Mecklenburgs zugewandt: Professor Haendler knüpfte kirchliche und theologische Verbindungen über die Ostsee hinweg. Mehrere Generationen von Theologiestudierenden sind von ihm geprägt worden. Sie wurden in die große Weite der vielhundertjährigen Kirchengeschichte ebenso eingeführt wie in die Besonderheiten in Mecklenburg. Gert Haendler hatte als Hochschullehrer eine Begabung, uns die großen Linien erkennen zu lassen, in die sich dann die vielen Einzelereignisse einordnen ließen. Zur „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“, vom ihm mit herausgegeben, trug er vier Bände bei, die den Blick für das Detail und die Zusammenhänge schärften. Unserer Landeskirche ist er verbunden gewesen als langjähriger Kirchenältester in seinem Wohnort Bad Doberan, als Landessynodaler oder Mitarbeiter im Konfessionskundlichen Arbeits- und Forschungswerk wie auch als Mitglied der Prüfungskommission im Zweiten Theologischen Examen. Vielen Pastorinnen und Pastoren unserer Landeskirche ist er in dieser Weise vertraut. Durch ihn ist für viele von uns Kirchengeschichte etwas überaus Lebendiges geworden. Was hat sich allein in Rostock und in Mecklenburg in den fünfzig Jahren von 1961 bis 2011 bewegt! Gert Haendler hat diese Geschichte miterlebt und mitgeschrieben – ein wenig mehr als die Hälfte dieser Zeit im Dienst und unter den einschränkenden Bedingungen der DDR, danach im tätigen Ruhestand und mit aller Freiheit des Reisens und Forschens. Als Kirchengeschichtler leistete er auch seinen Beitrag zur Aufarbeitung und Bewertung der Rolle der Theologischen Fakultät bzw. der Sektion Theologie in Rostock unter den Bedingungen des realen Sozialismus. Eigene Biographie wird da zum Forschungsobjekt und selbst zur Kirchengeschichte.

Was im Buch Jesus Sirach über die Weisen und die Weisheit geschrieben wird, kann zu diesem Jubiläum auf den Kirchengeschichtler bezogen werden:

„Wer Weisheit lernt, braucht viel Zeit, und nur wer sonst nichts zu tun hat, wird Weisheit gewinnen . . . Wer sich aber vorgenommen hat, über das Gesetz des Höchsten nachzusinnen, der muss die Weisheit aller Alten erforschen . . . Er kann weisen Rat und Lehre geben in Fülle, dafür dankt er dem Herrn in seinem Gebet. (38,25, 39,1.9)

Unsere Kirche dankt ihrem theologischen Lehrer für sein Engagement.

Andreas v. Maltzahn

Kirchengeschichte – erlebt und dargestellt¹

1. Die Kirche in meiner Jugendzeit bis zur Promotion in Greifswald 1950

Am 17. August 1924 wurde ich in Berlin-Charlottenburg geboren. Meine ersten Eindrücke von einer Kirche bekam ich in Stralsund, wo mein Vater 1925-1930 Pfarrer an der Nikolaikirche war². Ich erinnere mich an den Weg von unserer Wohnung durch das Knieper Tor und eine enge Straße zur alten Nikolaikirche, an den großen Raum und Orgelmusik, an meinen Vater im schwarzen Talar mit der weißen Halskrause, die in vielen norddeutschen Städten Tradition war. An einzelne Worte von ihm kann ich mich nicht erinnern. Anders war das mit Geschichten, die meine Mutter abends erzählte. Manche Geschichten wollte ich immer wieder hören: Die Stillung des Sturmes (Mk 4, 35-41) konnte ich mir gut vorstellen, denn wir machten von Stralsund aus Dampferfahrten nach Altefähr oder Hiddensee; da erlebten wir auch Sturm und Wellen, die das Schiff bedrohlich schaukeln ließen. Die Vorstellung, dass Jesus Sturm und Wellen zur Ruhe bringen konnte, hat sich mir früh eingeprägt. Im Studium lernte ich, dass man in diesem Schiff die Kirche symbolisiert sehen konnte³. Gerne stellte ich mir ein Leben in der Arche des Noah vor, in der auch Tiere Zuflucht gefunden hatten (Gen 8). Ähnlich wirkte das Gleichnis am Schluss der Bergpredigt (Mt 7, 24-29): Ein Haus wird gebaut, das auf einen Felsen gegründet ist und standhält bei Regen und Sturm. Dazu kam die Geschichte von den Emmausjüngern (Lk 24, 13-33), die mit Jesus gehen ohne es zu wissen und ihn erst spät erkennen, – aber in dem Augenblick verschwindet er. Beeindruckt hat mich die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Beim verlorenen Sohn blieb mir unverständlich, warum dieser Sohn

¹ In: Kirchengeschichte als Autobiographie, Ein Blick in die Werkstatt zeitgenössischer Kirchenhistoriker, Dietrich Meyer (Hrsg.), Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 138, Hrsg.: H. Faulenbach, D. Meyer, R. Mohr, Rheinland-Verlag GmbH, Köln, 1999, S. 25-75.

Der vorliegende Beitrag wurde 1996 erarbeitet. Viele Vorgänge wurden quellenmäßig dargestellt in der Hallenser Dissertation von Friedemann Stempel, Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71. Leipzig 1998 (Arbeiten zur Kirchen- und Dogmengeschichte Bd. 3).

² Kerstin Zitzmann, Otto Haendler, Leben und Werk. Frankfurt/Berlin/Bern 1993 (ErTh Bd. 21).

³ Kurt Dietrich Schmidt, Grundriss der Kirchengeschichte. Göttingen 1960, zeigt (in allen Auflagen) vorne ein Bild aus dem 11. Jahrhundert „Jesus stillt den Sturm“.

sein Elternhaus verließ, in dem es ihm doch gut ging. Meine Eltern haben mir in jungen Jahren gesagt, dass ich einen schönen Taufspruch mit auf den Weg bekommen hatte: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer“ (Jes 54, 10). Ich bin dankbar, dass ich die Wahrheit dieses Verses mehr als einmal in meinem Leben erfahren habe.

Konkreter sind Erinnerungen an die Jahre 1930-1934, als mein Vater Direktor des Predigerseminars in Stettin war und wir eine Wohnung im Seminargebäude bezogen. Wir nahmen als Familie abends an den Andachten im Hause teil, die meist mein Vater hielt. Manchmal durften wir Kinder auch schon morgens mitkommen, wenn einer der Kandidaten die Andacht hielt. Wir sind dazu nie gedrängt worden, wir sind gerne und mit einiger Neugier hingegangen; man fühlte sich in gewisser Weise schon zu den Erwachsenen gehörig, wenn man an der Andacht teilnahm. Damals bekam ich eine Bilderbibel in die Hand mit Bildern von Schnorr von Carolsfeld u. a., sodass ich eine Vorstellung hatte vom Turmbau zu Babel, von der Sintflut, dem Auszug aus Ägypten und der Übergabe der Zehn Gebote usw. Von den Stettiner Kirchen ist mir besonders die Peter-Paul-Kirche in der Innenstadt in Erinnerung. Dort fanden jeweils in der Adventszeit Krippenspiele statt, bei denen meine Schwester als Weihnachtsengel mitwirkte, worauf ich als älterer Bruder stolz war.

Von den Problemen des Jahres 1933 bekam ich nur am Rande etwas mit: Ich erinnere mich an eine Klage meines Vaters über die Kandidaten im Winter 1933/34: „Die einen laufen im Braunhemd herum, die anderen werden Barthianer, wie soll man da richtig arbeiten!“. Ich entdeckte mitunter einen Kandidaten, der ein Braunhemd trug, aber kein Kandidat trug einen Bart, sodass ich vergeblich nach einem „Barthianer“ suchte. Mein Vater hat über seinen kirchenpolitisch erzwungenen Weggang aus Stettin selten gesprochen. 1934 war ihm als Studieninspektor ein Parteigänger der ‚Deutschen Christen‘ an die Seite gestellt worden, der selbst Direktor werden wollte. Er erreichte sein Ziel bei der Leitung der Pommerschen Kirche, die im Sommer 1933 den ‚Deutschen Christen‘ in die Hände gefallen war. Der neue Bischof Thom verhielt sich jedoch fair; er sprach ausführlich mit meinem Vater und bat ihn, sich in der Pommerschen Kirche nach einer freien Pfarrstelle umzusehen; er wollte ihn sogar als Superintendenten in Hinterpommern einsetzen. Mein Vater entschied sich für die Pfarrstelle Neuenkirchen bei Greifswald, weil er von dort aus am besten seine Tätigkeit als Privatdozent für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät in Greifswald fortsetzen konnte, die er seit 1930 ausübte. Für unsere Familie, meine Mutter, meine Schwester und mich, war das Pfarrhaus Neuenkirchen ein Traumhaus mit Strohdach unter hohen Bäumen in einem großen Garten; gegenüber stand die alte, gedrungene Dorfkirche von einem Friedhof umgeben.

Für mein Hineinwachsen in die Kirche hat auch mein Großvater D. Wilhelm Haendler eine Rolle gespielt. Er war Generalsuperintendent in Berlin und Propst an der Nikolaikirche, der gegenüber er seine Wohnung hatte. Bei Besuchen hatten wir ein Zimmer in einem oberen Stockwerk mit Blick auf die Kirche, deren Glocken ganz aus der Nähe eindrucksvoll erklangen. Wir gingen auch zu den Nachbarkirchen der Innenstadt: Dom, Marienkirche und Parochialkirche lagen nahe beieinander, vor allem das Glockenspiel der Parochialkirche haben wir gerne gehört. Mein Großvater erzählte mitunter, er sei der letzte preußische Generalsuperintendent, der noch ordnungsgemäß vom Herrscher eingesetzt sei: 1911 hat Wilhelm II. als König von Preußen tatsächlich direkt eingewirkt; mein Großvater war Superintendent in Potsdam und sollte nach Plänen des Berliner Oberkirchenrates Generalsuperintendent in Magdeburg werden; der Kaiser soll kurz entschieden haben: „Haendler kommt nach Berlin“. Zum Tode der Kaiserin Auguste Viktoria 1921 hat er ein Gedenkheft geschrieben⁴, ein Zeugnis für die Verehrung des Kaiserhauses bei vielen Christen im Deutschland der Weimarer Republik. Im März 1933 feierten wir seinen 70. Geburtstag; eine besondere Freude war es ihm, dass ein Angehöriger des Hauses Hohenzollern dazu erschien. Zum 1. Juli 1933 ging mein Großvater in den Ruhestand; vorher hatte es noch Auseinandersetzungen mit den neuen Machthabern gegeben; die preußischen Generalsuperintendenten wurden vom NS-Staat abgesetzt⁵. Mein Großvater hielt sich daran, dass er sowieso zu diesem Termin habe gehen wollen. Er ist mir als ein grundgütiger Mensch in Erinnerung mit einer eindrucksvollen Stimme. Als Assistent in Berlin bin ich nach 1950 noch Menschen begegnet, die beim Hören meines Namens sich dankbar an meinem Großvater erinnerten.

Die Nikolaikirche in Berlin war im Krieg stark zerstört worden. In den fünfziger Jahren hatte ich manchmal die Kirchenruine aufgesucht; ich freute mich, dass die Kirche in den achtziger Jahren wieder aufgebaut wurde, obwohl es in jener Gegend kaum noch eine Gemeinde gab, für die der Kirchenraum notwendig war. Für mich hingen an dieser Kirche schöne Kindheitserinnerungen. Ich war dann freilich ziemlich schockiert, als ich die wieder aufgebaute Kirche betrat und in ihr nur saubere Schaukästen eines Museums vorfand. Ich suchte mich mühsam zu erinnern, wo denn der Altar und die Kanzel früher gestanden hatten, von denen aus einst mein Großvater gesprochen hatte.

Vom März 1935 bis März 1942 habe ich das Gymnasium in Greifswald besucht. In meiner Klasse waren eine ganze Reihe von Pastorensöhnen aus Greifs-

⁴ Wilhelm Haendler, Kaiserin Auguste Viktoria. Ein Gedenkblatt zum 22. Oktober. Potsdam 1921.

⁵ Oskar Söhngen, Die Reaktion der „amtlichen“ Kirche auf die Einsetzung eines Staatskommissars durch den nationalsozialistischen Staat. In: Zur Geschichte des Kirchenkampfes. Gesammelte Aufsätze. Bd. 2, Göttingen 1971 (AGK 26), S. 35-78.

wald und den umliegenden Nachbardörfern. Selbstverständlich nahmen alle Schüler am Religionsunterricht teil; es gab Aufsehen, als sich ein Einzelgänger davon abmeldete. Seit Herbst 1938 gab es jedoch keinen Religionsunterricht mehr. Ende 1935 wurde ich nach dem Reichsjugendgesetz in das Deutsche Jungvolk eingegliedert; sehr bald kam ich in die ‚Spielschar‘, in der wir unter Leitung eines tüchtigen Musiklehrers musiziert haben. Meine Mutter hatte dafür gesorgt, dass meine Schwester und ich frühzeitig Unterricht bekamen. Meine Schwester hat darauf später ihren Beruf gegründet als Sängerin, Gesangslehrerin und Musikkritikerin, die auch am Klavier sicher begleiten kann. Ich bekam Unterricht in Cello und Klavier. Leider war ich im Üben nicht konstant, man musste mich dazu drängen. Aber ich konnte doch so gut Cello spielen, dass ich die Volksmusiken und klassischen Stücke in der Spielschar mitspielen konnte. Dazu kam bald auch eine gewisse Routine; sechs Jahre lang (1936-1942) habe ich in diesem erfreulichen Jugendorchester mitgespielt, das vor allem Kinder aus der Greifswalder Intelligenz vereinte.

Meine musikalischen Fähigkeiten führten auch dazu, dass ich gelegentlich in der heimatlichen Dorfkirche von Neuenkirchen Orgel spielen durfte. Unser Kantor war manchmal verhindert. Mein Vater besprach dann mit mir den Ablauf des Gottesdienstes, wir wählten die Lieder und die Strophen aus. Meine musikalischen Leistungen sind leider weder am Cello noch am Klavier groß gewesen, aber das Spielen von Chorälen hat mir in meinem Leben bis heute immer wieder Freude gemacht und Kraft gegeben.

Die dem Pfarrhaus gegenüberliegende Dorfkirche in Neuenkirchen spielte für uns eine wichtige Rolle: Wir pflegten verletzte Eulen, die sich über dem Gewölbe niedergelassen hatten, wir durften die Glocken mit ziehen, wir haben sehr oft am Sonntagmorgen den Altar mit geschmückt, besonders am Erntedanktag war das eine große Aufgabe. Von den Predigten meines Vaters ist mir ein Gedanke vor allem eingegangen: Der Glaube gibt eine Freiheit, die auf keinem anderen Wege zu erhalten ist. Verwandte und Bekannte haben mich als Kind manchmal angesprochen, ich wolle gewiss später den Beruf meines Vaters und Großvaters ausüben. Ich war aber lange unsicher, was ich einmal werden wollte. Auf jeden Fall erlebte ich, wie reich erfüllt ein Leben in einem Landpfarrhaus sein konnte.

Meine Mutter sprach manchmal sehr offen über die Lage: Die Kirche könne von diesem Staat keine Hilfe erwarten, wir müssten uns möglichst selbständig machen. Im Pfarrhaus wohnten im Sommer zahlende Gäste, darunter Dänen und Schweden als Austauschstudenten. Im Semester wurden Zimmer an Studenten vermietet, Obst und Gemüse kam nur aus dem eigenen Garten. Das Pfarrhaus war groß, aber es war alt. Reparaturen mussten vom Gemeindegemeinderat genehmigt werden, das brauchte oft Zeit. Immer wieder war eine Stelle im Strohdach undicht und es regnete in das Haus hinein, zumal im Krieg. Im oberen Stockwerk standen Schüsseln – aber manchmal tropfte es auch in die unten gelegenen Stuben. Es gab

im Dorf einen kleinen Kreis treuer Kirchenbesucher, vor allem ältere Frauen. Aber am normalen Gottesdienst nahmen meist nur an 20 Menschen teil, manchmal kamen auch Gemeindeglieder aus den kleinen Nachbardörfern. Häufig kamen Besucher aus Greifswald, die einen Sonntagsspaziergang mit der Teilnahme am Gottesdienst verbanden und hinterher dann auch im Pfarrhaus einsahen. Gut besucht war die Kirche am Karfreitag, zu Ostern und Pfingsten, wirklich voll war sie am Erntedanktag und vor allem am Heiligen Abend. Neuenkirchen war eine durchschnittliche Gemeinde in Vorpommern, bestimmt keine Mustergemeinde.

Am Sonntag Palmarum war Konfirmation, an der selbstverständlich der gesamte Jahrgang des Dorfes teilnahm. Ich bin 1939 von meinem Vater in unserer Dorfkirche eingesegnet worden, vorher hatte ich mit meiner Schulklasse zusammen den Konfirmandenunterricht bei dem Greifswalder Pastor Prost besucht. An Einzelheiten des Unterrichts erinnere ich mich kaum, an den Menschen habe ich gute Erinnerungen, Familie Prost war häufig Gast in unserem Hause; mit dem Sohn Dietrich W. Prost, der Kirchenmusikdirektor in Stralsund wurde, habe ich bis heute eine freundschaftliche Verbindung.

Mein Vater war Privatdozent an der Theologischen Fakultät Greifswald, dadurch kamen oft Studentengruppen in unser Haus und sangen im Garten. Wir haben an diesen Besuchen als Kinder Anteil genommen und manchmal mitgesungen. Später habe ich erfahren, dass 1935 Dietrich Bonhoeffer mit seinem Finkenwalder Seminar in Greifswald Vorlesungen bei Rudolf Hermann und meinem Vater gehört hat und nachmittags im Neuenkirchener Pfarrgarten zu Gast war. Mitunter besuchten uns Professoren, zumal diejenigen, die auch zwangsweise nach Greifswald gekommen waren: Der Neutestamentler Ernst Lohmeyer war 1935 von Breslau nach Greifswald strafversetzt worden, der Kirchenhistoriker Walter Elliger war unter ähnlichen Umständen 1936 aus Kiel gekommen. Hans von Campenhausen wurde 1938 als Dozent nach Greifswald abgeschoben, ehe er 1940 nach Wien ging. Von den alten Greifswaldern besuchten uns Rudolf Hermann sowie die Alttestamentler Leonhard Rost und Johannes Fichtner; Gäste im Pfarrhaus waren u. a. der Historiker Noack, der Internist Katsch, der Geologe von Bubnoff und der Chemiker Jander, mit dessen Sohn ich in der Spielschar musizierte.

Meine Mutter war täglich in der Gemeinde unterwegs und kannte fast alle Leute, insbesondere die Kranken, die sie als ausgebildete Krankenschwester versorgte. Wenn sie den Arzt anrief, dann kam er rasch; was ohne Arzt zu machen war, das tat sie selbst. Zumal in der Kriegszeit und den Jahren danach hat sie wohl oft bis über die Grenzen ihrer Kraft gearbeitet.

Für mich folgten nach dem Abitur drei Soldatenjahre 1942-1945, an die ich nicht gerne denke. Die bei älteren Herren oft vorhandene Freude an der Militärzeit kann ich nicht teilen. Ich war bei der Panzertruppe, habe es zum Obergefreiten gebracht. In einem Sturmgeschütz war ich Ladeschütze und Funker, zuletzt Richt-

schütze. Viermal bin ich abgeschossen worden und um mein Leben gerannt. Bei dem Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ heißt es in der dritten Strophe „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet“; es drängen sich mir dann bestimmte Ereignisse aus den Jahren 1943/1945 ins Gedächtnis. Solches Erleben hat auch meine Berufswahl mit bestimmt. Für meine spätere Arbeit war es günstig, dass ich nicht im Osten eingesetzt wurde; 1943-1944 war ich über ein Jahr in Frankreich und Italien, wo ich viel gesehen habe: Lourdes, Carcassonne, Avignon, Rom, Monte Cassino, Assisi, die Konzilsstädte Pisa, Siena und Florenz.

Freundlich-bergende Pfarrhäuser habe ich erlebt: In Neuruppin stand mir 1942 als jungem Rekruten stets das Haus des Pfarrers Fischer offen; Frau Elisabeth Fischer war eine geborene Kempff, sie kannte meinen Vater von der Potsdamer Schulzeit her und freute sich, dass ich ihre berühmten Brüder, den Pianisten Wilhelm Kempff und den Erlanger Universitätsmusikdirektor Georg Kempff kannte. Im Hause war eine Kleinorgel, auf der ich spielen durfte; in der Adventszeit wurde gesungen, die Lieder waren allen Familienmitgliedern bekannt. Ende Oktober 1944 kam ich als Verwundeter in das Lazarett Münchberg. Freundliche Diakonissen versorgten mich. Aber mein Ansehen wuchs enorm, als nach zwei Tagen der Ortspfarrer, der Herr Dekan Fechter, mich besuchte. Mein Vater hatte ihn angerufen, bald war ich Gast in seinem Hause.

Wichtig waren die kurzen Urlaubszeiten, in denen ich wieder in mein Heimatdorf mit seiner Kirche und seinem Pfarrhaus kam. Im Februar 1945 war ich noch einmal zu Hause, meine Eltern sprachen über die damals kaum vorstellbaren Möglichkeiten der nächsten Zukunft: Sie würden nicht fliehen und auch unter sowjetischer Besatzung im Dorf bleiben. Im April 1945 habe ich Berlin verteidigt, kam dann aber noch am 6. Mai über die Elbe. Bald fand ich Zuflucht in einem Pfarrhaus: Als Kriegsgefangener kam ich nach Hamersleben, westlich von Magdeburg. Der Ortspfarrer Robert Rose bot mir ein Dachzimmer im Pfarrhaus an, ich arbeitete bei einem Bauern und habe acht Monate lang den abwesenden Organisten vertreten. Es gab dort noch eine zweite Predigtstätte; so hörte ich manche Predigt zweimal, auf den Wegen sprachen wir darüber. Unter den Büchern fand ich das Kompendium der Kirchengeschichte von Karl Heussi, das ich fleißig und wohl auch mit einigem Erfolg studiert habe.

In jenem Dorf blieb ich – wenn auch mit Bangen – im Juli 1945, als die Engländer abrückten und die Russen kamen. Am 15. Februar 1946 wurde die Universität Greifswald wieder eröffnet, ich kehrte nach Neuenkirchen heim. Meine Eltern waren jedoch bedrückt: Der befreundete Ernst Lohmeyer, den man mit Zustimmung der Besatzungsmacht im Mai 1945 wegen seiner antifaschistischen Vergangenheit zum Rektor gewählt hatte, war am frühen Morgen des 15.

Februar, dem Tage, an dem er die Universität Greifswald eröffnen sollte, verhaftet worden; er ist nicht wieder nach Hause gekommen⁶.

Im März 1946 begann ich im unzerstörten Greifswald Theologie zu studieren. Ich wohnte wieder im alten Pfarrhaus Neuenkirchen, das damals mehr als 30 Flüchtlinge beherbergte. Ich ging jeden Tag zweimal nach Greifswald und zurück, unsere Fahrräder waren gestohlen worden. Latein und Griechisch hatte ich auf dem Gymnasium gelernt, die hebräische Sprachprüfung bestand ich im Sommer 1946, danach hatte ich Zeit für jene Vorlesungen und Seminare, die mich interessierten. Genau vier Jahre nach dem Abitur 1942 durfte ich endlich wieder zu geistiger Arbeit zurückkehren.

Die Studienzeit 1946-1950 war reichhaltig: Ich sang im Domchor mit, den Hans Pflugbeil leitete. Die ersten Greifswalder Bachtage, die jetzt zum 50. Male stattfanden, habe ich 1946 als Chorsänger mit erlebt. Wir haben viele Werke geboten, von Bach das Weihnachtsoratorium, die Johannespassion, die Matthäuspassion und mehrere Motetten. Schütz wurde viel gesungen, Händels Messias und das Requiem von Brahms haben wir erarbeitet. Von Haydn sang ich die Schöpfung im Domchor mit, die „Jahreszeiten“ spielte ich als Cellist im Collegium musicum mit. Viel Zeit habe ich auf dem Tennisplatz zugebracht; 1939 hatte ich zu meinem fünfzehnten Geburtstag in den Greifswalder Tennisclub eintreten dürfen, der sich 1947 unter neuen Bedingungen und anderem Namen wieder zusammenfand. Nachfolgend beschränkte ich mich dem Thema gemäß auf die Vorgänge, die mich als werdenden Fachmann für Kirchengeschichte geprägt haben.

Wir waren im März 1946 an der Theologischen Fakultät nur siebzehn Studenten; das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten war eng, die Seminare klein, die Lernmöglichkeit optimal. Es gab keine neue Literatur, keine Zeitschriften, man setzte sich intensiv an Texte. Bei Rudolf Hermann haben wir im Seminar Anselms „Cur deus homo“, Kants Prolegomena sowie mehrere Schriften von Luther gelesen: De servo arbitrio, De captivitate babilonica, den Großen Katechismus. Bei Walter Elliger lasen wir Texte zum Thema „Der römische Staat und die Kirche vor Konstantin“, später Augustins De civitate Dei, Luthers Schrift Von weltlicher Obrigkeit sowie über Müntzer und den Bauernkrieg. Im Historischen Seminar lasen wir u.a. Einhards Vita Caroli und Texte zum Investiturstreit mit dem Schwerpunkt „Wormser Konkordat 1122“.

⁶ Wolfgang Otto, Freiheit in der Gebundenheit. Zur Erinnerung an den Theologen Ernst Lohmeyer. Göttingen 1990; – In memoriam Ernst Lohmeyer. Gedenkveranstaltung am 19. September 1990 anlässlich des 100. Geburtstages und der Wiederkehr des Todestages. Greifswald 1991 (Greifswalder Universitätsreden NF 59). Lohmeyer wurde am 15.8.1995 von der russischen Militärstaatsanwaltschaft in Moskau rehabilitiert.

Elliger wurde mein spezieller Lehrer und Betreuer. Wir sprachen auch oft über die politische Lage in der damaligen Ostzone. Ich meinte einmal, dass mir die vielen Stalinbilder auf den Plätzen und Straßen besonders fremd seien; mir käme es so vor, als sollte man sich stets angesehen und kontrolliert fühlen. Elliger verwies mich auf den byzantinischen Bilderstreit, insbesondere auf das Zweite Nicänische Konzil, das 787 die öffentliche Anbringung und Verehrung von Heiligenbildern anordnete. Ich vertiefte mich in diese Vorgänge. Dabei stieß ich auf die nüchterne Stellungnahme der Libri Carolini: Karl d. Gr. bzw. seine Theologen sprachen sich 790/791 mit ausführlichen theologischen Begründungen gegen die Verehrung von Bildern aus. An diesem lateinischen Dokument arbeitete ich zäh über Jahre hinweg. Mir ging es darum, dass die fränkische Stellungnahme nicht einfach aus der politischen Rivalität zwischen dem Frankenreich und dem byzantinischen Reich abzuleiten sei; die unterschiedliche Stellung zu den Bildern reicht tiefer, sie war eine Frage der Frömmigkeit.

Dazu musste man freilich den einzelnen Argumenten nachgehen. In einem frühen Zustand gab ich die Arbeit dem Historiker Adolf Hofmeister, der mir die Arbeit zurückgab mit den Worten: „Da sieht man mal wieder, was die Theologen mit Bibelsprüchen alles machen können.“ Tatsächlich war die unterschiedliche Auslegung von Bibelversen ein ganz wichtiger Punkt der Auseinandersetzung. 1949 war die Arbeit so weit gediehen, dass ich sie zum Ersten Theologischen Examen der Pommerschen Landeskirche in Greifswald einreichte. Im Frühjahr 1950 bestand ich das Erste Examen; Prüfungsvorsitzender war Bischof D. von Scheven. Gleich nach dem Examen ging ich mit aller Kraft an den Ausbau der Arbeit zu einer Dissertation.

Im Sommer 1950 wurde Walter Elliger an die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität Berlin berufen, nachdem Walter Eltester einen Ruf nach Tübingen angenommen hatte. Elliger wollte mich als Assistenten mitnehmen, ich sollte möglichst rasch meine Doktorarbeit noch in Greifswald einreichen. Ich war aber gar nicht erfreut über die Aussicht, das heimatliche Greifswald verlassen zu sollen, wo ich im Winter 1950/1951 in aller Ruhe promovieren wollte. Mein Ziel war damals eine Landpfarrstelle in der Nähe von Greifswald mit Lehrtätigkeit an der Universität – also ein Leben, wie ich es bei meinem Vater vor Augen hatte. Es war jedoch mein Vater, der an dieser Stelle in mein Leben eingriff: Wenn ich überhaupt eine akademische Lehrtätigkeit anstrebe, so müsse ich bereit sein, auch an andere Universitäten zu gehen; er sei erst mit 55 Jahren Professor geworden, mir werde jetzt eine vielleicht einmalige Gelegenheit geboten, die ich nicht versäumen solle. Nach diesem Gespräch bin ich gleich zu Elliger gegangen und habe ihm gesagt, ich wolle gerne nach Berlin mitkommen.

Am 1.7.1950 begann meine Arbeit in Berlin, unmittelbar vorher hatte ich in Greifswald die Dissertation eingereicht, im November war das „Examen rigorosum“: Drei Stunden reine Prüfungszeit mit kurzen Pausen; die Prüfenden wechsel-

ten, ich war von 15-19 Uhr in Hochspannung. Gerade die volle Prüfungsstunde bei Elliger verlief lebhaft; er erinnerte darin an eine frühere Kontroverse: Er hatte im Seminar Thomas Müntzer als Theologen erweisen wollen, um ihn nicht den Marxisten zu überlassen; das war auch noch die Absicht seines späteren Müntzerbuches. Ich hatte dagegen die Ansicht vertreten, ein derartig wirrer Geist wie Müntzer, der sich und so viele andere Menschen ins Unglück gestürzt hatte, könne getrost den Marxisten überlassen bleiben, – wenn die einen solchen Ahnherrn denn überhaupt haben wollten. Am Abend wurde ich vom Dekan Alfred Jepsen, dem wohlwollenden Alttestamentler, zum Doktor der Theologie promoviert, obwohl ich ihn nur wenige Stunden vorher beim Übersetzen eines Jeremia-Textes leider ziemlich viel hatte fragen müssen. Meine Doktorarbeit „Die Libri Carolini – ein Dokument der fränkischen Frömmigkeit“ blieb ungedruckt; das war aber damals ganz selbstverständlich; ich habe den Inhalt meiner Dissertation in der Theologischen Literaturzeitung 1953 kurz angezeigt⁷.

2. Berlin 1950/1960, Halle 1960/1961, Anfänge in Rostock 1961/1963

Der Start an der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität war schwierig: Ab 1.7.1950 sollte ich die Fakultätssekretärin während ihrer Urlaubszeit vertreten. Ich hatte keine Ahnung, wo die Akten standen und wo sich die Dienststellen der Universität befanden. Die Professoren wohnten fast alle in den Westsektoren der Stadt: Der Alttestamentler Leonhard Rost, der Neutestamentler Johannes Schneider, der Systematiker Heinrich Vogel u.a. Lediglich mein Chef, der neu berufene Walter Elliger, bekam eine Wohnung in der DDR: In Kleinmachnow, im südlichen Randgebiet, das man damals mit der S-Bahn über Westberlin erreichte. Im Spätherbst begann mein erstes Proseminar, für das ich viel Vorbereitungszeit benötigte. Ich suchte ein Thema für eine Habilitationsschrift. Der ungeheizte kirchengeschichtliche Arbeitsraum im Dom brachte mir im Winter eine dauernde Erkältung. In jenen Monaten habe ich mich übernommen, bekam eine Lungen-Tbc und zur Heilung einen Lungenpneu, der mich über zwei Jahre lang weithin zur Ruhe zwang. Acht Monate lag ich im Lungensanatorium Ekkertal im Harz, unmittelbar an der damals nur wenig bewachten Zonengrenze. Dort hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. Mehrfach besuchte mich der Ortspfarrer Dr. Grosse aus Stapelburg, in seinem Hause war ich später auch zu Gast. Wieder bot mir ein Pfarrhaus in einer kritischen Phase meines Lebens Geborgenheit.

Zum 1.9.1951 wurde mein Vater als Ordinarius für Praktische Theologie nach Berlin berufen. Im März 1952 kam ich aus dem Harz zurück und zog mit meinen Eltern zusammen in eine neue Wohnung in Berlin-Friedrichshagen. In

⁷ In: ThLZ 78 (1953), Sp.694.

dieser Wohnung war im März 1954 Hochzeit, meine Frau zog zu uns. Dort wuchs unsere 1955 geborene Tochter heran. Es gab gute Kontakte zu den Assistenten und Aspiranten, mehrere wurden Professoren: Die Alttestamentler Fritz Maaß und Gerhard Wallis, die Neutestamentler Hartmut Aschermann, Hans-Martin Schenke und Günter Baumbach, die Systematiker Hans-Georg Fritzsche, Helmut Fritzsche und Helmut Bandt, die Praktischen Theologen Ernst-Rüdiger Kiesow und Hans-Hinrich Jenssen, der Ostkirchenspezialist Hans-Dieter Döpman. Besonders nahe stand mir Rudolf Mau, Schüler von Rudolf Hermann. Mau und ich heirateten fast gleichzeitig in Friedrichshagen, seine Frau und meine Frau arbeiteten am Krankenhaus Köpenick. Mau wurde Dozent am Sprachenkonvikt und 1990 Professor an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität kurz vor seiner Emeritierung.

Schüler von Elliger waren damals noch Alfred Raddatz, der 1971 Professor in Wien wurde und 1996 emeritiert wurde, sowie Joachim Rogge, der Dozent am Sprachenkonvikt wurde, dann in der Hierarchie aufstieg und 1995 als Bischof von Görlitz in den Ruhestand ging. Schwierig gestaltete sich das Verhältnis zur Aspirantin Rosemarie Streisand, der späteren Professorin Müller-Streisand. Ich habe mich um Fairness bemüht. In einem Dokumentenband 1996 las ich, dass diese Kollegin 303 (geheime) Gutachten für die Zensur der DDR geschrieben hat; den Druck eines Beitrages von mir für einen Sammelband zum 25-jährigen Bestehen der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin 1970 hat sie durch ihr Votum verhindert; von Fairness ist in diesem „Gutachten“ wenig zu verspüren⁸.

Durch die Krankheit hatte ich Zeit verloren. Elliger war einverstanden, dass ich für die Habilitation bei der Bilderfrage des frühen Mittelalters blieb: Im Jahre 825 hatte Kaiser Ludwig der Fromme in Paris eine Synode mit einem Gutachten beauftragt. Die kritische Stellung der Libri Carolini 791 zur Bilderverehrung änderte sich, 825 waren die fränkischen Theologen bildervereuerlicher. Ich wollte die Unterschiede verdeutlichen und mit allgemeinen Erscheinungen verbinden, um zu einem allgemeinen Ergebnis zu kommen. Die Fakultät hatte Walter Dreß zum Korreferenten bestimmt. Ein Besuch bei ihm verlief freundlich: Dreß erinnerte daran, dass er von meinem Großvater ordiniert worden sei. Elliger und Dreß votierten positiv, im Mai 1954 hielt ich eine Probevorlesung über den Göttinger Kirchenhistoriker Mosheim. Nach einem Colloquium verlieh mir die Fakultät den Titel Dr. theol. habil. Die Arbeit wurde 1958 von der Evangelischen Verlagsanstalt gedruckt unter dem Titel „Epochen karolingischer Theologie. Eine Untersuchung über die karolingischen Gutachten zum byzantinischen Bilderstreit“.

⁸ Siegfried Bräuer u. Clemens Vollnhals (Hrsg.), „In der DDR gibt es keine Zensur“. Die Evangelische Verlagsanstalt und die Praxis der Druckgenehmigung 1954-1989. Leipzig 1995, S. 223f.

Nach der Habilitation hatte ich eigene Vorlesungen anzukündigen, die freilich am unbeliebten Sonnabend stattfinden mussten. Ich war dankbar, dass sich damals – trotz des reichen Angebots von Elliger und Dreß – doch immer auch Hörer zu meinen Vorlesungen eingefunden haben. Daneben hielt ich Proseminar, in dem ich mehrfach die Anfänge des Papsttums untersucht habe. Mich bewegte die Frage nach der biblischen Begründung des Papsttums: Hat die alte Kirche das Wort vom „Felsen der Kirche“ (Mt 16, 18) im Sinne eines Papsttums ausgelegt? Wie beweiskräftig sind die altkirchlichen Argumente, die Luther 1519 auf der Leipziger Disputation anführte? Bald erkannte ich die besondere Bedeutung der nordafrikanischen Kirchenväter. Ich las Bücher von Hugo Koch, der 1912 als katholischer Kirchenhistoriker sein Lehramt verloren hatte, weil er den Bischof Cyprian von Karthago († 258) nicht als Zeugen für das Papsttum verstehen konnte⁹. Im Mai 1956 habe ich mich in Berlin-Spandau vor der Sektion Kirchengeschichte des Deutschen Theologentages vorgestellt mit einem Referat „Die drei großen nordafrikanischen Kirchenväter über Mt 16, 18-19“. Die unterschiedlichen Auslegungen führte ich darauf zurück, dass alle drei Theologen von einem Petrusbild ausgingen, das ihnen selbst ähnlich war: „Tertullian erkennt in Petrus den Bruder im Geist, Cyprian sieht in Petrus den Bruder im Amt, Augustin erspürt in Petrus den Bruder im Erleben von Irrtum und Gnade. Jeder fühlt sich also selbst als „Nachfolger Petri““¹⁰. Eine ähnliche Tendenz hatte mein Beitrag für die Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Hermann¹¹ über „Lateinische Auslegungen zu Joh 21, 17“. Das Wort Jesu an Petrus „Weide meine Schafe“ zielte in der alten Kirche nur ganz selten auf ein päpstliches Amt. Meist zeigten die Ausleger, was Petrus „mit allen Menschen, Sündern, Jüngern, vielleicht auch Amtsträgern gemeinsam hat.“¹²

Zum 1.9.1956 wurde ich Dozent für Kirchengeschichte. Meine Lehrtätigkeit erweiterte sich aus einem traurigen Grunde: Die Frau von Walter Elliger verstarb nach einem Krebsleiden; er hatte sich zuletzt ganz ihrer Pflege gewidmet, danach wurde er selbst für längere Zeit krank. Er bat mich, seine Hauptvorlesungen zu seiner Vorlesungszeit zu halten.

Dazu kam eine weitere Aufgabe: Elliger hatte für das von Ernst Wolf und Kurt-Dietrich Schmidt begründete Handbuch „Die Kirche in ihrer Geschichte“

⁹ Hugo Koch, Cyprian und der römische Primat. Leipzig 1910; – Kallist und Tertullian. Heidelberg 1920; – Cyprianische Untersuchungen. Bonn 1926; – Cathedra Petri. Gießen 1930.

¹⁰ In: ThLZ 81 (1956), S. 361-364. Wiederabdruck im Sammelband: Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200. Göttingen 1993, S. 126-128.

¹¹ Solange es heute heißt. Festgabe für Rudolf Hermann zum 70. Geburtstag. Berlin 1958, S. 78-92. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), S. 107-125.

¹² Das Zitat stammt aus Richard Baumann: Fels der Welt. Tübingen 1956, S. 174, der diese Deutung kritisierte.

den Teil E „Frühmittelalter einschließlich Germanenmission“ zugesagt; ich sollte für ihn Literatur sammeln. Nun sagte er mir vom Krankenbett aus, ich möge ihm diese Arbeit ganz abnehmen. Die Herausgeber und Verleger Ruprecht stimmten zu. Ich bin an die Arbeit gegangen unter schwierigen Bedingungen: Meine Frau hatte als Pflichtassistentin oft Sonntagsdienst und Nachtdienst. Unsere Tochter ist sehr viel in den Zimmern ihrer Großeltern gewesen, – sonst hätte ich diesen Beitrag nicht schreiben können. Ende 1958 lieferte ich mein Manuskript ab, die Herausgeber äußerten sich anerkennend, verlangten jedoch einen Nachtrag: Zur Germanenmission gehört die Christianisierung Nordeuropas. Mein Beitrag hatte aber in der ursprünglichen Fassung nur bis zum Ende des Karolingerreiches und der Christianisierung der Sachsen gereicht. Also verfasste ich 1959 noch ein Kapitel über die Mission in Nordeuropa mit dem Schwerpunkt Ansgar¹³. Für spätere Zeiten sollte dies günstig sein: Bei Besuchen in den nördlichen Ländern wurde ich mehrfach auf dieses Kapitel hin angesprochen als ein Kenner der Mission in Nordeuropa.

Es folgten weitere Aufträge: Kurt-Dietrich Schmidt veranlasste die Übertragung von Artikeln für den dritten Band des Evangelischen Kirchenlexikons an mich, darunter den Artikel „Wulfila“¹⁴. Die Theologische Literaturzeitung übertrug mir 1957 den ersten Rezensionsauftrag.¹⁵ Der Leipziger Kirchenhistoriker Franz Lau schrieb, ich möge vor der Arbeitsgemeinschaft für sächsische Kirchengeschichte einen Vortrag über Gottfried Arnold halten, da die Tagung in Annaberg/Erzgebirge stattfand, dem Geburtsort Arnolds. Diesen Vortrag habe ich später zum Druck gebracht: „Psychologische und theologische Gesichtspunkte in der Kirchengeschichtsschreibung Gottfried Arnolds.“ Das passte in die Festschrift zum 70. Geburtstag meines Vaters.¹⁶ Auf Einladung von Rudolf Hermann hielt ich 1959 vor der Luther-Akademie Sondershausen einen Vortrag „Wulfila und Ambrosius – zwei Kirchenväter des späten 4. Jahrhunderts“. Dem allgemein bekannten, adligen Bischof Ambrosius, der den Einsatz von Machtmitteln nicht scheute, stellte ich als positiven Zeitgenossen den machtlosen Germanenmissionar Wulfila gegenüber. Der Vortrag wurde 1961 als Heft in Ostberlin gedruckt, danach vom

¹³ Geschichte des Frühmittelalters und der Germanenmission. Die Kirche in ihrer Geschichte, hrsg. v. Kurt Dietrich Schmidt u. Ernst Wolf. Lieferung E 1, Göttingen 1961, (2. Aufl. 1976); über die Missionierung Skandinaviens: S. 68-73.

¹⁴ In: EKL III (1959), S. 1859.

¹⁵ In: ThLZ 83 (1958), S. 429-433; – Festschrift zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald. 2 Bände, Greifswald 1956.

¹⁶ In: Forschung und Erfahrung im Dienste der Seelsorge. Festgabe für Otto Haendler zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. Ernst-Rüdiger Kiesow u. Joachim Scharfenberg. Berlin (bzw. Göttingen) 1960, S. 129-138.

Calwer Verlag übernommen¹⁷. Die Kirchengemeinde Friedrichshagen, in der wir getraut worden waren und unsere Tochter getauft worden war, wählte mich 1959 zum Kirchenältesten. Ebenfalls 1959 schrieb ich ein erstes Gutachten zu einer Doktorarbeit: Hubert Kirchner hatte auf Anregung von Elliger über Johannes Sylvius Egranus gearbeitet, einen interessanten Kontrahenten Müntzers in Zwickau¹⁸.

Diese gute Entwicklung schien einen Höhepunkt zu erreichen: Der Kirchenhistoriker Erhard Peschke wechselte 1959 von Rostock nach Halle; die Theologische Fakultät Rostock setzte mich auf die Berufungsliste und ließ durchblicken, dass man mit meiner Berufung zum Professor rechne. Es gab jedoch eine Enttäuschung: Nach Rostock kam 1959 der erheblich jüngere und damals noch nicht habilitierte Dr. Eberhard Pältz (Jena), ein Schüler von Karl Heussi.

Für mich ergab sich ein Zusammenhang: Nach der Habilitation im Mai 1954 wurde ich erst nach mehr als zwei Jahren Wartezeit im Herbst 1956 Dozent; der Druck meiner Habilitationsschrift von 1954 hatte sich bis 1958 verzögert. Es gab also Widerstand gegen mein Fortkommen. Offenbar schadete die immer härter werdende Kritik, die mein Lehrer Elliger an den Zuständen in der DDR äußerte, seinen Schülern. 1994 hat Siegfried Bräuer ein internes Gutachten für die Zensurbehörde gefunden, das dem Druck meiner Habilitationsarbeit widersprach: Der Gutachter argumentierte nicht gegen meine Arbeit, wohl aber gegen meine Person: Man solle fortschrittliche Theologen fördern, zu denen ich nicht zu rechnen sei.¹⁹ Für Elligers Assistenten Rogge und Raddatz wurde deutlich absehbar, dass sich ihnen die Türen für eine Laufbahn an einer Universität der DDR verschließen würden. Ich habe damals im Greifswalder Konsistorium erneut wegen eines Vikariats angefragt, das an sich immer geplant war.

Es kam dann aber ganz überraschend: Das Ministerium schlug mich der Theologischen Fakultät Halle als möglichen Nachfolger von Ernst Barnikol vor, der 1960 zur Emeritierung anstand. Die Hallenser Fakultät stimmte diesem Vorschlag einstimmig zu, bei einer Stimmenthaltung von Barnikol. Dekan in Halle war Erdmann Schott, früher Pfarrer in Dersekow bei Greifswald, der mich im Ersten Theologischen Examen in Greifswald geprüft hatte. Er vermutete in einem Gespräch, bestimmte Leute wollten mich aus Berlin heraus haben, um dort freie Bahn für die eigene Entfaltung zu bekommen. Schott hatte ein gutes Gespür für

¹⁷ Wulfila und Ambrosius. Berlin (bzw. Calw) 1961.

¹⁸ Hubert Kirchner, Johannes Sylvius Egranus. Ein Beitrag zum Verhältnis von Reformation und Humanismus. Berlin 1961 (Kurzform der Berliner Diss. theol. von 1959).

¹⁹ Siegfried Bräuer, „... dass die Zeitschrift eine progressivere Tendenz erhält“. Der Herausgeberwechsel bei der Theologischen Literaturzeitung 1958-1960. In: ThLZ 119 (1994), S. 577-600. Das Votum stammt von Kurt Meier (Leipzig); seine Urteile über mein Buch bzw. meine Person bringt Bräuer auf Spalte 577f.

solche Zusammenhänge, ich hatte ähnliche Gedanken. Jedenfalls wurde ich zum 1.9.1960 als Professor mit Lehrauftrag für Kirchengeschichte an die Theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle berufen. Dort war ich nur ein Studienjahr 1960/1961, das mir im Rückblick schön erscheint; etwas nostalgische Verklärung könnte dabei mitsprechen. Im Herbstsemester reiste ich zu jedem Wochenende nach Berlin, in Halle wohnte ich von Montag bis Freitag im Reformierten Konvikt in einem winzigen Zimmer in enger Gemeinschaft mit den Studenten. Nach gemeinsamer Morgenandacht und Frühstück wanderten wir zusammen zum Hörsaal, dort ging ich zum Katheder, die Studenten nahmen als Hörer Platz. Zum Frühjahrssemester bekam ich eine (Teil-) Wohnung in Halle, die Familie war vereint. Aber wir litten unter der Industrieluft; zumal meine fünfjährige Tochter, die in Berlin-Friedrichshagen einen Garten am Hause als Auslauf gehabt hatte, spürbar benachteiligt war.

Mit den Kollegen hatte ich guten Kontakt, vor allem mit Gerhard Wallis, dem langjährigen Assistentenkollegen, der kurz vor mir aus Berlin als Professor für Altes Testament nach Halle gekommen war. Sonst herrschten die Alten Herren: Emeritus Otto Eißfeldt, Dekan Erdmann Schott, der Missionswissenschaftler Arno Lehmann, der Neutestamentler Gerhard Dellling, der Praktische Theologe Hans Urner und der Kirchengeschichtler Erhard Peschke. Bei Fakultätssitzungen war oft Heinz Wagner mein Nachbar, der Rundfunkprediger in der DDR, der damals Gastprofessor in Halle war. Die Bibliothek war umfangreich, in ihr wirkte der Bibliotheksassistent Traugott Holtz – ein guter, alter Bekannter aus Greifswald, dem ich später als Professor mehrfach wieder begegnen sollte.

Am 16.3.1961 hielt ich meine Antrittsvorlesung: „Neue Forschungen über die Anfänge des Christentums in Deutschland“. Der Dekan Erdmann Schott fragte mich, ob ich denn das Reizwort „Deutschland“ unbedingt im Thema nennen müsse; ich antwortete: „Die führende Zeitung in der DDR heißt doch „Neues Deutschland.““ Schott sagte: „Aber Sie meinen doch ein altes Deutschland“. Das Thema erregte jedoch sonst keinen Anstoß; ich berichtete über Trier, die beiden römischen Provinzen „Germania“, Bonn, Köln, Xanten, Augsburg und zuletzt auch Thüringen und den Goldhelm vom Weißenfels.

Ende April kam eine Anfrage aus Berlin, ob ich trotz des gerade erst erfolgten Umzugs nach Halle einen Ruf nach Rostock annehmen würde. Dort hatte Dr. Pältz keine Wohnung gefunden, die Reisen zwischen Jena und Rostock hatten ihn krank gemacht. Ich sagte sofort zu. Zum 1.9.1961 wurde ich nach Rostock berufen. Als Norddeutscher empfand ich es als eine glückliche Rückkehr in die alte Heimat. Als Kind, als Student und als Tennisspieler war ich oft in Rostock gewesen. Meine Frau bekam eine Arztstelle im Sanatorium Heiligendamm, dort wohnte ich zunächst. Unsere Tochter kehrte froh zu den Großeltern nach Berlin zurück und wurde dort eingeschult.

Später sah ich meine Berufsakte ein: Die Fakultät hatte 1959 – zehn Jahre nach Gründung der DDR – die westdeutschen Kirchenhistoriker Kurt-Dietrich Schmidt (Hamburg) und Hans von Campenhausen (Heidelberg) um Gutachten gebeten. Der Dekan Heinrich Benckert verwies noch 1961 auf diese westdeutschen Gutachten von 1959, das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen in der DDR respektierte dies, – vielleicht auch aus der Einsicht, dass man 1959 falsch entschieden hatte: Dr. Pältz war in Rostock überfordert, er wurde später in Jena Professor, blieb aber gesundheitlich angeschlagen. Ich war im Februar 1961 gerade erst von Berlin nach Halle umgezogen, – der neue Ortswechsel nach der Berufung vom 1.9.1961 war an sich eine Zumutung, aber ich empfand nur Freude.

Die Stimmung nach dem Mauerbau war freilich gedrückt. Meine Frau und ich hatten nie ernsthaft an eine Übersiedlung in den Westen gedacht, aber noch am 12. August 1961 waren wir von Friedrichshagen aus mit der S-Bahn in Westberlin gewesen; nun war diese angenehme Möglichkeit „verbaut“. Wir sahen in Ostberlin aus dem Westfernsehen den Bau der Mauer und die flüchtenden Menschen. Es war ein sehr merkwürdiges Gefühl, das man nicht vergessen kann.

Die vier Ordinarien in Rostock kannte ich: Dekan war am 1.9.61 noch der Systematiker Heinrich Benckert, der an Begegnungen mit meinem Vater erinnerte und sich über seine erfolgreichen Bemühungen um meine Berufung freute. Der Praktische Theologe Gottfried Holtz war in Wieck bei Greifswald Nachbarpfarrer meines Vaters gewesen; Ende April 1945 hatte es manche Telefonate zwischen den Pfarrhäusern jener Gegend gegeben, wann die weiße Fahne zu hissen sei. Der Neutestamentler Konrad Weiß hatte 1947/1948 in Greifswald den verhafteten Ernst Lohmeyer vertreten. Bei Weiß hatte ich meine erste Seminararbeit geschrieben; er begrüßte mich freundlich als neuen Kollegen. Altes Testament lehrte Karl-Heinz Bernhardt, einst mein Studienkollege in Greifswald. Er hatte viele Beziehungen zu staatlichen Stellen, die er aber auch für unsere Fakultät eingesetzt hat, insbesondere in der Zeit seines Dekanats 1961/1963.

Im Dezember 1961 bin ich erstmals mit den Fakultätskollegen zur Beratung mit dem Oberkirchenrat nach Schwerin gefahren. Diese Treffen fanden jedes Jahr statt, abwechselnd in Schwerin oder Rostock. Landesbischof D. Dr. Beste bezeichnete uns gelegentlich als „Landesfakultät“. Die Beratungen in seiner Wohnung verliefen in einer freundlichen und gepflegten Atmosphäre. Weithin bestand Übereinstimmung, nur an wenigen Punkten gab es Differenzen: Der Landesbischof wollte „Universitätsprediger“ an der Rostocker Universitätskirche einführen. Wir wollten dieses Thema aber nicht anrühren. In einem Predigtturnus waren alle Lehrkräfte einmal im Semester an der Reihe. In diesen Turnus wurde ich mit einbezogen. Die Predigtvorbereitung hat mich immer viel Zeit gekostet; die Gottesdienste haben mich jedes Mal angespannt. Aber ich bin im Rückblick dankbar: Der Zwang, sich zweimal im Jahr intensiv mit einem Text für eine

Predigt zu beschäftigen, hat mir gut getan. Ich bin dem vorgeschriebenen Predigttext nie ausgewichen.²⁰

Am 30. Mai 1962 hielt ich in der Aula meine Antrittsvorlesung „Die Trennung der abendländischen Kirchen vom römischen Staat im Zeitalter der Völkerwanderung“. Diese Trennung war verschieden verlaufen: In Gallien und Spanien kam es unter christlichen Königen bei den Franken bzw. Westgoten bald zu neuen „Staatskirchen“. In Italien begann der „Kirchenstaat“. Am reinsten verwirklichte sich eine Trennung in Nordafrika. Die Vorlesung kam in der Theologischen Literaturzeitung 1963 zum Druck mit der Widmung „Walter Elliger zum 60. Geburtstag“.²¹ Bedenken gegen die Widmung äußerte Erich Fascher in Berlin. Er warnte mich dringend: Elliger habe öffentlich erklärt, er wolle die DDR verlassen, meine Widmung reiße Wunden auf: Meine Berufung sei höchst umstritten gewesen, mit dieser Widmung gäbe ich den ablehnenden Stimmen nachträglich recht. Fascher meinte es sicher gut, ich blieb jedoch bei meiner Widmung und wurde deshalb niemals kritisch angefragt.

Schwierig war die Wohnungssuche. In Rostock war es aussichtslos. Wir strebten nach Bad Doberan: Von da aus konnte meine Frau im Sanatorium Heiligendamm arbeiten, Fahrten nach Rostock waren mir möglich. Das herrliche Münster in Doberan hat bei dieser Ortswahl eine Rolle gespielt. Im Sommer 1962 haben wir in Doberan ein Haus gekauft und unsere Tochter zu uns geholt. Dabei hat mir der Kreissekretär der CDU Kurt Paetz, Kirchenältester und Synodaler, wirksam geholfen, obwohl ich keiner Partei angehörte. Bald darauf bat er mich um Hilfe: Bei der „Nationalen Front“ wurden 1963 „Christliche Arbeitsgruppen“ in allen Kreisen gegründet; das war Aufgabe der CDU. Paetz bat mich, die Leitung dieser neuen Gruppe zu übernehmen. Ich habe mit Kollegen und kirchlichen Amtsträgern gesprochen: Alle redeten mir zu, die Aufgabe anzunehmen. Worte von Gottfried Holtz sind mir in Erinnerung: „Wenn man im Gefängnis leben muss, sollte man Gesprächsangebote des Gefängnisdirektors nicht ablehnen“. So habe ich die Aufgabe übernommen, der angesehene Propst Ehlers (Bad Doberan) wurde mein Stellvertreter. Anfangs kamen alle Pastoren der Umgebung, später hatte ich weniger Freude daran, ganz nutzlos sind diese Gespräche aber wohl nie gewesen. Bei der letzten Sitzung im August 1989 begrüßte ich als neuen CDU-

²⁰ Drei Predigten von mir wurden gedruckt in dem Band: „Auch in unseren Tagen“. Predigten in der Universitätskirche zu Rostock, hrsg. v. Ernst-Rüdiger Kiesow u. Helmut Fritzsche. Berlin 1978, S. 47-51, 77-81, 105-109.

²¹ In: ThLZ 88 (1963), S. 881-890. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), S. 149-162. Auch für die Festschrift zu Elligers 65. Geburtstag habe ich einen Beitrag geliefert: Die ältesten lateinischen Bibelzitate in Tertullians Frühschriften. In: Theologie in Geschichte und Kunst. Festschrift Walter Elliger zum 65. Geburtstag. Witten 1968, S. 50-60. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), S. 49-58.

Kreisvorsitzenden Herrn Dr. Günter Krause, der später Bundesverkehrsminister in Bonn wurde.

Weitere Aufgaben folgten: Landessuperintendent Dr. Steinbrecher (Wismar), Leiter des Konfessionskundlichen Werkes (Evangelischer Bund) in Mecklenburg, bat mich um Einblicke in konfessionelle Probleme der Alten Kirche. Ich hielt zwei Referate: „Der Ketzertaufstreit als ökumenisches Problem“ und „Altkirchliche Konfessionskämpfe und Germanenmission“. Beide Vorträge wurden 1966 gedruckt²². Das Konfessionskundliche Werk kooptierte mich 1965 in die Arbeitsleitung, in der ich dreißig Jahre lang mitgearbeitet habe, auch noch als Emeritus. Die Arbeitsgemeinschaft für Kirchengeschichte Mecklenburgs lud mich zu einem Vortrag nach Neustrelitz ein; mit dem Leiter, Pastor Gerhard Voß (Schwerin), habe ich gerne zusammen gearbeitet, ebenso mit seinem Nachfolger, Pastor Dr. Michael Banners (Wismar).

In jenen Jahren erschienen fünf Hefte von mir, die ich weithin schon in Berlin und Halle vorbereitet hatte. Die Evangelische Verlagsanstalt brachte die Reihe heraus „Quellen – Ausgewählte Texte aus der Geschichte der christlichen Kirche“; ich hatte mich schon an der Konzeption beteiligt. Meine Hefte boten einen Überblick über fast ein Jahrtausend. Heft 16, 1: „Das Christentum und die Germanen“ (1961) begann mit dem Jahre 264: Goten verschleppten auf der Völkerwanderung kleinasiatische Christen, unter denen die Vorfahren des späteren Gotenbischofs Wulfila waren. Heft 19: „Die Weltmacht des Papsttums“ (1965) endete mit dem vierten Laterankonzil 1215 unter Papst Innozenz III. Die zweisprachigen Hefte sollten Studenten an Quellen heranzuführen; die kleine Auflage war schnell vergriffen und ist außerhalb der DDR gar nicht bekannt geworden²³.

Im Juni 1963 kam in Rostock die zweite Baltische Theologenkonferenz zusammen. Über die komplizierten politischen Hintergründe des Anfangs und den weiteren Ablauf jener Konferenzen habe ich zweimal berichtet.²⁴ Der Greifs-

²² EMZ 23 (1966), S. 15-24 u. 184-193. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), S. 59-68 u. 139-148.

²³ Quellen. Ausgewählte Texte aus der Geschichte der christlichen Kirche. Heft 16, 1: Das Christentum und die Germanen bis auf Bonifatius. Berlin 1961; Heft 16, 2: Die Kirche im Karolingerreich. Berlin 1962; Heft 17: Reichskirche und Klosterreform vom 9.-11. Jahrhundert. Berlin 1963; Heft 18: Kaisertum und Papsttum bis zu Nikolaus I. Berlin 1964; Heft 19: Die Weltmacht des Papsttums im hohen Mittelalter. Berlin 1965.

²⁴ Die Bedeutung Martin Luthers auf den Konferenzen der Hochschultheologen der Ostseeländer 1961-1980. In: Nordische und deutsche Kirchen im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Carsten Nicolaisen. Göttingen 1982, S. 58-74; Kirchengeschichtliche Anmerkungen zu den Baltischen Theologenkonferenzen 1961-1990. In: Kirkko ja politiikka. Festschrift Eino Murtorinne. Helsinki 1990 (Veröffentlichungen der Finnischen Gesellschaft für Kirchengeschichte 153), S. 225-240.

walder Alttestamentler Alfred Jepsen und der schwedische Systematiker Gustaf Wingren (Lund) haben sich besonders für das Zustandekommen dieser Konferenzen eingesetzt. Für uns Mitglieder der Theologischen Fakultäten Greifswald und Rostock bedeutete es viel, dass Kollegen aus Nordeuropa uns oft besucht und eingeladen haben. 1963 hielt uns der finnische Lutherforscher Lennart Pinomaa einen Luthervortrag, der großen Anklang fand. 1964 verlieh ihm die Theologische Fakultät Rostock die Ehrendoktorwürde. Der Rektor gab ein Essen, an dem auch Funktionäre von Partei und Staat teilnahmen. In seiner Dankesrede sprach Pinomaa von finnisch-deutscher Gemeinsamkeit auch im Zweiten Weltkrieg und bat um Verständnis dafür, dass Finnland zuletzt aus dem „fahrenden Zug“ gesprungen sei, um einer sowjetischen Besetzung zu entgehen; umso mehr nehme er Anteil am Schicksal Ostdeutschlands. Das waren ungewohnte Töne, die Gesichter der Parteileute versteinerten sich. Pinomaa sagte kein Wort davon, dass wir kurz vorher unter vier Augen über diesen Abschnitt der Geschichte gesprochen hatten. Wir hatten natürlich volles Verständnis füreinander. Ähnliche Gespräche über die jüngste Vergangenheit gab es auch auf anderen Baltischen Theologenkonferenzen, wobei Dänen und Norweger freilich an die Zeit der deutschen Besetzung 1940-1945 dachten und damit ganz andere Erfahrungen einbrachten als die Finnen. Solche Gespräche verliefen stets fair und offen, sie haben die gute Atmosphäre der Tagungen niemals getrübt.

3. Arbeiten an der Rostocker Universität 1964-1972

Die Jahre 1964/1965 waren erfüllt: 1965 erschienen drei Aufsätze von mir für Jubilare, davon zwei zur Auslegungsgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Gottfried Holtz war es ein Festschriftenbeitrag: 2. Korinther 2, 9/10 in der „Völkerwanderung“.²⁵ Das Wort des Paulus „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“, hatte Bedeutung für den Jubilar, der 1934 vom Sondergericht Schwerin zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und aus Mecklenburg verbannt worden war, den man 1939 als vierzigjährigen Pfarrer eingezogen und nach Polen an die Front geschickt hatte, der nach schwerer Krankheit 1945 ständig von Schmerzen geplagt blieb. Zum 65. Geburtstag des Greifswalder Alttestamentlers Alfred Jepsen untersuchte ich „Altkirchliche Auslegungen zu Ez. 3, 17-19“; der Jubilar hatte oft auf die Bedeutung der Auslegungsgeschichte hingewiesen. In meinem Artikel ging es um die Begründung eines kirchlichen „Wächteramtes“. Am klarsten forderten Facundus von Hermiane und Lucifer von Calaris ein Wächteramt, – aber beide endeten als Sektierer. „Macht etwa das drohende Schwergewicht der Ezechielstelle un-

²⁵ Kirche – Theologie – Frömmigkeit. Festgabe für Gottfried Holtz zum 65. Geburtstag. Berlin 1965, S. 88-94.

fähig, die Botschaft von der Vergebung zu hören und zu verwirklichen?“²⁶. Zum 75. Geburtstag meines Vaters schrieb ich einen Beitrag „Traum und Tat bei Ansgar“ für ein ihm gewidmetes Sonderheft der Göttinger Zeitschrift „Wege zum Menschen“ 1965.²⁷

Einer mittelalterlichen Quelle wendete ich mich zu aus Anlass eines Jubiläums: Im Herbst 1965 wurde der Dom zu Brandenburg 800 Jahre alt. Albrecht Schönherr, der spätere Bischof, lud mich zu einem Vortrag zu dieser Thematik ein; ich sprach über „Reichskirche und Mission bei Thietmar von Merseburg“²⁸. Die gründliche Beschäftigung mit Thietmars Chronik hat mir später noch mehrfach Nutzen gebracht; diese Geschichtsquelle betraf überwiegend das Gebiet der damaligen DDR: Für die Anfänge des Christentums im Elbe/Saale-Gebiet ist Thietmar der weitaus beste Zeuge.

Die Baltischen Theologenkongressen gingen weiter: An der dritten Konferenz 1964 hatten wir Rostocker in Greifswald teilgenommen. Im Juni 1965 fand die vierte Konferenz statt, die wir nun zum zweiten Mal in Rostock ausrichteten. Die Verantwortung lag beim Dekan Konrad Weiß, der mit viel Schwung die Diskussionen leitete und organisatorisch eine glückliche Hand bewies. Gesprächsweise erfuhren wir, dass es in Dänemark Stimmen gegeben hatte, die eine Reise in ein kommunistisches Land grundsätzlich abgelehnt und unsere Theologenkongressen als Unterstützung des östlichen Systems verdächtigt hatten. Aus Protest dagegen hatte sich nun eine besonders große Zahl von Teilnehmern aufgemacht: Acht Dänen waren gekommen, darunter waren meine Kopenhagener Spezialkollegen Leif Grane und Torben Christensen, die ich schon aus der Literatur kannte.

Meine Hauptarbeit war der Unterricht an der Theologischen Fakultät. Ich hatte ein nettes Studienjahr zu betreuen. Eine der ersten Examensarbeiten, deren Thema ich vergeben hatte, kam von einem Studenten, der ein tüchtiger Pastor in Rostock wurde, ein besonderes Charisma für Jugendarbeit hatte und sich in der Wendezeit mit in vorderster Linie einsetzte. Sein Name wurde nach 1990 berühmt, weil eine große Behörde mit vielen Akten oft nach seinem Namen benannt wird: Joachim Gauck!

Mit dem Rektor oder Prorektor der Universität hatte ich kaum zu tun. Unter den Kollegen aus anderen Fakultäten kannte ich nur den Chefarzt der Inneren Klinik Martin Gülzow, der seine Jugend bis 1930 im Pfarrhaus Neuenkirchen bei Greifswald erlebt hatte; das verband uns. Einige jüngere Kollegen lernte ich auf dem Tennisplatz kennen. Die Beschränkung auf die Fakultät änderte sich mit meiner Wahl zum Dekan 1965. Seitdem gehörte ich zum Senat der Universität

²⁶ In: ThLZ 90 (1965), S. 174.

²⁷ In: Wege zum Menschen 17 (1965), S. 151-159.

²⁸ In: EMZ 23 (1966), S. 203-214. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), S. 226-238.

und bald auch zu Kommissionen und Ausschüssen des Senats. Anfangs kannte ich meine Pflichten mitunter nicht: Im April 1966 bekam ich eine vom Rektor unterzeichnete Einladung zu einer akademischen Feier zum 20. Jahrestag der Gründung der Sozialistischen Einheitspartei. Ich hielt die Einladung an mich für ein Missverständnis und blieb der Veranstaltung fern. Kurz darauf lud mich der Rektor zu einer Belehrung vor: Ich müsse bei einer Verhinderung einen Vertreter entsenden oder im äußersten Notfalle wenigstens absagen; jetzt sei peinlicherweise der für den Dekan der Theologischen Fakultät reservierte Platz leer geblieben.

Ich berichtete in der Fakultätssitzung; meine Kollegen meinten, ich hätte als Dekan der Einladung des Rektors folgen müssen. Der Systematiker Heinrich Benckert sagte, er habe als Dekan derartige Veranstaltungen immer nur als „Amtsperson“ besucht, nicht als „Privatperson“. Mit diesen Begriffen aus der lutherischen Zweireichelehre wollte Benckert, der im Kirchenkampf als Pastor der Bekennenden Kirche im Gefängnis gesessen hatte, mir helfen. Ich empfand umgekehrt: Als Privatperson konnte ich so eine Veranstaltung besuchen, gerade als „Amtsträger“ hatte ich Hemmungen. In den folgenden Jahren habe ich aber aus „lutherischem Pflichtgefühl“ so manche unerfreuliche Veranstaltung besucht, in der Meinung, damit einen notwendigen Dienst für meine Fakultät zu tun.

Besonders spannend wurde es im Frühjahr 1967 um Konrad Weiß.²⁹ Er gehörte zur letzten gesamtdeutschen Synode der EKD, die wegen der Mauer nicht zusammenkommen konnte; aber sie tagte gleichzeitig in Ost- und Westberlin, um die Einheit zu demonstrieren. Im März 1967 wurde die Synode in Ostberlin verboten, sie wickelte sich nach Fürstenwalde. Die Synode sollte aber überhaupt nicht sein, dazu gab der Rektor mir einen Auftrag: Ich sollte als Dekan dem Professor Weiß klarmachen, dass die EKD in der DDR nicht mehr existiere; der Militärseelsorgevertrag verbinde die EKD mit der NATO. Die Synode sei daher in der DDR illegal; eine Beteiligung an solcher Veranstaltung würde für einen staatlichen Professor Konsequenzen haben. Ich bin zu Weiß gegangen und habe als „Amtsperson“ ihn informiert. Weiß fragte mich: „Was denken Sie denn, was ich nun machen werde?“ Ich antwortete: „Wie ich Sie kenne, werden Sie nun erst recht zur Synode fahren“. Das war freilich meine Meinung als „Privatperson“. Weiß fuhr zur Synode. Auf längere Sicht wurde jedoch ein Kurs, der die EKD auch in der DDR beibehalten wollte, unhaltbar. Weiß ging ein hohes Risiko ein. Er rechnete mit einer Entlassung aus der Pro-

²⁹ Gert Haendler, Die Theologische Fakultät Rostock zwischen Mauerbau 1961 und 3. Hochschulreform 1969. In: Nachdenken über Israel, Bibel und Theologie. Festschrift für Klaus-Dietrich Schunck zu seinem 65. Geburtstag. Hrsg. v. H. Michael Niemann, Matthias Augustin u. Werner H. Schmidt. Frankfurt/Berlin/Bern 1994 (Beiträge zur Erforschung des Alten Testaments, Bd. 37), S. 445-456, über Konrad Weiß S. 449-451.

fessur und äußerte die Hoffnung, in diesem Falle eine Pfarrstelle in Mecklenburg zu erhalten. Es folgte aber nur eine kleinere Rache: Für die sechste Baltische Theologenkonferenz, die im Juni 1967 erstmals in Lund (Schweden) stattfand, erhielt Weiß seinen Reisepass so verspätet, dass er nicht mehr an der Konferenz teilnehmen konnte.

Mit dem Rektor Günter Heidorn konnte ich auskommen. Wir waren fast gleichalt; er war klug und ehrgeizig, im Krieg Offizier auf einem U-Boot, seine Frau war Katholikin, wovon er gelegentlich sprach. Er hatte den Lehrstuhl für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Institut für Marxismus-Leninismus inne, wollte aber als Historiker gelten. Er bekam später einen Lehrstuhl für Geschichte in Berlin, hat aber auch dort kaum als Professor gewirkt; als stellvertretender Minister für das Hochschulwesen der DDR war er für Internationale Beziehungen zuständig. Von wenig erfreulichen Begegnungen mit Heidorn haben mir in Helsinki der damalige Universitätskanzler Mikko Juva sowie in Bern mein Spezialkollege Alfred Schindler erzählt. Neben dem Rektor stand als Prorektor für Gesellschaftswissenschaften der Agrarhistoriker Gerhard Heitz. Wir wohnten in Bad Doberan, trafen uns gelegentlich in der Bahn, mitunter auch mal in der Sauna: Meist waren die Gemeinsamkeiten größer als die Meinungsverschiedenheiten.

Als meine Hauptaufgabe erwies sich zunehmend die Neubesetzung mehrerer Professuren. Wir hatten nur um 50 Studenten und befürchteten, man könne die Fakultät „einsparen“, wenn von fünf Professuren drei vakant wurden. Die Nachfolge für Gottfried Holtz, der aus gesundheitlichen Gründen schon 1963 zurücktreten wollte, gestaltete sich schwierig: Unsere erste Vorschlagsliste wurde vom Ministerium in Berlin pauschal zurückgewiesen, wir hatten u. a. Dr. Werner Krusche nominiert, den späteren Magdeburger Bischof. Das Ministerium hatte andere Pläne. Aus Eisenach kam der Predigerseminardirektor Dr. Karl Brinkel, ein Vertrauensmann des thüringischen Landesbischofs Mitzenheim. Wir hatten Vorbehalte, aber Brinkel erwies sich als freundlicher Kollege, er starb schon 1964. Wir stellten eine neue Liste auf; dieses Mal wurde Pfarrer Dr. theol. habil. Ernst-Rüdiger Kiesow aus Berlin zum 1.9.1965 berufen, den wir 1963 vergeblich vorgeschlagen hatten. Kiesow war Assistent meines Vaters in Berlin gewesen, er wurde 1968 mein Nachfolger als Dekan. Im Alten Testament folgte Karl-Heinz Bernhardt einem Ruf nach Berlin; zum 1.9.67 wurde Klaus-Dietrich Schunck nach Rostock berufen; er hatte sich bei Jepsen habilitiert und war schon in Greifswald Professor gewesen. Kiesow und Schunck haben über zwei Jahrzehnte an der Rostocker Fakultät gewirkt; ich war froh, dass ich in meiner Dekanszeit eine Neubesetzung dieser beiden Professuren zu einem festen Abschluss führen konnte.

Tragisch war der Wechsel in der Systematischen Theologie: Heinrich Bencckert erkrankte am Krebs und starb – erst 60-jährig – nach langer Krankheit am 8. Mai 1968. An seinem Grabe hat der nächste Dekan, Ernst-Rüdiger Kiesow,

gesprochen. Ordinarius für Systematische Theologie wurde zum 1.9.68 Helmut Fritzsche; mit ihm hatte ich schon verhandelt; er kannte Kierkegaard im dänischen Urtext, das passte gut zu unseren Ambitionen nach dem Norden. Ein Erbe von Benckert habe ich auf seinen Wunsch hin schon 1967 angetreten: Die Vertretung der Fakultät in der Landessynode. 1969 beschlossen wir einstimmig die Gründung des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR, da die EKD in der DDR nicht mehr wirken konnte. Artikel 4, 4 der Verfassung des Kirchenbundes stellte aber ausdrücklich eine besondere Gemeinschaft mit der EKD fest.

Zum 1. Mai 1968 habe ich das Dekanat an den Praktischen Theologen Ernst-Rüdiger Kiesow übergeben. Im Sommer habe ich ihn vertreten, Mitte August kehrte er zurück. Am 22.8.1968 wurde Kiesow zu einer außerordentlichen Sitzung des Senats gerufen, in der eine zustimmende Erklärung zum Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die CSSR beschlossen wurde.³⁰ Die Erklärung lautete u. a.: „Niemals werden wir es zulassen, dass die Völker der CSSR ihrer sozialistischen Errungenschaften beraubt und der Frieden in Europa gefährdet wird. Daher stehen wir fest hinter den politischen und militärischen Maßnahmen, die von der Sowjetunion, der DDR und den anderen sozialistischen Bruderländern zum Schutz der sozialistischen Ordnung in der ČSSR getroffen wurden. Diese Maßnahmen sind ein echter Ausdruck des sozialistischen Internationalismus und dienen der Erhaltung des Friedens.“

Fast alle Senatsmitglieder stimmten der Erklärung zu; nur der Dekan der Theologischen Fakultät verweigerte die Unterschrift. Am folgenden Tage erschien diese Erklärung mit allen Namen in den Tageszeitungen der DDR. Drei Tage danach bekam ich eine offene Karte von Konrad Weiß aus dem Urlaub, er habe die Zeitungen am 23.8. gründlich studiert und wolle seiner Freude Ausdruck geben. Die Karte gab ich an Ernst-Rüdiger Kiesow weiter, denn er war gemeint: Er hatte gerade wieder das Amt des Dekans übernommen und an jenem 22.8.1968 den Mut zur Verweigerung gehabt. Kiesow rechnete damit, dass seine Tätigkeit an der Universität dadurch ein Ende finden könne; wir sprachen darüber, ob er in diesem Falle in seine frühere Kirche Berlin-Brandenburg heimkehren oder in den Dienst seiner neuen Landeskirche Mecklenburg gehen solle. Der Rektor jedoch ließ die Sache auf sich beruhen; er hatte für die Presse eine Erklärung des Senats geliefert, auf einen Namen mehr oder weniger kam es nicht an. Kiesows Tapferkeit wurde nach der Wende 1990 gewürdigt; er wurde Protektor und Ehrensensator der Universität Rostock. Ich habe mich aber gefragt, ob ich wohl in jener Stunde auch diesen Mut meines Freundes Kiesow aufgebracht hätte? Es freute mich jedenfalls, dass Konrad Weiß mir eine Verweigerung der Unterschrift zugetraut hat.

³⁰ Näheres dazu am Schluss meines Artikels: Der Reichsbischof und die Theologischen Fakultäten 1933/34. In: ThLZ 116 (1991), S. 1-16.

Einen hohen Wert hatten für uns die Auslandsreisen. Im Herbst 1966 durfte ich am Europäischen Theologentag in Wien teilnehmen, der die früheren Deutschen Theologentage fortsetzte. Wir bekamen strikte Anweisungen, keine Gemeinsamkeiten gesamtdeutscher Art zu feiern. Insbesondere war es mir verboten worden, am Treffen der (west-)deutschen Dekane teilzunehmen. Neben Erdmann Schott (Halle) und Heinz Wagner (Leipzig) war ich als der dritte Dekan aus der DDR in Wien dabei. Mit großer Freude habe ich in Wien meinen alten Lehrer Walter Elliger wiedergesehen, der inzwischen in Bochum lehrte.

Die zweite Reise führte 1967 auf die Insel Gotland, wo über die Anfänge des Christentums im Ostseeraum beraten wurde; ich sprach über die Anfänge des Christentums in Mecklenburg.³¹ Auf der Hinreise hatte mich in Lund mein Kollege Bengt Hägglund eingeladen, auf der Rückreise war ich Gast bei Geo Widengren, dem damaligen Dekan der Theologischen Fakultät Uppsala. Beide Kollegen hatten viel Verständnis für die Unsicherheiten eines Besuchers aus Ostdeutschland. Es gab damals keine diplomatischen Beziehungen zwischen Schweden und der DDR; ich sollte mich im Notfall an die Botschaft der CSSR wenden, keinesfalls an die westdeutsche Botschaft.

Die dritte Auslandsreise ging 1968 im Rahmen der siebten Baltischen Theologenkonferenz nach Finnland. Gerade in diesem Lande erlebten wir eine bewegende Gastfreundschaft; mit meinem Freunde Kiesow bin ich über Stockholm mit dem Schiff nach Turku gereist, dort suchten wir den Dom auf und fanden gleich am Eingang einen Aufruf aus Kriegszeiten von Marschall Mannerheim an „Finnlands Mütter“: man beurteilte mitunter Finnland schon als ein ‚östliches‘ Land, tatsächlich muss man die Uhren dort eine Stunde vorstellen. Aber Finnland war in seinem historisch-politischen Denken keineswegs ‚östlich‘. Finnische Kollegen empfahlen uns den Besuch des Mannerheim-Museums in Helsinki, weil dort u.a. deutsche Kriegsauszeichnungen ausgestellt waren. Auf der Konferenz habe ich einer Anregung der Gastgeber entsprechend über Ansgar gesprochen. Jeder Tag begann mit einer Morgenandacht, die von den deutschen Teilnehmern gehalten wurde; die Choräle begleitete Lennart Pinomaa am Klavier, das Vaterunser wurde gemeinsam gesprochen, jeder in seiner Sprache. Meine Begeisterung für Finnland wuchs noch durch dieses persönliche Erleben. Auf dem Rückweg lud mich Bengt-Ingmar Kilström ein, bei ihm in Strängnäs Station zu machen. Auch an diesen Ort bin ich später noch mehrfach gekommen, Kilström war ein herzlicher Gastgeber. Ich verschaffte ihm 1972 eine Gastdozentur für Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst in Rostock, in den achtziger Jahren wurde er Professor für Praktische Theologie an der Schwedischen Akademie in Åbo (Finnland).

³¹ Reichskirche und Mission bei der Christianisierung Mecklenburgs. In: Kirche und Gesellschaft im Ostseeraum und im Norden vor der Mitte des 13. Jahrhunderts. Visby-Symposium III, 1967. Göteborg 1969, S. 65-75.

Den Lehrauftrag für Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst hatte ich bald nach meiner Berufung eingerichtet; so konnte ich meinen alten Assistentenkollegen Alfred Raddatz öfter in Rostock zu Gast haben, wo er stets ein gefülltes Auditorium hatte. In späteren Jahren kam Gerlinde Wiederanders aus Berlin, die ebenfalls gerne gehört wurde. Der Wiener Kollege Wilhelm Dantine hat 1968 im Rahmen des konfessionskundlichen Werkes einen Vortrag über die Paulus-Gesellschaft in Rostock gehalten und mich hinterher wegen der Neubesetzung des kirchengeschichtlichen Lehrstuhls in Wien angesprochen. Ich empfahl die habilitierten Kollegen Joachim Rogge und Alfred Raddatz, für die als Elliger-Schüler an einer Universität der DDR kaum eine Chance bestand. Dantines Frage, ob ich an einer Berufung nach Wien interessiert sei, hat mich gefreut, aber ich wies sie als Versuchung zurück: Die Rostocker Fakultät hatte gerade genug Turbulenzen mit drei neuen Professoren.

Spannungen gab es um die Vorbereitung der Universitätsgeschichte zur 550-Jahrfeier der Universität Rostock 1969. Ich war 1966 zur Mitarbeit eingeladen worden. Meine Doktorandin Sabine Pauli, die spätere Frau Dr. Pettke, hatte im Archiv geforscht und eine inhaltreiche „Geschichte der Theologischen Institute“ vorgelegt, die rasch gedruckt werden sollte als Grundlage weiterer Arbeiten³². Leider verzögerte sich der Druck jahrelang. Ein Streitgrund war Eugen Gerstenmaier, der sich als Studentensprecher der Theologen im Mai/Juni 1933 für den gewählten Reichsbischof von Bodelschwingh eingesetzt hatte und deshalb zeitweise in Haft gewesen war. Der Rektor aber gab uns ein Pamphlet, in dem Gerstenmaier übel verunglimpft wurde: Unsere Darstellung sollte die „neueste Literatur“ berücksichtigen. Bei einer neuerlichen Einsicht im Archiv waren die ursprünglich vorhandenen Dokumente „verschwunden“.

Um die Drucklegung unserer Institutsgeschichte zu retten, mussten wir schließlich auf die Nennung des Namens Gerstenmaier verzichten. Das war vertretbar, da es sich um eine Institutsgeschichte handelte, in der auch sonst keine Studenten genannt wurden. Man lud mich danach jedoch nicht mehr zu den Beratungen über die Universitätsgeschichte ein; sie wurde von einer Arbeitsgruppe erstellt, der ausschließlich Marxisten angehörten. Die Theologen der Universität Rostock wurden daher in der Universitätsgeschichte von Marxisten ausgesucht und beurteilt. Darauf habe ich in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 1971 hingewiesen³³. Wir haben aber vier größere Arbeiten über Professoren der Rostocker Fakultät vorgelegt: Michael Baumgarten, August Wilhelm Dieckhoff,

³² Sabine Pauli, Geschichte der theologischen Institute an der Universität Rostock. WZ(R).GS 17 (1968), S. 309-365.

³³ Rostocker Theologen im Urteil der Marxisten. In: ZKG 82 (1971), S. 60-64.

Wilhelm Walter und Johannes von Walther. Über diese Arbeiten wurde in der ThLZ 1971 in Selbstanzeigen relativ ausführlich informiert.³⁴

Das Universitätsjubiläum 1969 haben wir nach Kräften genutzt: Die Fakultät veranstaltete im Juni 1969 die achte Baltische Theologenkonferenz, für die wir erstmals Finanzmittel bekamen. Bei den früheren Tagungen in Rostock 1963 und 1965 hatten wir hinterher eine Umlage unter den Professoren erhoben zur Deckung der Kosten. 1969 gab es im Norden wohl keine Bedenken mehr, die Theologische Fakultät in Rostock zu besuchen. Mit 23 Gästen aus den vier nordeuropäischen Ländern hatten wir eine Beteiligung, die weder vorher noch hinterher erreicht wurde. Auf der zentralen Festveranstaltung im November 1969 hat die Theologische Fakultät zwei schwedische Theologen, Geo Widengren aus Uppsala und Gustaf Wingren aus Lund, mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Widengren und Wingren waren recht verschieden: Widengren war ein liberaler Religionswissenschaftler, Wingren ein engagierter Systematischer Theologe; beide Kollegen standen uns durch mehrfache Besuche nahe und waren durch ihre Arbeiten international angesehen. Erst auf einer Nachfeier in meiner Wohnung erfuhr ich, dass Geo Widengren im „Winterkrieg“ 1939 als Freiwilliger nach Finnland gegangen war, um das kleine Land gegen den Überfall aus dem Osten zu verteidigen; unser früherer Ehrendoktor Lennart Pinomaa (Helsinki), der im November 1969 in Rostock auch mit dabei war, erzählte mit Freude davon.

Das Jahr 1970 brachte für mich herbe Ereignisse persönlicher und beruflicher Art: Im April musste sich meine Frau einer 2/3-Magenresektion unterziehen, die zu ihrer Frühinvalidisierung im Alter von 47 Jahren führte. Sie hatte als Schulärztin im Kreis Bad Doberan 1963-1970 manche Spannungen durchstehen müssen. Bei Klinikbesuchen diagnostizierte Klinikchef Martin Gülzow bei mir eine fortgeschrittene Wirbelsäulenversteifung (Morbus Bechterew), die mich jedoch relativ wenig beschwerte. Härter traf mich die Einschränkung meiner Lehrtätigkeit zum 1.9.1970 zugunsten des frühen Assistenten Wendelborn. Ihn hatte ich 1961 von Dr. Pältz übernommen, nach seiner Promotion 1965 wollte ich ihn (nach sieben Assistentenjahren) nicht länger behalten, da er deutlich mehr zu bestimmten politischen Aktivitäten als zur Arbeit an der Theologischen Fakultät neigte. Professor Pältz übernahm die Betreuung von Wendelborn, der sich in Jena 1970 habilitierte. Gleich danach ernannte ihn das Ministerium zum Dozenten in Rostock, obwohl deutlich war, dass wir ihn nicht haben wollten.

Dr. Wendelborn sollte bei uns Ökumenik sowie Neuere und Neueste Kirchengeschichte lesen. Ich musste meine Vorlesungen entsprechend begrenzen und neu einteilen: Den mir verbleibenden Lehrstoff von den Anfängen der Kirche bis

³⁴ In: ThLZ 96 (1971), S. 379-92: Gerhard Fohl über Michael Baumgarten (1812-1889); Helmut Opitz über Johannes von Walter (1876-1942); Sabine Pauli über Wilhelm Walther (1846-1924); Siegbert Uhlig über August Wilhelm Dieckhoff (1823-1894).

1600 bot ich nun in vier Teilen an über zwei Studienjahre verteilt. Bei Kaiser Konstantin, bei Papst Gregor VII. sowie beim jungen Luther lagen die neuen Grenzpunkte.

Die dritte Hochschulreform war 1970 weithin abgeschlossen, zuletzt verwandelte man die Theologische Fakultät in eine Sektion Theologie. Es gab nun keinen Dekan mehr, der an Beschlüsse der Fakultät gebunden war; gab dafür einen Sektionsdirektor, der alle Anweisungen von oben in der Sektion durchzuführen hatte. Für Promotionen gab es zwar bald wieder eine Fakultät für Theologie mit einem Dekan. Das Habilitationsrecht blieb uns aber fünf Jahre verwehrt mit der Begründung: Der Titel Dr. sc. theol. sei ein Widerspruch in sich, denn die Theologie sei keine Wissenschaft. Erst 1975 wurde der akademische Grad Dr. sc. theol. zugelassen für Personen, die eine akademische Lehrtätigkeit ausübten oder aber für eine Lehrtätigkeit vorgesehen waren.

1970-1972 gehörte ich dem Wissenschaftlichen Rat der Universität an. Die Sitzungen begannen meist um 15.00 Uhr, vorher um 14.00 Uhr versammelten sich die Parteimitglieder des Rates, um Festlegungen zu treffen. Mitunter waren sie um 15.00 Uhr noch nicht fertig, sodass wir „Nicht-Genossen“ dann vor der Tür warten mussten. Dadurch entstand ein sicher nicht beabsichtigter Solidarisierungseffekt in unserer Minderheit. Ich erinnere mich an freundliche Gespräche mit dem Pathologen Alexander Bienengräber, dem Physiologen Dietrich Mücke, der Zahnmedizinerin Ursula Heckmann und dem Mathematiker Istvan Fenyő. Dieses Verfahren kannte ich schon von den Elternversammlungen der Schule: Auch dort trafen sich erst die „Genossen Eltern“, danach wurden auch wir „einfachen Eltern“ hereingelassen.

Unwillkürlich erinnerte ich mich an das Jahr 1935: Damals war der Sonnabend „Staatsjugendtag“, d.h. Dienst in der Hitlerjugend. Für die wenigen Schüler, die der Hitlerjugend nicht angehörten, gab es besonderen Schulunterricht, an den ich gerne denke. Wir kamen aus vier Klassen zusammen und spielten viel Fußball.

Die Sitzungen im Wissenschaftlichen Rat waren recht frustrierend; immer wieder verwendeten Redner im Rat die Anrede „Genossinnen und Genossen“, sodass ich mich in diesem Kreise immer fremd gefühlt habe. Das eigentlich entscheidende Gremium der Universität wurden die Dienstbesprechungen des Rektors mit den Sektionsdirektoren, die dann ihrerseits diese „Weisungen“ auf Dienstbesprechungen ihren Sektionen weiterzugeben hatten. Es gab auf diese Weise schon bald eine mehr oder weniger gut funktionierende Kommandostruktur, von einer akademischen Selbstverwaltung blieb freilich kaum noch eine Spur.

4. Neue Arbeitsfelder in Kirche und Wissenschaft von 1972 bis zum Lutherjubiläum 1983

Die Abgrenzungen gegenüber dem Westen wurden immer spürbarer; Büchersendungen kamen nicht mehr an, Beschwerden beim Zoll konnten dazu führen, dass man vom Prorektor vorgeladen und verwahrt wurde: Eine Nachfrage beim Zoll sei nur auf dem Dienstwege zulässig. In Berlin etablierte sich ein „Büro für Urheberrechte“, das angeblich unsere Rechte wahrnehmen wollte. Diese Behörde meldete sich 1969: Für die Festschrift „Antwort aus der Geschichte – Walter Dreß zum 65. Geburtstag“ (Berlin-West 1969) hatte ich einen Beitrag geboten.³⁵ Das Büro für Urheberrechte forderte Auskunft über mein Honorar, da es dafür zuständig sei. Damals hatte ich kein Honorar erhalten, später musste ich alle Honorare in „harter Währung“ diesem Büro überweisen lassen, das mir dann den Betrag zunächst in Ostgeld überwies; bei guter Kassenlage und Laune konnte danach ein Teil in Westgeld umgetauscht werden. Dazu musste ich ein Konto bei der „Staatsbank der DDR“ eröffnen, wo diese Gelder geführt wurden. Das war jedoch ein Privileg! – Ein alljährliches Ärgernis waren die „Roten Wochen“, mit denen jedes Studienjahr im Herbst begann: Politische Vorlesungen und Seminare waren vorgeschrieben, hinterher musste genau berichtet werden. So wurde den meisten Studenten, – und nicht nur ihnen – gleich zu Beginn eines Studienjahres die Lust zum Studium einigermmaßen vergällt.

Lichtblicke in diesen Jahren waren die Beziehungen zu den nordeuropäischen Kollegen. 1968 hatte mir der finnische Lutherforscher Lennart Pinomaa ein Buch von Eino Murtorinne, später Professor in Helsinki, über den schwedischen Erzbischof Eidem gegeben; ein Artikel dazu erschien in einer finnischen Zeitschrift³⁶. Mein Vortrag über Ansgar vor der siebten Baltischen Theologenkonzferenz 1968 in Finnland wurde in der schwedischen „Kyrkohistorisk Årsskrift“ 1969 gedruckt.³⁷ 1971 lud mich Bengt-Ingmar Kilström erneut in die herrlich gelegene Bischofsstadt Strängnäs ein, um von dort aus mit einem Motorboot die Ansgarstätte Birka im Mälarsee zu besuchen; in der von Söderblom angeregten Ansgar-Kapelle in Birka hielt ich einen Vortrag, den Kilström übersetzte. Er

³⁵ Julius Wiggers – ein Rostocker Theologe und Widerstandskämpfer. In: Antwort aus der Geschichte. Walter Dreß zum 65. Geburtstag. Berlin 1969, S. 213-229.

³⁶ Zu den kirchlichen Beziehungen zwischen Skandinavien und Deutschland 1933/34. In: Theologinnen Aikakauskirja. Helsinki 1969, S. 446-449.

³⁷ Staat und Kirche in der Vita Anscarii. In: Kyrkohistorisk Årsskrift. Uppsala 1969, S. 1-15. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), S. 211-225.

erschien in einer schwedischen Fachzeitschrift 1971 unter dem Titel „Om bakgrunden till Ansgars missionsresa“.³⁸

Nun begann ich gezielt nach weiteren Zeugnissen schwedisch-deutscher Kirchenbeziehungen zu suchen, die ich in der Zeit um 1900 fand. Der schwedische Bischof Knut Henning Gezelius von Schéele war oft nach Deutschland gereist. Mehrere seiner Bücher waren in die deutsche Sprache übersetzt worden. Eine Fahrt nach Deutschland 1890 führte ihn als ersten schwedischen Bischof zu einer Tagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz, die ihn zum zweiten Vorsitzenden wählte. Er lud die Konferenz ein zu Tagungen in Lund 1901 und Uppsala 1911. Diesen Theologen habe ich im Juni 1972 der dreizehnten Baltischen Theologenkonzferenz in Rostock als einen „Ahnherrn“ unserer Beziehungen vorgestellt und fand viel Interesse, zumal bei den schwedischen Kollegen Wingren und Ringgren. Der Vortrag wurde 1975 gedruckt in meinem Heft „Schwedisch-Deutsche Kirchenbeziehungen 1901-1936“ in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin.³⁹

Von Nordeuropa her war ein weiteres Arbeitsfeld inspiriert: Der Theologische Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF), den wir am 10. März 1970 in Ostberlin gründeten. Über die Anfänge dieses Kreises habe ich im September 1995 in Wittenberg auf der 23. Tagung des TARF berichtet.⁴⁰ Bischof Dr. Werner Krusche (Magdeburg) berief sich in den Jahren 1968/1969 immer wieder auf den „Ökumenischen Freundeskreis der Lutherhalle Wittenberg“, der spontan 1967 bei den Veranstaltungen zur 450-Jahrfeier der Reformation gegründet worden war. Der damalige Direktor der Lutherhalle Oskar Thulin hat kurz vor seinem Ruhestand aus Sorge um den Fortbestand der Lutherhalle zu der Gründung einen wichtigen Anstoß gegeben. Vorsitzender des Freundeskreises war der schwedische Bischof Ragnar Askmark, Geschäftsführer Propst Sam Aurelius (beide in Linköping); der finnische Bischof Osmo Alaja hat den Kreis mitbegründet. Seit der Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Uppsala 1968 gehörten zu jenem Freundeskreis der Lutherhalle auch die Erzbischöfe von Schweden und Finnland, die Generalsekretäre des Lutherischen Weltbundes, des Reformierten Weltbundes und der Konferenz Europäischer Kirchen. Je mehr Bischof Werner Krusche auf diesen Kreis verwies, desto nervöser reagierten staatliche Stellen; Pläne für eine Umgestaltung der Lutherhalle im Sinne des Schlagwortes „Frühbürgerliche Revolution“ wurden aber aufgegeben. Der in

³⁸ In: Föreningen Lärare i Religionskunskap Årsbok 1971, S. 174-178.

³⁹ Schwedisch-deutsche Kirchenbeziehungen 1901-1936. Berlin 1975, übernommen vom Calwer-Verlag.

⁴⁰ Nordeuropäische Einflüsse zur Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1969/70, in: Kyrkohistorisk Årsskrift 1996, S. 107-114.

diesem Zusammenhang gegründete TARF hatte eine erfreuliche Geschichte vor sich, er vereinte Lutherforscher aus vielen Ländern. Zuerst war Bengt Hägglund (Lund) ständiger Gast bei unseren Tagungen, dem wir viele Anregungen verdanken; mit ihm kamen stets noch einige Schweden. Allmählich erweiterte sich der Teilnehmerkreis auch auf Ungarn (Jenö Szolyom), Finnland (Lorenz Grönvik) und die Schweiz (Ulrich Gäbler). Es durften aber auch Lutherforscher aus NATO-Ländern kommen: Leif Grane aus Dänemark, Ole Modalsli aus Norwegen, Josef Vercruysse aus Belgien. 1976 war erstmals ein westdeutscher Kollege dabei: Bernhard Lohse.

Im September 1973 habe ich vor diesem Kreis in Wittenberg einen Vortrag gehalten zum 450. Jahrestag der Schrift Luthers „Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursach aus der Schrift“ (1523). Es war ein Gemeindevortrag, an dem ich persönlich interessiert war: Nach 1959 in Berlin-Friedrichshagen war ich 1973 erneut Kirchenältester in meiner Kirchengemeinde Bad Doberan geworden (und bin es bis heute). Leif Grane hatte den Vortrag in Wittenberg gehört und lud mich nach Kopenhagen ein, wo ich – nach schwierigen Verhandlungen in Rostock wegen der Ausreise – im Herbst 1976 eine Woche lang Vorlesungen und Seminare über diese Thematik hielt. 1977 habe ich die Vorträge der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin eingereicht, 1979 wurden sie gedruckt und vom Calwer Verlag übernommen: „Amt und Gemeinde bei Luther im Kontext der Kirchengeschichte“. Das Heft übernahm der in den USA wirkende österreichische Reformationshistoriker Eric W. Gritsch. Er schrieb eine Einleitung für amerikanische Leser, seine Frau Ruth Gritsch übersetzte die Arbeit für den Fortress-Verlag in Philadelphia: „Luther on Ministerial Office and Congregational Function“ (1981). Das Heft war zu einem stattlichen Bande angewachsen.

Auch die Mecklenburgische Landeskirche eröffnete mir neue Möglichkeiten: Der 1971 in sein Amt eingeführte Landesbischof Dr. Heinrich Rathke berief mich in die Prüfungsbehörde für das Zweite Theologische Examen, in der ich zwölf Jahre lang mitgearbeitet habe. Jedes Jahr im Herbst kam der Prüfungsausschuss in Schwerin zusammen, die Examenskandidaten kannte ich größtenteils als ehemalige Rostocker Studenten. Vorher im Sommer hörte ich als Mitglied der Prüfungskommission Predigten und Katechesen, fuhr dazu oft in Dorfgemeinden. Mit Freude sah ich so manchen einst unbeholfenen Studenten nun ruhig im Talar amtieren. Menschlich verstanden wir uns in der Prüfungsbehörde gut, die Landesuperintendenten Pentz (Wismar) und de Boor (Schwerin), Dr. Wiebering, (damals Dozent in Leipzig), der Predigerseminardirektor Dr. Schnell, für dessen Doktorarbeit über die homiletische Theorie Melanchthons ich 1965 ein Gutachten geschrieben hatte, sowie der Landesbischof selbst.

Eine weitere Aufgabe kam vom Konfessionskundlichen Werk (Evangelischer Bund) in Mecklenburg, dessen Arbeitsleitung mich 1969 zum Vorsitzenden wählte. Ich habe die bestehende Arbeit zehn Jahre lang fortgesetzt: jeweils im Frühjahr und im Herbst wurde zu Fachvorlesungen in den Räumen der Studentengemeinde Rostock (Petrikirche) eingeladen. Dazu haben wir Seminare angeboten, die jedoch schwach besucht waren. Jeden Mittwoch vor Pfingsten gab es ein Treffen mit den katholischen Amtsbrüdern, das abwechselnd von den Katholiken in Teterow oder von uns in Güstrow durchgeführt wurde. Ich habe mich aber auch um den Kassenstand des Werkes gekümmert, die Sitzungen der Arbeitsleitung vorbereitet, Berichte gegeben und Andachten gehalten. Es hat mir in diesem Kreise immer menschlich gut gefallen, die Aufgaben erschienen mir sinnvoll, die Mitwirkung von Landesbischof Dr. Rathke war mir eine Freude. Manche Arbeit hat mir mein Stellvertreter, der freundliche Propst Scheunemann (Ribnitz) abgenommen; als Landesgeschäftsführer standen mir nacheinander drei ehemalige Doktoranden zur Seite: Dr. Gerhard Fohl, Dr. Rüdiger Laue und Dr. Matthias Kleiminger. 1979 habe ich den Vorsitz der Arbeitsleitung dem Schweriner Landessuperintendenten Hans de Boor übergeben, dem Bruder des Hallenser Kirchenhistorikers Friedrich de Boor. Danach habe ich gerne und regelmäßig noch bis 1994 an den Sitzungen der Arbeitsleitung teilgenommen.

In jenen Jahren 1969-1979 gehörte ich als Vertreter Mecklenburgs zur Arbeitsleitung des Konfessionskundlichen Werkes, die in Berlin die Landesvorsitzenden in den acht Landeskirchen der DDR zusammenführte. Über 25 Jahre habe ich im Wissenschaftlichen Beirat der Konfessionskundlichen Forschungsstelle in Potsdam mitgearbeitet, die 1991 ihr Ende fand. Das Zusammentreffen mit Fachleuten war anregend, zum Beispiel mit Hubert Kirchner, Martin Seils, Karl-Heinrich Bieritz, Joachim Rogge, Horst Beintker und Ulrich Kühn. Später kamen u.a. Hartmut Mai und Helmut Obst dazu. Wir haben sowohl das Verhältnis zur Katholischen Kirche und zur Ostkirche wie auch zu den in der DDR tätigen „Religiösen Sondergemeinschaften“ beachtet. Natürlich unterhielten wir uns auch allgemein über die Lage in den Landeskirchen und an den Ausbildungsstätten. Die Autofahrten von Berlin nach Potsdam und zurück mit Joachim Rogge oder Hubert Kirchner waren für mich immer sehr informativ und angenehm.

Eine ähnliche Zielsetzung hatte der Ökumenische Ausschuss beim DDR-Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes, dem ich von 1967 bis 1977 angehörte. Wir haben über die Leuenberger Konkordie diskutiert, wir bekamen Informationen über die damaligen Tagungen und Dokumente des Lutherischen Weltbundes, wir hörten von Problemen mancher Mitgliedskirchen. Am wichtigsten waren mir die persönlichen Kontakte mit Fachkollegen: Regelmäßig bin ich Bernhard Lohse, Georg Kretschmar, Martin Schmidt und Friedrich Heyer begegnet. Seit 1975 gab es beim Kirchenbund in Berlin eine „Arbeitsgruppe Polen“, die uns den polnischen Protestantismus näher brachte. In diesem polnisch-deutschen

Kreis habe ich gesprochen über „Das Luthertum in Polen 1918-23 nach den Berichten der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“.⁴¹ Es ging um die negative Berichterstattung jener Zeitung über den lutherischen Bischof Bursche (Warschau), um dessen Streit mit Generalsuperintendent Blau (Posen) und Vermittlungsbemühungen des schwedischen Erzbischofs Söderblom. Dieses Referat habe ich 1978 noch einmal vor einem anderen Gremium geboten: Seit 1976 tagten in Ostberlin ausgewählte Kirchenhistoriker aus Ost und West. Die Oberkirchenräte Dr. von Rabenau und Dr. Rogge hatten im Auftrag des Kirchenbundes in der DDR die Begegnungen angeregt. Es ging zuerst fast konspirativ zu, ich war aus dem Osten der einzige Professor, der dazu eingeladen wurde; sonst kamen nur jüngere Dozenten, überwiegend den kirchlichen Ausbildungsstätten. Wir versammelten uns in einem abgelegenen Gemeindehaus in Berlin Johannisthal. Seit 1980 wurde daraus eine feste Tradition am Wochenende vor Palmarum im Sprachenkonvikt Borsigstraße, wo Rudolf Mau ein umsichtiger und hilfsbereiter Hausherr war; die westlichen Kollegen versammelten sich vorher in Berlin-Lichterfelde und kamen dann zur gemeinsamen Arbeit zu uns in den Ostsektor durch die damalige Grenzkontrolle an der Mauer (mit dem damals üblichen Zwangsumtausch).

Nach Berlin reiste ich auch, weil ich mit der Evangelischen Verlagsanstalt im dauernden Kontakt stand. In einem Beirat wurde über Lizenzbücher aus dem Westen beraten. Die Aufgabe war schwierig, weil man die Bücher in den meisten Fällen gar nicht kannte. Ich habe mich jedes Mal eingesetzt für Campenhausens Bücher, sein Buch „Die Entstehung der christlichen Bibel“ wurde 1975 nachgedruckt. Für eine Lizenzausgabe der „Patrologie“ von Altaner habe ich jahrelang vergeblich gekämpft. Für das von Kurt-Dietrich Schmidt und Ernst Wolf begründete Handbuch „Die Kirche in ihrer Geschichte“ hätte ich gerne eine Lizenzausgabe im Osten erreicht; aber es gelang nur bei einigen Lieferungen. Bei den Beratungen war auch Dr. Gottfried Forck dabei, der spätere Bischof von Berlin-Brandenburg, er hatte sich stets über alle Bücher kundig gemacht und gab sehr fundierte Urteile; ich bewunderte das, denn ich habe bei vielen Büchern von vornherein auf ein Urteil verzichtet, weil ich mich in Rostock nicht kundig machen konnte. Stärker beschäftigte mich ein anderes Projekt, das ich bei der Evangelischen Verlagsanstalt 1970 erstmals vorgeschlagen habe: Eine Reihe von Beiträgen zur Kirchengeschichte. Grund dafür war die Absperrung von westdeutschen Lehrbüchern; die Studenten lernten z. T. nach total veralteten Lehrbüchern. Der Verlag hatte aber zunächst Bedenken wegen des Papierkontingents und der Zensur.

Joachim Rogge, damals Dozent und dann Oberkirchenrat, wurde mein tatkräftiger Verbündeter für dieses Projekt. 1971 schmiedeten wir Pläne für die

⁴¹ Abgedruckt in: ZdZ (1978), S. 51-57.

Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“. Als dritter Herausgeber wurde Kurt Meier (Leipzig), ein Schüler von Franz Lau, mit eingebunden. Ich fürchtete, dass nur Rogge und ich, zwei Elligerschüler, als Herausgeber an der Zensur scheitern könnten. Meier galt als fortschrittlich, er verhielt sich stets kollegial und hat Urteilen von Rogge und mir nie widersprochen. Zu unserer Freude wurde Siegfried Bräuer, ein ausgewiesener Kirchenhistoriker, Cheflektor beim Verlag. 1978 erschien als erster Band der Reihe mein Beitrag I/3: „Von Tertullian bis zu Ambrosius. Die Kirche im Abendland vom Ende des 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts“. Das Vorwort benennt sofort den entscheidenden Prozess „von der unterdrückten zur begünstigten Kirche, der hier mit dem Namen der abendländischen Kirchenväter Tertullian und Ambrosius gekennzeichnet wird.“⁴² Dabei stellt der lateinische Sprachraum rund um das westliche Mittelmeer eine besondere Größe dar. Es war geplant, dass bald nach meinem Band I/3 der parallele Band I/4 über die Kirche des Ostens im 3. und 4. Jahrhundert erscheinen sollte. Leider ließ dieser Band ein Jahrzehnt auf sich warten. Planmäßig lief es mit den nächsten Bänden: Band I/6 von Friedhelm Winkelmann „Die östliche Kirche in der Epoche der christologischen Auseinandersetzungen“ erschien 1980, im selben Jahr auch mein Band I/5 „Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung“. Auf Winkelmanns Terminzusagen konnte man sich verlassen.

Von allen meinen Büchern ist mir das über die Völkerwanderung das wichtigste; zu meiner Freude hat es 1995 eine vierte Auflage erhalten (mit Literaturnachträgen). Unserer Situation in der DDR erinnerte mich an die Menschen in der Völkerwanderung. Christen haben damals ihre Zeit als Gericht Gottes angenommen und an das Exil im Alten Testament erinnert; mir hat dieser Gedanke mehr als einmal geholfen. In der Einleitung habe ich noch einen wichtigen Gesichtspunkt geäußert: Der Zerfall des weströmischen Reiches bedeutete „nicht auch den Zerfall der Kirche, obwohl sich diese in enge Abhängigkeit vom römischen Staat begeben hatte. Die katholische Kirche konnte in der Auflösung des weströmischen Reiches ihre Kontinuität bewahren. Das gilt für alle Gebiete des weströmischen Reiches: Italien, Spanien, Gallien, Britannien sowie auch die Provinzen am Rhein und Donau.“⁴³

Das Herzstück dieses Bandes ist jedoch das fünfte Kapitel: Die Bewältigung der Völkerwanderung.⁴⁴ Ich stellte Augustins Bücher „Vom Gottesstaat“ vor: Den mächtigen Staaten dieser Welt steht der Gottesstaat der Unterdrückten gegenüber.

⁴² In: Von Tertullian bis zu Ambrosius. Die Kirche im Abendland vom Ende des 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts. Berlin 1978, S. 19.

⁴³ In: Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung. Berlin 1980, S. 24.

⁴⁴ Ebd. S. 78-89.

„Den Christen sagt Augustin, dass sie zu einer anderen Gemeinschaft gehören.“⁴⁵ Primitiv erscheinen dagegen die Durchhalteparolen heidnischer Zeitgenossen, auch die Kirchenväter Hieronymus und Orosius bleiben hinter Augustin zurück. Besonders nahe ging mir die Schrift Salvians „Von Gottes Weltregierung“, die unter den Stürmen der Völkerwanderung in Gallien geschrieben wurde.⁴⁶ Ähnlich eindrucksvoll ist die Lebensbeschreibung des Eugippius über den heiligen Severin, der das Ende des römischen Reiches im Raum zwischen Passau und Wien erlebte.⁴⁷ Dazwischen steht noch Papst Leo I., der in Rom von der Völkerwanderung auch nicht verschont blieb.⁴⁸

Die vielen Reisen nach Berlin hatten für mich noch eine erfreuliche Folge: Ich wohnte bei meinen Eltern in unserer alten Wohnung in Berlin-Friedrichshagen; dort hatte ich noch ein Zimmer und meinen alten Schreibsekretär. Meine Arbeit an der Sektion Theologie in Rostock beschränkte ich weithin auf Lehrveranstaltungen und die Betreuung von Studenten. Konrad Weiß wurde 1972 emeritiert und starb 1979. Als einziger Emeritus der Fakultät nahm Gottfried Holtz weiter Anteil am Geschick der Sektion; ich bin dankbar für viele gute Gespräche mit ihm; eine Verbindung blieb bis zu seinem Tode im Sommer 1989. Der 1972 berufene Professor für Neues Testament, Hans-Friedrich Weiß, erwies sich fachlich und menschlich als Glücksfall; für das Amt eines Sektionsdirektors fehlte ihm freilich die richtige politische Einstellung. Dieses Amt musste 1970-1976 der Alttestamentler Klaus-Dietrich Schunck ausüben, der sich dagegen vergeblich gestäubt hatte: Auch ein ärztliches Attest half ihm nicht. Ihm folgte für mehr als vierzehn Jahre der Systematiker Helmut Fritzsche: 1977-1991. Im engen Kollegenkreis erörterten wir Ende 1985 die Möglichkeit, Hans-Friedrich Weiß bei der anstehenden Neuwahl zum Sektionsdirektor zu wählen, – aber der Rektor der Universität muss darüber informiert worden sein; er verlängerte von sich aus die Amtszeit des damals bereits fast neun Jahre regierenden Sektionsdirektors; der Wahlakt fiel aus, offensichtlich war ein anderer Sektionsdirektor nicht erwünscht. Beide Sektionsdirektoren gerieten 1991 politisch unter Druck. Man muss ihnen aber fairerweise zubilligen, dass sie ihre Kräfte voll eingesetzt haben und bei allen Kompromissen doch stets auch im Sinne ihrer Kollegen handeln wollten. Ich möchte jedenfalls trotz mancher Differenzen –zumal in den achtziger Jahren – keinen Stein werfen; letztlich war ich froh, dass mir in den 20 Jahren der „Sektion Theologie“ kein Leitungsamt angetragen worden ist.

⁴⁵ Ebd. S. 80.

⁴⁶ Ebd. S. 82-86.

⁴⁷ Ebd. S. 87-89.

⁴⁸ Ebd. S. 86 f.

Etwas Einfluss gewann ich auf einem Umweg: Die fünfzehn Kollegen der Gewerkschaftsgruppe der Sektion Theologie wählten mich 1974 zum „Vertrauensmann“. Mein Amtsvorgänger war der Sprachlektor Dr. theol. habil. Peter Heidrich gewesen, der erst nach der Wende endlich Professor für Religionsgeschichte werden konnte. Mein Amtsnachfolger wurde 1986 Hans-Friedrich Weiß, dem 1991 das Dekanat übertragen wurde. Wir haben uns kontinuierlich bemüht, aus den gegebenen Möglichkeiten für unsere Kollegen das Beste zu machen. Großen Spielraum gab es freilich nicht; in der gewerkschaftlichen Arbeit hat mich vor allem unsere Fakultätssekretärin Ilse Berlin unterstützt, die sich um die Kassierung, den Finanzplan, die Rücklaufmittel, Prämien, den Frauentag, Ausflüge und die Weihnachtsfeier mit großem Einsatz gekümmert hat. In Gewerkschaftsversammlungen konnte offener gesprochen werden als in Ratssitzungen, da dem Rat der Sektion Theologie auch der Fachvertreter für Marxismus-Leninismus angehörte. Ich besuchte die monatlichen „Anleitungen“, auf denen wir Vertrauensleute von der Leitung der Gewerkschaft her Weisungen bekamen, über die man mitunter nur den Kopf schütteln konnte. Bei diesen „Anleitungen“ saß ich mehrfach neben dem Gewerkschaftsvertreter der Mathematiker Professor Gerhard Maeß, der 1990 nach der Wende Rektor der Universität Rostock wurde; wir waren uns damals in der Beurteilung unserer etwas merkwürdigen Situation wohlthuend einig.

Im Herbst 1979 wurde mir eine neue Wirkungsmöglichkeit eröffnet: Die Redaktion der Theologischen Literaturzeitung holte mich in ihren Kreis. Ich hatte mich damals schon 22 Jahre lang als pünktlicher Rezensent bewährt, der auch weniger beliebte Bücher wie Festschriften oder fremdsprachige Werke übernahm. Wir tagten zu DDR-Zeiten in ziemlich verfallenen Räumen des früheren Hinrichsverlages in der Scherlstraße, einem Abrissgebiet der Leipziger Innenstadt. Ich bin gerne in dieser Runde gewesen, die von Ernst-Heinz Amberg umsichtig geleitet wurde. Bei den Sitzungen wurde oft sehr detailliert darüber beraten, welches Buch von welchem Rezensenten an besten besprochen werden sollte. Leider mussten wir bis zur Wende mitunter auch darüber reden, ob dieses oder jenes Buch bei den gegebenen DDR-Verhältnissen überhaupt besprochen werden könne. Unter uns bestand wohl immer Einmütigkeit. Für mich als einzigen Vertreter aus dem Norden war es interessant, hier immer wieder etwas aus Mitteldeutschland zu hören: Die Kollegen Ernst-Heinz Amberg, Ulrich Kühn und Martin Petzold aus Leipzig sowie Traugott Holtz und Eberhard Winkler aus Halle waren stets dabei. Anfangs nahm auch der ehrwürdige Ernst Sommerlath noch teil. Zwei schöne Reisen führten mich nach Helsinki: Im Mai 1974 war ich zu einer Gastvorlesung eingeladen; mein Thema hieß. „Zur Frage nach dem Petrusamt in der alten Kirche“.⁴⁹ Außerdem sprach ich im kleineren Kreise über die Lage der Kirche in der

⁴⁹ In: *Studia Theologica*, Oslo 1976, S. 89-122. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 9), 69-98.

DDR. Dabei war auch Mikko Juva, damals Präsident des Lutherischen Weltbundes, der spätere Erzbischof der finnischen Kirche. Noch erfreulicher war der Anlass der nächsten Finnlandreise: Die Theologische Fakultät verlieh mir 1980 aus Anlass des 450. Jahrestages des Augsburger Bekenntnisses die Würde eines Ehrendoktors. Bei der Feier in der Aula wurde die mir vertraute Bachmotette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ gesungen, mittags zogen wir zum Gottesdienst in den nahen Dom. Zur Begründung der Ehrenpromotion wurden mein Interesse für die Kirchen in Nordeuropa, sowie auch mein Einsatz für die Baltischen Theologenkongresse genannt. Mit mir bekam unter anderem der Göttinger Alttestamentler Robert Hanhart diese Würde, den Doktorhut erhielten wir von dem Promotor Ilmari Soissalon-Soinin. Die Flugreise ging über Berlin-Schönefeld, sodass ich gleich danach noch meine Eltern besuchte. Es war der letzte Besuch, bei dem ich sie gesund antraf. Sie haben sich noch mitgefremt über die Ehre, die ihrem Sohn widerfahren war. Am 24.12.1980 ist mein Vater gestürzt und ins Krankenhaus gekommen, wo er am 12. Januar 1981 im Alter von 90 Jahren starb. Am 24. April 1981 ging auch die Lebenszeit meiner Mutter zu Ende nach einem reichen Leben und mehr als 60 Jahren erfüllter Ehe.

Der Juni 1982 brachte mir eine besondere berufliche Freude: In Greifswald beging man den 350. Todestag des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf; dazu sollte ich in der Aula der Greifswalder Universität sprechen. Diesen Raum kannte ich von Jugend auf, ich hatte dort mehrfach musiziert; so habe ich gerne dort auch einmal eine Vorlesung gehalten: „Nachwirkungen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf in der Leipziger Gustav-Adolf-Stiftung seit 1832“.⁵⁰ Die Begeisterung für den Schwedenkönig in Deutschland – 200 Jahre nach seinem Tode bei Lützen – scheint mir ein beachtenswerter Vorgang zu sein: Die Kirchengeschichte kann immer Überraschungen bringen!

Im November 1982 wurde in Rostock die 550-Jahrfeier der Zulassung der Theologischen Fakultät gefeiert, die 1432 erst nachträglich von Papst Eugen IV. erteilt worden war. Der finnische Erzbischof Mikko Juva sprach bei seiner Ehrenpromotion sehr offen zur Problematik des Friedens, – durchaus abweichend von dem, was in der DDR üblich war. Ich sprach über das Thema „Die Zulassung der Theologischen Fakultät an der Universität Rostock 1432 im Lichte der Papstgeschichte“.⁵¹ Die Weigerung des Papstes Martin V., eine Theologische Fakultät gleich bei der Gründung der Universität 1419 zuzulassen, leitete ich von unangenehmen Erlebnissen mit den damaligen Universitätstheologen ab, die durchweg für den Konziliarismus eintraten, d.h. für eine parlamentarische Kontrolle des Papsttums. Ich schloss mit der Feststellung, dass wissenschaftliche Theologie mit jedem Unfehlbarkeitsanspruch in Spannung geraten könne. Zuhörer haben mir

⁵⁰ In: WZ(G).GS 32 (1983), S. 84-90.

⁵¹ In: 550 Jahre Theologie an der Rostocker Universität. Rostock 1983, S. 9-20.

gesagt, ich hätte wohl nicht nur an unfehlbare Päpste in Rom gedacht; das Lied „Die Partei, die Partei, die hat immer recht“ war oft zu hören; eine Verbindung zum Stichwort „Unfehlbarkeit“ lag durchaus nahe.

1983 wurde ein besonders reiches Jahr: Martin Luthers 500. Geburtstag sollte vielfältig begangen werden. Ich habe eine Vorlesungsreihe der Sektion Theologie in Rostock organisiert, an der sich alle Rostocker Kollegen beteiligten. Aus dem Norden kamen zu Gastvorlesungen die Kirchenhistoriker Ingun Montgomery (Oslo) und Eino Murtorinne (Helsinki). Den Eröffnungsvortrag in der Aula sollte Walter Jens (Tübingen) über Luthers Sprache halten; aber er bekam seine Einreisepapiere nicht rechtzeitig. So sprang ich kurzfristig als Ersatzmann ein und berichtete über Luthers Verhältnis zu seinen Mitarbeitern; besonders beschrieb ich die Mitwirkung Melanchthons bei der Übersetzung der Bibel sowie die gemeinsame Arbeit Wittenberger Theologen bei der Bibelrevision. Walter Jens konnte später kommen und fand dann eine besonders gut gefüllte Aula vor.

Im April flog ich zu Gastvorlesungen nach Schweden: Nach Uppsala hatte mich meine aktive Spezialkollegin Ingun Montgomery eingeladen, nach Strängnäs erneut Bengt-Ingmar Kilström, nach Lund der damalige Dekan Bengt Hägglund. Im November durfte ich zum zweiten Mal ausreisen, für mich ganz ungewöhnlich. In Oslo hielt ich am Vortage des 500. Geburtstages Luthers eine Gastvorlesung. Dazwischen lag im September 1983 der sechste Internationale Kongress für Lutherforschung in Erfurt, bei dem ich ein Seminar leitete „Luther und die anderen sächsischen Reformatoren“⁵². Wir waren elf Teilnehmer aus fünf Staaten: Dänemark, Finnland, USA und die beiden deutschen Staaten. Aber auch in Mecklenburg habe ich mehrfach Vorträge über Luther gehalten, z.B. in Kavelstorf (bei Rostock), wo der tüchtige Pastor Dr. Franz-Heinrich Beyer (heute Professor in Bochum) eine durchaus beachtliche Vortragsreihe für seine Dorfgemeinde organisiert hatte.

5. Die Jahre nach dem 60. Geburtstag 1984

Meinen 60. Geburtstag feierten wir dankbar: Meine Tochter schloss ihre medizinische Doktorarbeit ab; sie hatte in ihrer Studienzeit geheiratet und zwei Kinder zur Welt gebracht; wir waren oft zusammen als Familie in drei Generationen. Meine Frau und ich fühlten uns wohl als älteste Generation. Unsere 60. Geburtstage kurz hintereinander bestätigten diese schon voll angenommene Lage.

Für meine mittelalterlichen Interessen wurde mir 1984 eine große Hilfe zuteil: Professor Horst Fuhrmann, Präsident der Monumenta Germaniae Historica, ließ mir die Zeitschrift „Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters“

⁵² Bericht in: LuJ 52 (1985), S. 298-300.

regelmäßig zusenden zur Rezension in der Theologischen Literaturzeitung; dafür schickte ich die ThLZ an die Monumenta nach München. In den siebziger Jahren war ich nach Ostberlin gereist, um das „Archiv“ einzusehen; dort gab es eine Außenstelle der Monumenta Germaniae Historica als Arbeitsstelle der Berliner Akademie der Wissenschaften.⁵³ Die Sendungen aus München gehen bis heute dankenswerterweise weiter.

Auch für meine altkirchlichen Interessen gab es neue Möglichkeiten: Die Patristische Arbeitsgemeinschaft im deutschen Sprachraum tagte 1985 in Gwatt (Schweiz); Alfred Schindler lud mich dazu ein; zum Tagungsthema „Die Einheit der Kirche in den ersten drei Jahrhunderten“ steuerte ich ein Referat bei: „Tertullian und die Einheit der Kirche“.⁵⁴ Tertullian war nachdrücklich für die Einheit der Kirche eingetreten, auf seine alten Tage wurde er jedoch zum Sektierer! Die Patristische Arbeitsgemeinschaft tagt immer Anfang Januar, ich konnte 1987 in Naurod bei Mainz teilnehmen und über „Ethische Probleme in Cyprians Schrift De Lapsis“ sprechen. Nach der Wende war ich noch einmal 1991 in Berlin-Spandau dabei.

Im Mai 1984 durfte ich nach Wien reisen zu einer Gastvorlesung. In den siebziger Jahren hatte mich die Evangelisch-Theologische Fakultät Wien dreimal eingeladen, aber in Berlin hatte das Ministerium für Hochschulwesen jedes Mal die Genehmigung verweigert. Der Grund war offenkundig: Alfred Raddatz, mein einstiger Kollege in Berlin, für den ich mich auch zwischenzeitlich eingesetzt hatte, war nach seiner Berufung auf eine kirchengeschichtliche Professur in Wien 1971 für die DDR persona ingrata. Umso mehr freute ich mich, der vierten Einladung folgen zu können. Ich sprach über Johannes Bugenhagen, dessen 500. Geburtstag 1985 gefeiert werden sollte. Seit 1983 gehörte ich zu einer von Bischof Dr. Gienke geleiteten Kommission zur Vorbereitung des Bugenhagenjubiläums in Greifswald; so kam ich wieder in die Stadt meiner Jugend, auch in mein Heimatdorf Neuenkirchen, wo meine Eltern 1981 ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Schon im April 1983 hatte ich in Uppsala über Bugenhagen gesprochen, das Referat war in *Kyrkohistorisk Årsskrift* 1983 gedruckt worden.⁵⁵ Am Beispiel Bugenhagens lässt sich einmal mehr zeigen, dass Kirchengeschichte am besten an einzelnen Gestalten dargestellt werden kann: Bugenhagens persönliches Verhältnis zu Luther, sein Wirken in Städten Norddeutschlands und Skandinaviens, sein Ausharren in Wittenberg nach der militärischen Niederlage 1547, – das ist ande-

⁵³ Näheres in: ThLZ 120 (1995), S. 732 f.

⁵⁴ In: *Einheit der Kirche in vorkonstantinischer Zeit*. Hrsg. v. Fairy von Lilienfeld u. Adolf Martin Ritter. Erlangen 1989 (Oikonomia, Bd. 25), S. 80-92. Wiederabdruck im Sammelband (wie Anm. 8), S. 37-48.

⁵⁵ Die Ausbreitung der Reformation in den Ostseeraum und Johannes Bugenhagen, in: *Kyrkohistorisk Årsskrift* (1983), S. 30-41.

ren Menschen vermittelbar. Gerne schrieb ich für Martin Greschats Sammelwerk „Gestalten der Kirchengeschichte“ drei Beiträge.⁵⁶

Im Jahre 1985 erschien in unserer Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ mein dritter Beitrag: „Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger“ (Bd. I/7). Im Vorwort gab ich Auskunft über die Ziele der Darstellung: Zunächst wird eine Frage aufgenommen, die Studierende oft beim Lernen der Kirchengeschichte bewegt: Wozu muss ich das überhaupt wissen? Es wird zunächst zugegeben: „Die Kirche in jener Epoche war eine Staatskirche – ein Begriff, der heute allgemein Skepsis hervorruft. Für das Reich Karls d. Gr. wird sich ein evangelischer Christ in der DDR kaum begeistern. Das Papsttum ging einen mühevollen Weg vom byzantinischen in den fränkischen Machtbereich. Das romantische Bild vom harmonischen Mittelalter hält einer näheren Prüfung nicht stand. Die gelehrtesten Christen jener Zeit waren Mönche, vor denen wir zwar Respekt haben, die uns aber im Grunde doch auch einigermaßen fremd sind. So drängt sich die Frage auf, warum wir uns überhaupt mit diesem relativ kurzen und über ein Jahrtausend entfernten Zeitabschnitt beschäftigen, der uns doch wenig anzugehen scheint. Genügt nicht die Feststellung, dass es auch in diesem Zeitabschnitt Kirche gegeben hat, die unter wechselvollen Umständen ihre Kontinuität behaupten konnte?“⁵⁷

Eine Seite weiter werden Antworten formuliert: Die Kirche war der wichtigste Kulturfaktor der Zeit, die Kirche blieb bestehen, auch als das Karolingerreich zerbrach. Danach heißt es: „Der wichtigste Gesichtspunkt ist aber, dass es auch in diesen fernen Jahrhunderten individuell geprägte Menschen gegeben hat, die in ihrer Zeit als Christen aus ihrem Glauben heraus zu leben hatten“. Das wird näher ausgeführt: „Das persönliche Leben der einzelnen Christen mit seinen individuellen Fragen, Entscheidungen und Leistungen ist ein Gesichtspunkt, dem sowohl historisch wie pädagogisch große Bedeutung zukommt. Daher sollen auch in diesem Bande einzelne Gestalten wie Columban, Corbinian, Beda, Bonifatius u.a. möglichst lebendig vorgestellt werden. Es geht um einzelne Päpste, Herrscher, Bischöfe und Mönche, erst in zweiter Linie um Institutionen. Im Inhaltsverzeichnis tauchen viele Namen einzelner Christen auf; dagegen werden Abstraktionen wie „Augustinismus“, „Semipelagianismus“ oder „Adoptianismus“ im Inhaltsverzeichnis vermieden und in der Darstellung nur selten verwendet. Kirchengeschichte hat es mit Menschen zu tun; sie wird dann auch Menschen anderer Zeiten erreichen und ansprechen können – auch über ein Jahrtausend hinweg“⁵⁸.

⁵⁶ Gestalten der Kirchengeschichte, hrsg. v. Martin Greschat, Stuttgart. Darin: Wulfila, Bd. 2, 1984, S. 63-74; Bonifatius, Bd. 3, 1983, S. 69-86; Das Papsttum unter gotischer und byzantinischer Herrschaft, Bd. 11, 1985, S. 71-82.

⁵⁷ In: Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger. Berlin 1985, S. 9.

⁵⁸ Ebd. S. 10f.

Weitere neue Möglichkeiten taten sich auf: Im Herbst 1983 luden uns katholische Kollegen unmittelbar nach dem Internationalen Kongress für Lutherforschung in Erfurt in ihr Seminar ein, wo wir einen Arbeitskreis für Ökumenische Kirchengeschichte gründeten. Die katholischen Kirchenhistoriker Franz Peter Sonntag und Franz Schrader haben sich aktiv in freundlich-ökumenischer Weise eingesetzt. Mehrere Jahre lang habe ich als dienstältester aktiver Kirchenhistoriker auf evangelischer Seite mit Professor Sonntag zusammen diesen Kreis geleitet, woraus sich ein intensiver Briefwechsel ergab. Wir haben auch recht brisante Themen besprochen, u.a. Probleme des Jahres 1933: Die „Deutschen Christen“ ebenso wie das „Reichskonkordat“. Aber auch bedrängende Gegenwartsprobleme der späten achtziger Jahre wurden in diesem Kreis erörtert:

In den achtziger Jahren wollte der marxistische Historiker Dr. Gerhard Brendler in der Internationalen Gesellschaft für vergleichende Kirchengeschichte (CIHEC) als Vertreter der DDR anerkannt werden. Wir wollten natürlich nicht von einem Atheisten vertreten werden. Der am Leipziger Theologischen Seminar lehrende Historiker Dr. Karl Heinz Blaschke war in der Sache besonders aktiv. Durch die Wende wurde die Problematik überholt. Der evangelisch-katholische Kirchenhistorikerkreis arbeitet bis heute: Für die Theologische Literaturzeitung gab es Lockerungen, die ich nutzte bei der Rezension des Sammelbandes „Zur Geschichte der Theologischen Fakultät Berlins“.⁵⁹ Ein Mitarbeiter hatte den Eindruck zu erwecken gesucht, Angehörige der Theologischen Fakultät hätten 1933 in einer Verbindung zur berüchtigten Sportpalastkundgebung der Deutschen Christen gestanden. Ich schrieb dazu, diese Behauptung sei „ohne Beweis“. Auch die Herabwürdigung von Dreß hatte ich kritisiert.⁶⁰ Jener Bearbeiter hat sich bei der ThLZ beschwert und eine Gegendarstellung verlangt, die der Herausgeber Amberg abgelehnt hat. 1986 feierte der in der DDR nicht gerade beliebte Evangelische Bund sein einhundertjähriges Jubiläum. In einem Leitartikel habe ich berichtet: „Zur Hundertjahrfeier des Evangelischen Bundes 1886-1986“.⁶¹ Allein in den sechs Jahren zwischen 1983 und 1988 habe ich außer Sammelartikeln für die ThLZ über 150 Rezensionen geschrieben. Es war der sicherste Weg, um unter DDR-Bedingungen neue Bücher zu bekommen. Mit Staunen bemerkte ich, dass andere Kollegen angebotene Bücher nicht haben wollten, – von Terminüberschreitungen nicht zu reden! Ich selbst konzentrierte mich im Laufe der achtziger Jahre mehr und mehr auf Texteditionen: *Vetus Latina*, *Sources Chrétiennes*, *Fontes Christiani* und die *Monumenta Germaniae Historica*.

⁵⁹ WZ(B).GS 7 (1985), S. 521-628. Meine Besprechung in: ThLZ 111 (1986), S. 91f.

⁶⁰ In: ebd. S. 91.

⁶¹ In: ThLZ 112 (1987), S. 481-90.

Einladungen westdeutscher Kollegen nach Rostock wurden leichter. In Absprache mit meinem Greifswalder Kollegen Hans-Günter Leder lud ich Kirchenhistoriker nach Rostock ein, die danach in Greifswald zu Gast waren; umgekehrt avisierte Leder seine eingeladenen Gäste auch uns in Rostock. Auf diese Weise besuchten uns Martin Brecht, Ulrich Gäbler, Martin Greschat, Henneke Gülzow, Bernhard Lohse, Gottfried Maron, Bernd Moeller, Hans Jürgen Prien, Adolf Martin Ritter und Reinhart Staats. Im Sommer 1986 war ich erstmals zu Gastvorlesungen in Westdeutschland: In Hamburg, Kiel und Göttingen sprach ich über „Antike und Christentum bei den älteren lateinischen Kirchenvätern“.⁶²

Die Baltischen Theologenkongresse gingen weiter: Im Juni 1987 tagten wir in der Nähe von Oslo. 1988 reiste ich schon wieder nach Oslo zum siebten Internationalen Kongress für Lutherforschung. Mit Joachim Rogge und Tibor Fabiny wohnte ich im Hause des gastfreundlichen Professorenehepaares Montgomery. Die Teilnahme der Lutherforscher aus der DDR wurde vom Bund Evangelischer Kirchen organisiert; dadurch gab es für mich zwei Dienstpässe, die ich freilich nicht in der Hand hatte: Der eine lag in der Universität Rostock, der andere bei der Kirchenzentrale in Berlin. Aber die Entwicklung freute uns. Im Herbst 1988 bin ich nochmals nach Helsinki geflogen; Eino Murtorinne hatte erneut die Einladung betrieben, - nach 1968, 1974 und 1980 war es das vierte Mal.

Ende der achtziger Jahre hatte ich einen prallen Turnus wiederkehrender Tagungen. Januar: Patristikertagung; Februar: Beratung im Konfessionskundlichen Institut Potsdam; März/April: Treffen der Kirchenhistoriker im Berliner Sprachenkonvikt; Juni: Baltische Theologenkongress; Juli: Arbeitsgemeinschaft für Mecklenburgische Kirchengeschichte; September: Theologischer Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung; Oktober: Katholisch/Evangelischer Arbeitskreis für Kirchengeschichte. Ein von dem Kieler Juristen Hans Hattenhauer angeregter Gesprächskreis über kirchliche Rechtsgeschichte interessierte mich sehr, aber terminlich konnte ich diese achte Tagung im Jahr kaum noch unterbringen.

Mit Wirkung vom 31.8.1989 wurde ich emeritiert noch nach altem DDR-Ritual: Die Rostocker Sport- und Kongresshalle war am 16.9.89 gefüllt von Studenten im Blauhemd der FDJ, wir Emeriti saßen vorne und wurden einzeln aufgerufen, um Urkunde und Blumen in Empfang zu nehmen. Nichts deutete darauf hin, was in den nächsten Wochen passieren sollte. Anders war es nur fünf Tage später bei meiner offiziellen Abschiedsvorlesung vor der Sektion Theologie am 21.9.89 über das Thema „Der Reichsbischof und die Theologischen Fakultäten 1933/34“.⁶³ Die Theologische Fakultät Rostock hatte sich 1933 für den gewählten

⁶² Abgedruckt in Band 18 der Theologischen Versuche, hrsg. v. Joachim Rogge u. Gottfried Schille. Leipzig 1993, S. 99-116.

⁶³ In: ThLZ 116 (1991), Sp.1-16.

Reichsbischof von Bodelschwingh eingesetzt; der aufgezwungene Reichsbischof Ludwig Müller wurde abgelehnt. Im November 1934 hatten Theologieprofessoren zweimal protestiert: Die Rostocker Fakultät war die einzige gewesen, deren Professoren vollzählig beide Forderungen nach Rücktritt des Reichsbischofs Müller unterschrieben hatten. Im Gespräch nach meiner Vorlesung wurde die Ansicht vertreten, dass solcher „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ 1989 aktuelle Bedeutung habe. Studenten verlasen eine Protestresolution. Ende Oktober begannen auch in Mecklenburg in fast allen Kirchen Friedensandachten, die überfüllt waren. Unser Doberaner Münster war selbst am Heiligen Abend nicht so voll, wie an jenen Mittwochabenden Ende Oktober/Anfang November 1989. Nach dem Fall der Mauer freilich fuhren die Massen ab Mitte November nach Westberlin, Hamburg oder Lübeck, wir waren schon bald wieder nur eine kleine Schar im Münster.

Die 29. „Baltische Theologenkonferenz“ konnte im Juni 1990 endlich von der Kieler Fakultät durchgeführt werden; eine Tagung der Konferenz dort war vorher kaum vorstellbar. Eine letzte Baltische Theologenkonferenz fand im Juni 1991 in der Nähe von Kopenhagen statt. Kurz zuvor hatte ich besonders schöne Tage in Uppsala erlebt, wo ich Ehrendoktor der Theologischen Fakultät wurde. Es war ein großes Fest, in der Aula wurden über 100 Doktorhüte aller Fakultäten verliehen; die Theologen machten den Anfang. Mein Spezialkollege Harry Lenhammar war als Promotor besorgt, dass wir die richtigen Maßstäbe setzten; er konnte zufrieden sein. Ich habe nie in meinem Leben so viel fröhlichen Glanz erlebt wie auf den Ehrenpromotionen in Helsinki 1980 und Uppsala 1991. Aber wie hatte sich meine Lage verändert: 1980 in Helsinki musste ich mich gleich nach Ankunft bei der DDR-Botschaft melden und dort noch einen Besuch machen. Ich war dankbar, dass finnische Kollegen mich dabei begleiteten; sie standen mir näher als der Botschafter des Staates, zu dem ich damals gehörte. In Uppsala wurde ich 1991 ganz selbstverständlich vorgestellt als „Professor Haendler, Tyskland“.

Begegnungen mit skandinavischen Theologen gibt es jetzt noch im Theologischen Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung. Zu meiner Freude hat die Theologische Fakultät Rostock zu meinem 70. Geburtstag 1994 eine Ehrenvorlesung in der Aula veranstaltet, für die meine verehrte Spezialkollegin Ingun Montgomery (Oslo) eingeladen wurde, die sich um die Verbindungen zwischen Theologen über die Ostsee hinweg besonders verdient gemacht hat. Meine Tätigkeit in der Universität endete allmählich. Ich habe noch in einer Kommission mitgearbeitet, die zum Universitätsjubiläum 1994 eine neue Universitätsgeschichte erarbeitete; dazu habe ich eine Geschichte der Theologischen Fakultät beigesteuert.⁶⁴

⁶⁴ Mögen viele Lehrmeinungen um die eine Wahrheit streiten. 575 Jahre Universität Rostock. Rostock 1994. Meine Darstellung der Theologischen Fakultät auf S. 70-101.

Bis 1992 habe ich noch Vorlesungen und Prüfungen abgehalten. Ein Grund dafür war die Weigerung der Studenten, sich von meinem Nachfolger Wendelborn prüfen zu lassen. Seine Vorlesungen und Seminare hatten in den zwei Jahrzehnten von 1970 bis 1990 immer wieder Beschwerden von Studenten hervorgerufen. Jetzt blieben viele Studenten bei ihm einfach weg; 1991 wurde er entlassen: Stasiberichte wurden ihm zugeschrieben (Deckname „Heinz Graf“).⁶⁵ Er hat sich selbst als Fremdkörper in unserer Fakultät bezeichnet. Den kirchengeschichtlichen Lehrstuhl übernahm Friedhelm Winkelmann, der sich 1988 als einziger Konkurrent zu Herrn Wendelborn um meine Nachfolge beworben hatte. Das war damals fast aussichtslos, aber seine Tapferkeit wurde nun noch belohnt. Vier Jahre lang war er Ordinarius bis zu seiner Emeritierung 1995. Als Professor für Kirchengeschichte in Rostock hat zum 1.10.1995 Heinrich Holze angefangen, dem ich vor acht Jahren auf einem Patristikertreffen erstmals begegnet war; seine Berufung hat mich erfreut. Aber die ganze Fakultät hat sich in letzter Zeit in erfreulicher Weise verjüngt mit Hermann Michael Niemann (AT), Eckart Reinmuth (NT), Udo Kern (ST), Karl-Heinrich Bieritz (PT), Klaus Hock (Religionsgeschichte) und Anna-Katharina Szagun (Religionspädagogik).

Für mich kamen noch zwei ehrenvolle Anfragen: Im Wintersemester 1990/91 sollte ich in München den vakanten kirchengeschichtlichen Lehrstuhl von Georg Kretschmar vertreten; 1995 wurde ich gefragt, ob ich in Tartu (Estland) ein Semester lehren könne. Beide Anfragen haben mich sehr bewegt, aber ich fühlte mich diesen Aufgaben aus gesundheitlich-familiären Gründen nicht mehr gewachsen.

In der Redaktion der Theologischen Literaturzeitung habe ich die Wendezeit hautnah und mit einiger Bitterkeit erlebt: Die Evangelische Verlagsanstalt Berlin, die Siegfried Bräuer mit viel Geschick durch die Zeiten des real existierenden Sozialismus hindurch gesteuert hatte, wurde aufgegeben; auch die ThLZ stand vor dem Aus. Danach wurde eine neue Evangelische Verlagsanstalt in Leipzig gegründet, die unsere frühere Arbeit fortsetzte. Die Redaktion der ThLZ tagte seitdem meist in der Superintendentur der benachbarten ehrwürdigen Thomaskirche. Als neue Redaktionsmitglieder fügten sich Jörg Jeremias und Christian Grethlein solidarisch in unseren Kreis ein. Frau Dr. Annette Weidhas erwies sich in der Wendezeit als umsichtige und tatkräftige Redakteurin. Zum 1.7.1995 gab Ernst-Heinz Amberg sein Amt als Herausgeber zu seinem 68. Geburtstag auf; ich habe daher als Septuagenarius auch meine Mitarbeit beendet. Zu meiner Freude wurde Reinhart Staats (Kiel) neuer Fachberater für alte und mittelalterliche Kirchengeschichte.

⁶⁵ Gerhard Besier, *Der SED-Staat und die Kirche 1969-1990*. Berlin/Frankfurt 1995, S. 566 (mit Anm. 135, S. 877) sowie S. 583 ein Bericht über mich (mit Anm. 257, S. 883).

Vorher hatte es noch eine Wunscherfüllung gegeben: Der Verleger Dr. Arndt Ruprecht übernahm einen Sammelband mit Aufsätzen von mir: „Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200“ (Göttingen 1993). Der Band bringt achtzehn Arbeiten, fünf waren meinen Lehrern in Greifswald gewidmet: Walter Eiliger (2), Rudolf Hermann, Alfred Jepsen und Konrad Weiß. Neu ist eine Skizze der Papstgeschichte bis ins Hohe Mittelalter, gründlich werden die ersten sechs Jahrhunderte erörtert. Den Abschluss bilden Vorträge über Otto von Bamberg, den Pommernmissionar, sowie Berno von Schwerin, den Missionar Mecklenburgs: Beide legten Wert auf Kontakt mit Rom. Eine weitere Hoffnung erfüllte sich: 1993 schloss ich meinen vierten Beitrag für die Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ ab mit dem 10. und 11. Jahrhundert. 1972 hatte ich ihn der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin versprochen. 1989 gab es Vorarbeiten, aber 1990/1991 sah es so aus, als ob mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin auch unsere Reihe KGiE sterben würde. Die neue EVA Leipzig führt jedoch – unter verständnisvoller Leitung von Ulrich Röbbelen – unsere Reihe weiter; anstelle von Kurt Meier wurde Ulrich Gäbler (Basel) dritter Mitherausgeber. Für Band I/9 musste ich manches neu konzipieren. Hilfreich war mir die Dissertation meiner Rostocker Doktorandin Dorothea Rother über Papst Gregor VII. in protestantischer Sicht, die 1990 zum Abschluss kam.⁶⁶

Auch Band I/9 führt an Quellen heran, auch er stellt Personen vor Augen: „Das gilt für die Herrscher von Konrad I. bis zu Heinrich IV., das gilt für Päpste wie Silvester II., Leo IX., und insbesondere für Gregor VII., das gilt für Mönche wie Hermann von Reichenau, Otloh von St. Emmeram oder Petrus Damiani sowie auch für Kirchenfürsten wie Anno von Köln oder Adalbert von Bremen. Auch Frauen spielen eine Rolle: die Dichterin Roswitha von Gandersheim, die Kaiserinnen Adelheid, Theophanu und Agnes, sowie die Markgräfin Mathilde von Tuszien, die Papst Gregor VII. unterstützte“.⁶⁷ Als Buchtitel wählte ich „Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII.“. Das bedeutet eine Wertung: „Ein guter Grundsatz, in dem katholische und evangelische Theologen überein stimmen, lautet: *Ecclesia semper reformanda*. Die Kirche soll stets zur Veränderung bereit sein; sie muss zwar alte Traditionen bewahren und weitergeben, aber sie darf nicht in ihren Traditionen erstarren. Gerade im 11. Jahrhundert erlebte die Kirche eine tiefgreifende Reform: Die Redeweise von der „gregorianischen Reform“ hat sich eingebürgert. Grundsätzlich möchte man einer Epoche der Reformen möglichst positive Aspekte abgewinnen. Insgesamt freilich kommt man um das Ergebnis nicht herum, dass die Reform der abendländischen Kirche

⁶⁶ Dorothea Rother, Studien zur Geschichte der Darstellung und Wertung Papst Gregors VII.(1073-1085) in protestantischer Sicht. Diss. theol. Rostock 1990.

⁶⁷ Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII. Leipzig 1994 (KGE I/9), S. 32.

im späteren 11. Jahrhundert kaum Anlass zur Freude bietet. Die Kirche von 900 bis 1050 erscheint bei allen Schwächen doch bodenständig, natürlich und sympathisch. Die danach folgende Reform hin zur Papstherrschaft bedeutet leider auch einen Weg zum gesetzlich erzwungenen Zölibat, zur immer hemmungsloseren Machtpolitik und kurz darauf auch zu den Kreuzzügen!⁶⁸

Mit den Bänden I/10 von Friedhelm Winkelmann „Die Kirchen im Zeitalter der Kreuzzüge“ (1994) und I/11 von Karl-Hermann Kandler „Christliches Denken im Mittelalter“ (1993) liegt der von mir betreute Teil I der Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ abgeschlossen vor: „Von der Alten Kirche bis zum Hohen Mittelalter“.

In meinen vier Beiträgen habe ich neun Jahrhunderte Kirchengeschichte im Abendland von Tertullian bis zu Papst Gregor VII. aus den Quellen dargestellt. Ich empfinde das als Erfüllung einer Lebensaufgabe. Am Fortschritt dieser Reihe möchte ich als Mitherausgeber noch weiter teilnehmen. Die bisher auf drei Teile geplante Reihe hatte vor der Wende die Neuzeit weithin ausgespart. Das lag an den Umständen in der DDR: Joachim Rogge und ich wollten nicht, dass allzu DDR-konforme Darstellungen in unserer Reihe erschienen; eher sollten Lücken bleiben! Daher war uns die Inaktivität unseres damaligen Mitherausgebers Kurt Meier, der seine versprochenen Beiträge hinausschob, gar nicht so unlieb. Nach der Wende haben wir noch einen Teil IV geplant, der die Lage der Kirchen in aller Welt im 20. Jahrhundert darstellen soll.

Man fragt zuletzt nach einer Abschlussrechnung. Subjektiv habe ich viel zu danken für gute Gemeinschaft, die ich in den verschiedenen kirchlichen Kreisen gefunden habe: In der Prüfungskommission in Schwerin 1972-1983, der Redaktion der Theologischen Literaturzeitung in Leipzig 1979-1995, den verschiedenen Werken, Theologischen Fakultäten und Kongressen bis jetzt zuletzt noch im Kirchgemeinderat und Kirchenchor meines Heimatortes Bad Doberan. Ich empfinde es als Gnade, dass ich meine Kräfte einsetzen durfte und noch darf. Ich hoffe, dass ich objektiv gute Arbeit geleistet habe. Am liebsten habe ich am Schreibtisch gearbeitet, die Bibliographie ist lang.⁶⁹ Natürlich weiß ich, wie rasch man von „veralteter Literatur“ spricht. Das wird auch für meine Beiträge gelten. Aber viele meiner Bücher sind gerne gelesen worden und waren hilfreich, zumal für Studenten; sie werden es für eine Weile wohl noch sein.

Als Nachfolger wirken jüngere Kollegen, für die ich mich eingesetzt habe: Heinrich Holze auf dem Rostocker Lehrstuhl für Kirchengeschichte, Reinhart Staats als kirchengeschichtlicher Fachberater in der Redaktion der ThLZ; das gilt auch für Ulrich Gäbler als neuen Mitherausgeber der Reihe „Kirchengeschichte in

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ In: ThLZ 109 (1984), S. 695-702; – ebd. 120 (1995), S. 88f; – Sammelband (wie Anm. 9), S. 264-271.

Einzelarstellungen”. Die Arbeit mit Studenten hat mir überwiegend Freude gemacht. Einige frühere Studenten sind in hohe Ämter gelangt: Christoph Demke wurde Bischof der Kirchenprovinz Sachsen, Christoph Stier und Hermann Beste Landesbischof von Mecklenburg, Ingrid Laudien Generalsuperintendentin von Berlin. Genannt seien noch Oberkirchenrat Andreas Flade (Schwerin), die Landesuperintendenten Matthias Kleiminger (Rostock), Ernst-Friedrich Roettig (Schwerin) und Carl-Christian Schmidt (Wismar) sowie Peter Wittenburg, der als Propst nach Kaliningrad ging. Drei Minister haben mal bei mir studiert: Der sächsische Innenminister Eggert, die Kultusministerin Marquardt und Sozialminister Kuessner in Mecklenburg-Vorpommern. Für viele Fakultäten habe ich Gutachten bei Berufungen oder Habilitationen geschrieben, insbesondere natürlich für die Fakultäten in der einstigen DDR, aber auch für Wien (1970 und 1995) und Kiel (1992). Zu meiner Freude waren drei Gemeindepastoren, die in den letzten 25 Jahren in Bad Doberan eingeführt wurden, ehemalige Studenten von mir. Bei Fahrten durch Mecklenburg freut mich oft der Gedanke, dass an vielen Kirchen jetzt frühere Rostocker Studenten ihr Amt als Pastoren ausüben. Nach meiner Meinung ist es das wichtigste Ergebnis unserer Arbeit als Theologieprofessoren, dass unsere einstigen Studenten sich in ihren Ämtern bewähren.

Verzeichnis der wichtigsten Literatur

Epochen karolingischer Theologie. Eine Untersuchung über die karolingischen Gutachten zum byzantinischen Bilderstreit. Berlin 1958 (Theologische Arbeiten hrsg. v. Hans Urner, Band X).

Wulfila und Ambrosius. Berlin 1961 (Lizenzausgabe Calw).

Geschichte des Frühmittelalters und der Germanenmission. Göttingen 1961 (Die Kirche in ihrer Geschichte, hrsg. v. Kurt-Dietrich Schmidt und Ernst Wolf, Teil E 1)

5 Hefte zur Reihe: Quellen. Ausgewählte Texte aus der Geschichte der christlichen Kirche. Berlin 1961-1965.

Heft 16,I : Das Christentum und die Germanen. 1961.

Heft 16,II : Die Kirche im Karolingerreich. 1962.

Heft 17 : Reichskirche und Klosterreform vom 9.-11. Jahrhundert 1963.

Heft 18 : Kaisertum und Papsttum bis zu Nikolaus I. 1964.

Heft 19 : Die Weltmacht des Papsttums im hohen Mittelalter. 1965.

Schwedisch-deutsche Kirchenbeziehungen 1901-1936. Berlin 1975 (Lizenz-
ausgabe Calw).

Mitherausgeber der Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ hrsg. v.
Gert Haendler, Kurt Meier (ab 1990: Ulrich Gäbler) und Joachim Rogge. Berlin
(ab 1990: Leipzig), darin 4 eigene Bände:

Bd. I/3 : Von Tertullian bis zu Ambrosius. 1978, 4. Aufl. 1992.

Bd. I/5 : Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung. 1980, 4.
Aufl. 1995.

Bd. I/7 : Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger. 1985, 2. Aufl. 1992.

Bd. I/9 : Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII. 1994.

Amt und Gemeinde bei Luther im Kontext der Kirchengeschichte. Berlin 1979
(Lizenzausgabe Calw).

Lutheran Ministerial Office and Congregational Function. Translated by Ruth
Gritsch. Philadelphia: Fortress Press 1981.

Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200. Ein Überblick und
achtzehn Untersuchungen. Göttingen 1993.

Bibliographie bis 1993 im zuletzt genannten Aufsatzband, S. 264-271.

Bibliographie in: ThLZ 109 (1984), S. 695-702; Fortsetzung in ebd. 120 (1995),
S. 88f.

Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart.
Ein Überblick, zehn Studien und eine Predigt. Festschrift zum 75. Geburtstag des
Autors hrsg. v. Heinrich Holze, Leipzig 1999 (darin unter anderem die in Anm.
19, 20, 26, 30, 38, 39 und 41 genannten Aufsätze).

Erinnerungen an das Theologiestudium in Greifswald 1946-1950¹

Meine Erinnerungen an das Studium in Greifswald sollen mit einem bestimmten Tage einsetzen, dem 15. Februar 1946. Er bündelt die Hoffnungen und Spannungen, unter denen damals das Leben in Greifswald stand. An jenem Tag wurde die Universität nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit einem Festakt in der Aula wieder eröffnet. Damit erfüllte sich eine große Hoffnung vieler Menschen in Greifswald. Aber am frühen Morgen des Tages hatten sowjetische Militärpolizisten den Rektor der Universität verhaftet, den Theologen Ernst Lohmeyer.² Er hatte sich besonders aktiv für die Wiedereröffnung der Universität eingesetzt - nun musste die Feier in der Aula ohne den Rektor stattfinden. Wenige Tage nach jenem 15. Februar 1946 kam ich aus Krieg und Gefangenschaft endgültig wieder nach Hause zurück in das Pfarrhaus Neuenkirchen.³

Im Pfarrhaus wohnten im Winter 1945/46 über 30 Flüchtlinge, daher sah es natürlich anders aus als früher. Ich wohnte und schlief auf einem Sofa im Studierzimmer meines Vaters, der gerne abends lange arbeitete. Fast an jedem Nachmittag und Abend gab es mehr oder weniger lange Stromsperrungen, so dass man immer wieder kurzfristig umdisponieren musste. Die Versorgungslage war eng,

¹ Diese Erinnerungen habe ich vorgetragen im Konzilszimmer der Universität am 27. November 2000 zum 50. Jahrestag meiner Promotion. Sie wurden für den Druck erweitert und mit Anmerkungen versehen.

² Otto, Wolfgang, Freiheit in der Gebundenheit. Zur Erinnerung an Ernst Lohmeyer, Göttingen 1990; Haufe, Günter, In memoriam Ernst Lohmeyer. Gedenkveranstaltung am 19.9.1990 (= Greifswalder Universitätsreden. Neue Folge, 59), Greifswald 1991; Edwards, James R., Ernst Lohmeyer – ein Schlußkapitel, in: Evangelische Theologie, 56. Jg., 1996, S. 320-342; Schröder, Jürgen, Ein früher Protest gegen die Verhaftung des ersten Nachkriegsrektors der Greifswalder Universität, Prof. Dr. Ernst Lohmeyer, in: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 1. Jg., 1997, H. 1, S. 13-14; Wiebel, Arnold, „Der Fall L.“ in Greifswald, Schwerin und Berlin – Was wurde zur Rettung Ernst Lohmeyers unternommen?, in: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 1. Jg., 1997, H. 2, S. 29-34; Rautenberg, Mathias, Das vorzeitige Ende der demokratischen Erneuerung im „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ [Willi Bredel, Ernst Lohmeyer], in: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 3. Jg., 1999, H. I, S. 55-61; Beintker, Horst Eduard, „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“. Erinnerung und Bemerkungen zur Rede bei der Wiedereröffnung der Universität Greifswald am 15. Februar 1946, in: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 1. Jg., 1997, H. 2, S. 21-28.

³ Eine Skizze über mein Leben bei: Meyer, Dietrich (Hg.), Kirchengeschichte als Autobiographie, Köln 1999, S. 25-76 (über die Jahre in Greifswald 1935-1950: S. 28-35). [Studien 1]

mehr als einmal haben wir einen Sack Kartoffeln mit einem kleinen Handwagen geholt in der Hoffnung, keinem Polizisten zu begegnen.

Aber für mich hatte sich doch endlich die Hoffnung erfüllt, die alle Soldaten in Krieg und Gefangenschaft getragen hat: Die Heimkehr in die Heimat.

Meine Eltern waren jedoch bedrückt. Mein Vater erzählte von jener Feier in der Aula der Universität, wo ein leerer Stuhl mit der Amtskette des Rektors vorne gestanden hatte. Der sowjetische Kulturoffizier und der kommunistische Kultusminister Grünberg hatten sofort die Entfernung der Amtskette angeordnet und von einer Provokation gesprochen. Meine Eltern waren dem Ehepaar Lohmeyer persönlich nahe verbunden. Ernst Lohmeyer war nach Auseinandersetzungen mit dem NS-Regime 1935 aus Breslau nach Greifswald strafversetzt worden. Mein Vater hatte ähnliche, wenn auch vergleichsweise harmlosere Auseinandersetzungen mit dem deutsch-christlichen Kirchenregiment gehabt und 1934 seinen Abschied als Predigerseminardirektor in Stettin genommen.

Zum 1. Dezember 1934 war er Pfarrer in Neuenkirchen geworden, seit seiner Habilitation 1930 lehrte er als Privatdozent an der Theologischen Fakultät Greifswald. Ehepaar Lohmeyer kam manchmal am Sonntag nach Neuenkirchen zum Gottesdienst und sah danach auch noch kurz im Pfarrhaus ein. Lohmeyers Söhne sah ich täglich, da wir dasselbe Gymnasium besuchten, Lohmeyers Tochter ging zeitweilig mit meiner Schwester in eine Klasse. Insbesondere musikalische Interessen verbanden die Familien. Ich erinnere mich, dass Frau Lohmeyer im Pfarrhaus Neuenkirchen vor einem größeren Kreis gesungen hat, sie hatte eine sehr schöne Altstimme. Als Rektor hatte Lohmeyer 1945 im Juli meinen Vater zum Universitätsprediger und im August zum außerordentlichen Professor ernannt - eine problematische Professorenernennung. Kerstin Voigt hat darüber in ihrer Dissertation berichtet.⁴

An jenem 15. Februar 1946 konnte kein Mensch ahnen, wie sich Lohmeyers Schicksal gestalten würde. Damals wurden viele Menschen ohne Angabe von Gründen abgeholt, es kamen aber immer wieder auch Menschen nach Hause. Ich selbst erinnere mich an einen Vorgang Ende Februar 1946, der mir in die Glieder fuhr: Nachts gegen zwei Uhr klopfte es, zwei Polizisten standen vor der Tür und befahlen mir, ich müsse sofort zu einem besonderen Einsatz mitkommen. Meine Eltern und ich hatten Angst, auch andere Hausbewohner waren wach geworden, eine Flüchtlingsfrau sagte: "Ach, nun ist er doch gerade erst nach Hause gekommen." In jener Winternacht mussten wir auf der nahen Chaussee (damals F 96) Schnee schippen, weil sich dort einige Versorgungsfahrzeuge der Roten Armee festgefahren hatten. Die Rotarmisten bekamen danach lautstarken Befehl, ihre Fahrzeuge zu besteigen zur Weiterfahrt. Plötzlich taten sie mir leid, denn ich

⁴ Voigt, Kerstin, Otto Haendler – Leben und Werk (= Erfahrung und Theologie. Schriften zur Praktischen Theologie, 21). Frankfurt a. M. u.a. 1993, S. 19-23 [ursprünglich: Diss., Jena 1989].

war selbst drei Jahre lang Soldat gewesen. Damals konnte ich morgens zwischen vier und fünf Uhr durch die Dunkelheit wieder nach Hause gehen. Ängste und Glücksgefühle lagen nahe beieinander.

Die Sorge um Ernst Lohmeyer blieb in Greifswald lebendig, seine Professur wurde jahrelang nur vertretungsweise besetzt. Erst nach der Wende bekam man traurige Gewissheit, dass er noch im Herbst 1946 erschossen worden war. Der Vorlesungsbeginn wurde damals hinausgeschoben auch mit der Begründung, die Universität habe keinen Rektor. Zunächst wollte kein Greifswalder Professor dieses Amt übernehmen, denn Lohmeyer war Rektor, der nur leider an der Ausübung seines Amtes gehindert wurde. Endlich übernahm der angesehene Physiker Rudolf Seeliger das Rektorat, der Theologe Rudolf Hermann wurde Prorektor, für das Überleben der Universität konnte es nach Lage der Dinge kaum eine andere Lösung geben.

Ende März 1946 begannen endlich die Vorlesungen: Das war genau vier Jahre nach meinem Abitur am Greifswalder Gymnasium im März 1942. Ich bin mit hohen Erwartungen in das Studium gegangen, es erfüllte sich eine Hoffnung, die ich in den Kriegsjahren nicht aufgegeben hatte. Nach vier Jahren Krieg und Gefangenschaft empfand ich so etwas wie Heißhunger auf geistige Arbeit. Dabei war mir mein Berufsziel zunächst unklar. Mich interessierte allgemein die Geschichte, die Kirchengeschichte besonders, aber auch die Frage, was in der Bibel stehe und was die Kirche lehre. Ob ich mal als Pfarrer geeignet sein würde, war mir ziemlich unsicher.

Meine erste Vorlesung hörte ich bei Rudolf Hermann, der als Kolleg „Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Ethik“ angekündigt hatte. Wir waren nur sieben Hörer, dazu saßen auf der letzten Bank drei Russen und ein Dolmetscher. Rudolf Hermann begrüßte die Gäste, die sich jedoch weiter unterhielten. Hermann wiederholte seinen Gruß - und fügte in akzentuierter Sprache hinzu: „Ich bitte das zu ver-dol-met-schen.“ Das geschah und danach begann sein Kolleg mit ethischen Problemen bei den Kirchenvätern Cyprian und Ambrosius. Die zweite Vorlesung brachte einen Rückblick auf die Ethik bei Plato und Aristoteles. Hermann sagte uns, normalerweise beginne sein Kolleg mit der Antike, aber angesichts der „Besucher“ in der ersten Stunde habe er als Theologe vor den Kontrolleuren nicht mit Plato und Aristoteles, sondern mit Kirchenvätern eingesetzt.

Rudolf Hermann hat mich in den kommenden Jahren stark beeindruckt. Ich bin immer wieder in seine Seminare gegangen. Das Studium einzelner Texte war intensiv. Ich suchte primär einen Einstieg ins Mittelalter. Hermann las mit uns Luthers Schrift „De captivitate babyloica“, in der er 1520 die Sakramentslehre des Mittelalters in Frage stellte. Hermann übersetzte mit uns die Untersuchung des Theologen Anselm von Canterbury (um 1100) „Cur Deus homo“, d. h. „Warum wurde Gott Mensch?“ Manche Leute - auch Theologen - halten es für einen Luxus, solche mittelalterlichen Gedankengänge zu wiederholen. Aber ich bin

dankbar für die Stunden bei Rudolf Hermann. Alle 14 Tage bot er abends den so genannten „Luthertee“ in seiner Wohnung an - eine sehr beliebte Lehrveranstaltung, in der deutsche Lutherschriften gelesen wurden, z. B. „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ oder der „Große Katechismus“. Erst viel später habe ich gelesen, dass Hermann bei der Bekenntnissynode von Barmen 1934 dabei gewesen war und auch in theologischen Debatten nach Kriegsende mehrfach deutlich Stellung bezogen hat.⁵

Normalerweise werden Theologiestudenten im Anfang vor allem durch den Sprachunterricht gefordert. Auf meinem Abiturszeugnis wurden mir jedoch acht Jahre Latein und sechs Jahre Griechisch bescheinigt, so dass ich nur Hebräisch neu lernen musste. Das geschah im ersten Semester bei dem 77jährigen Carl Steuernagel, der als Flüchtling bei seinem Schwiegersohn, dem Alttestamentler Johannes Fichtner lebte, der eigentlich den Hebräisch-Kurs hätte leiten sollen; Fichtner galt aber als belastet. Unter den fünf Teilnehmern war Eckhart Heyden, der später Pfarrer in Stralsund war, bis gesundheitliche Gründe ihn zur Übersiedelung in den Westen zwangen, sowie Ernst-Rüdiger Kiesow, der 1965 mein Kollege in Rostock wurde.⁶

Neutestamentarische Auslegungen boten in Vertretung Lohmeyers die beiden Systematiker: Rudolf Hermann zum Römerbrief und Wilhelm Koepp zum Jakobusbrief. Zwei Systematiker waren sicher eine Überbesetzung bei nur 17 Studenten im Jahre 1946. Koepp hatte ebenfalls manches zu bieten. Seine Arbeitsgemeinschaft über die religiösen Sozialisten war ebenso lehrreich wie später seine Geschichte der evangelischen Theologie. Auch die Dogmatikvorlesungen habe ich bei Koepp gehört: Wir waren freilich zwei Semester lang nur zwei Hörer. Mein Kollege dabei war Helmut Marasus, der 1947 bei der ersten freien Wahl des Studentenrats in Greifswald zum Ersten Vorsitzenden gewählt wurde. Freilich verlangte Marasus mehr demokratische Freiheiten als damals möglich waren, er ging 1948 nach Bayern.

Meine erste alttestamentarische Vorlesung hörte ich bei Leonhard Rost, der bald nach Berlin ging. Neutestamentarische Vorlesungen besuchte ich bei Konrad Weiß, der aus Rostock zur Vertretung kam, später bei Gerhard Delling, der als

⁵ Wiebel, Arnold, Rudolf Hermann (1887-1962) – Biographische Skizzen zu seiner Lebensarbeit (= Unio und Confessio, 21), Bielefeld 1998; Magedanz, Bemd, „Schöpfung“ als Grundbegriff der Theologie Rudolf Hermanns (= Greifswalder Theologische Forschungen, 10), Frankfurt a. M. 2004.

⁶ Gedenkreden für Ernst-Rüdiger Kiesow enthält der Band: Holze, Heinrich (Hg.), Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen. Festschrift für Gert Haendler zum 80. Geburtstag (= Rostocker Theologische Studien, 13), Münster 2004, S. 355-360 (von Hermann Michael Niemann) und S. 361-373 (von Eberhard Winkler). Vgl. auch: Kiesow, Ernst-Rüdiger, Theologen in der sozialistischen Universität. Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991, Rostock 2001.

Dozent in Greifswald anfang, ehe er nach Halle berufen wurde. Auch Vorlesungen meines Vaters habe ich 1946 gehört. Er hatte eine Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses für Hörer aller Fakultäten angekündigt, die zweimal – natürlich zu meiner großen Freude – von einem kleinen Hörsaal in einen größeren verlegt werden musste. Auch mit seiner Einführung in das evangelische Gesangbuch hat er breitere Kreise der Studentenschaft über die Theologen hinaus erreicht.

Besonders erinnere ich mich an ein Seminar 1947 bei Konrad Weiß über die Leidensgeschichte Jesu. Wir verglichen die verschiedenen Berichte in den vier Evangelien. Zugleich sang ich im Greifswalder Domchor sowohl die Matthäuspassion wie die Johannespassion von J.S. Bach, die wir auf der zweiten Bachwoche darboten. Das waren zwei Welten: Im Seminar ging es um die Unterschiede in den Texten, um die Datierungen, um einzelne Probleme, so auch um die sieben Worte vom Kreuz. Das brachte Verunsicherung. Dagegen erlebten wir im Domchor musikalisch die Passion durch Bach und unser Singen. Spannungen solcher Art gehören zum Studium, jeder Theologiestudent erlebt sie auf seine Weise. Mir erscheint jedenfalls jenes Sommersemester 1947 in der Erinnerung als ganz besonders reichhaltig.

Die Musik spielte in meinem Leben immer eine große Rolle. In den Jahren 1936-1942 spielte ich Cello in der Spielschar der Hitler-Jugend – eine angenehme Nische, die sich damals bot.⁷ An der Orgel der Kirche in Neuenkirchen durfte ich mitunter unseren Organisten vertreten. Im kleinen Kreis der Familie haben wir oben auf der Orgel-Empore musiziert, zumal zum Erntedankgottesdienst und in der Adventszeit. Meine Mutter spielte Geige, meine Schwester sang oder spielte Orgel. Das Singen im Greifswalder Domchor seit 1946 bedeutete mir viel. Domkantor Hans Pflugbeil hatte im Krieg einen Arm verloren, zu seinen Chorproben ging ich gerne, obwohl sie anfordernd waren. Am Klavier begleitete uns seine spätere Frau Annelise, bei der man das gute Gefühl hatte, dass sie keinen falschen Ton spielen würde.

Die ersten Chorproben Ende März 1946 zur Vorbereitung von Bachs Johannespassion sind mir als ganz besonders schöne Stunden in dankbarer Erinnerung. Die ersten fünf Bachwochen 1946-1950 habe ich als Chorsänger miterlebt. An eine länger dauernde Tradition hatte man anfangs nicht gedacht. Gerade die erste Bachwoche 1946 war schwierig, da einige Künstler aus Westberlin kurzfristig absagten. Umso dankbarer waren wir, dass der Geiger Hermann Diener mit seinem Collegium musicum damals nach Greifswald kam und mehrere Konzerte zusätzlich übernahm. Meine Mutter kannte seine Frau Dorothea Diener geb.

⁷ Riemer, Markus, Jugendmusizierpraxis in der Hitler-Jugend und in der FDJ im Vergleich anhand des Fallbeispiels Greifswald, Hausarbeit im Rahmen der ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, Rostock 1998.

Hampe, eine Malerin. Dadurch kamen auch Hermann Diener und einige Mitglieder seines kleinen Streichorchesters in unser Pfarrhaus. In den fünfziger Jahren wirkte meine Schwester Ethelinde Haendler als Sopran-Solistin bei den Bachtagen mit.

Das Chorsingen brachte auch für das Theologiestudium Anregungen durch die vielen Begegnungen mit Bibeltexten. Das galt für die Passionen – neben Bach sangen wir auch die Matthäuspassion von Heinrich Schütz. Das galt für Bachs Weihnachtsoratorium sowie für Haydns Schöpfung. Besonders das Deutsche Requiem von Johannes Brahms hat mir viele Bibelstellen nahegebracht. Während einer längeren Krankheitszeit 1951/52 beschäftigte mich der Vers Jakobus 5,7 über die Geduld: „So seid nun geduldig, liebe Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfangen den Morgenregen und Abendregen.“ Dieser Vers kam mir in einer Lungenheilstätte im Harz wieder ins Gedächtnis, zusammen mit der harmonischen Melodie, die Brahms ihm gegeben hatte.

Aber auch auf rein wissenschaftlich-philologischem Gebiet gab es Anstöße. Die Texte in Händels Messias kommen uns bekannt vor: Auch diese Texte stammen aus der Bibel, aber Händel lebte damals (um 1740) in England und hatte seine Texte der damaligen englischen Bibel entnommen. Wir sangen also die deutsche Übersetzung einer englischen Bibel. Auf diese Weise erfuhr ich beiläufig etwas von der weltweiten Wirkungsgeschichte der Bibel. Besonders eindrucksvoll sind mir in Erinnerung jene Tagesanfänge, an denen ich im Chor der Kirchenmusikschule früh um sieben Uhr mitsang. Wir übten dort u.a. die vielstimmigen Motetten von Bach, die mir für mein ganzes Leben eingegangen sind: „Jesu meine Freude“, „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf“, „Singet dem Herrn“, „Komm, Jesu, komm“ und „Fürchte dich nicht“. Auch diesen Motetten liegen weithin biblische Texte zugrunde.

Außerdem habe ich als Cellist im Collegium musicum mitgespielt. Mir ist noch die Kantate „Vom Himmel hoch da komm ich her“ im Gedächtnis, die Johann Schelle komponiert hat, der fast 50 Jahre vor J. S. Bach Kantor an der Leipziger Thomaskirche war. Friedrich Graupner leitete als Universitätsmusikdirektor das Orchester. Er hatte 1946 – auf Anraten Lohmeyers – mit einer Arbeit über die Rezitative in Bachs Matthäuspassion den theologischen Doktorgrad erworben. Graupner spielte auch Orgel für die akademischen Gottesdienste in der Jakobikirche, wo ich oft als Chorsänger oder Cellist mitwirkte. Manchmal habe ich für die Musik sicher zu viel Zeit aufgewendet: Der Musikprofessor Draeger hielt eine Vorlesung über die Streichquartette von Josef Haydn und bat mich, jeweils eine halbe Stunde vorher zu kommen, damit wir bestimmte Stellen im Kolleg vorspielen könnten. Ich habe mitgewirkt, aber das hatte natürlich keinen Ertrag für das Theologiestudium.

Ohne Bezug zur Theologie war auch die Zeit auf dem Tennisplatz. 1947 und 1948 war ich Greifswalder Tennismeister, was bei der sehr kleinen Zahl von Tennisspielern nicht viel bedeutet. Bei größeren Turnieren konnte ich nur an Erfahrung gewinnen, so 1949 in Halle bei den Studentenmeisterschaften der Ostzone und 1950 in Leipzig bei den Studentenmeisterschaften der DDR. 1948 bestritten wir unseren ersten Mannschaftskampf gegen Rostock. Der schon über 40 jährige Rostocker Spitzenspieler Friedrich Frenz ließ mir keine Chance. Trotzdem erinnere ich mich gerne an diesen Wettkampf: Frenz hatte 20 Jahre vorher im Davispokal gemeinsam mit Gottfried von Cramm Deutschland vertreten. Über 50 Jahre habe ich Tennis gespielt, aber nur damals 1948 gegen einen Davispokalspieler.

Zeitweise habe ich mich als Leiter der Sparte Tennis auch noch mit Organisationsfragen beschäftigt und an Sitzungen im Kreissportausschuss teilgenommen, um Anliegen der Tennisspieler zu vertreten. Die ca. 40 Mitglieder der Sparte Tennis wurden bei der Gründung der Hochschulsportgemeinschaft 1949 in diese überführt. Noch ein Detail sei genannt, weil es für jene Jahre typisch ist: Zwei Spieler sind 1948 mit etwa einem Dutzend Tennisschläger nach Westberlin gefahren, um sie mit den damals neuen Saiten aus Nylon oder Perlon bespannen zu lassen. Bis heute besteht Kontakt mit meinem damaligen Doppelpartner Hansjürgen Struck.⁸

Schließlich möchte ich noch auf die vielen Studentenbälle in jener Nachkriegszeit eingehen, die größere Gruppierungen wie Kliniker, Vorkliniker oder Landwirte recht spektakulär in den Hansahallen, Schmidts Konzerthaus oder der Stadthalle durchführten. Andere Feiern fanden exklusiver in kleineren Kreisen statt. Dazu wurden oft ziemlich aufwendig Seminarräume geschmückt, so bei den Historikern, Germanisten, Biologen und Anglisten. Auch wir Theologen konnten uns mit unseren Bällen durchaus sehen lassen, Einladungen dazu waren recht begehrt.

Gerne bin ich auch in der Evangelischen Studentengemeinde (ESG) gewesen, obwohl ich dort nicht regelmäßig hinging; meine Heimatgemeinde war Neuenkirchen. Aber die Studentenpfarrer Fichtner und Zarneckow boten viel und luden interessante Gäste ein. Gut in Erinnerung sind mir Fahrten der ESG nach Rügen in den Sommerferien 1947 und 1948, auf denen wir ein Laienspiel „Vom Großen Abendmahl“ boten. Unter den Teilnehmern der Fahrt entstand ein freundschaftlicher Zusammenhalt, der in Einzelfällen bis heute gehalten hat – z. B. mit Friedrich

⁸ Der Chemiestudent Hansjürgen Struck ging 1950 nach Westberlin, wurde Professor in Köln und lebt heute als Emeritus in Oberbayern. 55 Jahre lang ist unsere briefliche Verbindung nicht abgerissen.

Winter, der mir später in verantwortungsvollen kirchlichen Ämtern immer wieder begegnet ist.⁹

Entscheidende Bedeutung gewann für mich der Kirchengeschichtler Walter Elliger. Er war 1936 nach Greifswald gekommen: Ein Streit mit dem Kultusministerium in Kiel 1935 hatte zu dieser Versetzung geführt. Gleich nach Kriegsausbruch 1939 wurde Elliger eingezogen, er war Vater von fünf Kindern. Seine Wiederezulassung 1946 dauerte Monate lang, da er im Krieg Offizier geworden war. Siegfried Bräuer hat die Akten recherchiert und eine Notiz gefunden, wonach Major Jessin von der Sowjetischen Militäradministration für Elliger eingetreten ist.¹⁰ Dazu erinnere ich mich noch an Details. Major Jessin verlangte von Elliger eine Arbeit über das Buch des Naziideologen Alfred Rosenberg „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“. Elliger fürchtete zuerst eine Falle, da man dieses faschistische Buch damals gar nicht besitzen durfte. Er besaß es tatsächlich nicht und fragte mich. Ich fand dieses Buch in der Bibliothek des Pfarrhauses Neuenkirchen, das im Sommer 1945 zeitweise für die Rote Armee geräumt werden musste. Hinterher fehlte manches, aber die Bücherregale waren unversehrt geblieben. Ich konnte Elliger jenes Buch bringen, er schrieb seine „Strafarbeit“ für Major Jessin mit Erfolg: Ab Herbst 1946 durfte er wieder lehren.¹¹

Elliger ernannte mich zum Hilfsassistenten am Institut für Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst mit einem monatlichen Gehalt von 60 Mark. In

⁹ Friedrich Winter, geb. 1927, promoviert in Rostock 1952, in den 50er Jahren Studentenpastor in Greifswald, 1960-1964 in Grimmen Superintendent, 1964-1973 Dozent am Sprachenkonvikt Berlin für Praktische Theologie, 1973-1986 Propst (Stellvertreter des Bischofs) in Berlin-Brandenburg, 1986-2001 Präsident der Kanzlei der Evangelischen Kirche der Union.

¹⁰ Vgl. Bräuer, Siegfried, „Kein Freund unserer Republik, sagt aber, was er meint“. Der Berliner Kirchenhistoriker Walter Elliger (1903-1985) [Gedenkvortrag zu Elligers 100. Geburtstag im Berliner Dom 2003], in: Zeitschrift für Theologie und Kirche, 2005, Bd. 102, S. 435-471. Bräuer stellt Elligers Kämpfe in Kiel 1935 und Berlin 1961/63 nach den Quellen dar. Bei den Bemühungen um Elligers Zulassung im Frühjahr und Sommer 1940 in Greifswald erwähnt Bräuer eine Notiz über den sowjetischen Major Jessin, da Elliger eine Arbeit „übertragen“ haben soll, die zu seiner Wiederezulassung führte.

¹¹ Dieses Schriftstück hat noch einmal im Herbst 1961 in Berlin nach dem Mauerbau eine Rolle gespielt. Beim Kesseltreiben gegen Elliger suchte man belastendes Material. Bräuer berichtet von einem Aktenvermerk, den der Sekretär des Rektors, der SED-Genosse Dr. Werner Richter, machte. Nach dieser Notiz erzählte Erich Fascher in einer Aussprache am 23. November 1961: „Elliger sei nach 1945 von sowjetischen Offizieren abverlangt worden, sich durch eine Ausarbeitung 'von bestimmten Dingen' zu distanzieren; Unterlagen hierzu müßten in Greifswald noch vorhanden sein.“ Bräuer (wie Anm. 10) S. 470, Fußnote 144. Das konnte so gedeutet werden, als habe Elliger sich 1946 für bestimmte Ereignisse in seinem Leben entschuldigen müssen. Tatsächlich hat es sich jedoch um eine kritische Darstellung des Buches von Alfred Rosenberg gehandelt, mit der Major Jessin Elliger beauftragt hatte. Bräuer spricht von einer „denunziatorischen Grenzüberschreitung“. Ebd.

seinem Seminar ging es manchmal lebhaft zu: Im Seminar „Der Bauernkrieg“ im Winter 1947 stritten wir um Thomas Münzer, wir lasen dazu Schriften von Luther, insbesondere „Von weltlicher Oberkeit“ (1523). Einen ersten Einstieg in altkirchliche Quellen bot Elliger im Seminar „Staat und Kirche in den ersten drei Jahrhunderten“. Mein Referatsthema war der Briefwechsel zwischen Statthalter Plinius und Kaiser Trajan. In jenem Seminar wurden aber auch Grundlagen gelegt für eine Orientierung in den immer wiederkehrenden Fragen, die im Verhältnis zwischen Staat und Kirche zu aller Zeit entstehen können – auch in der Gegenwart.

Ganz besondere Bedeutung bekam für mich ein Ereignis im Jahr 1947: Wir standen am Rande einer Kundgebung auf dem Marktplatz, wo im Zentrum ein übergroßes Stalinbild aufgestellt war. Ich äußerte mein Befremden: Dieses Bild stieß mich ab, ich hatte das Gefühl, Stalin sehe alle Menschen an und wolle sie kritisch kontrollieren. Elliger äußerte lächelnd, solche Absichten seien uralte, ich solle mich mal näher mit dem Bilderstreit im byzantinischen Reich beschäftigen, über den er früher intensiv gearbeitet hatte.

Ich studierte diese über ein Jahrtausend zurück liegenden Vorgänge, die u. a. zum Dogma von der Bilderverehrung 787 geführt hatten. Es legte fest, dass möglichst viele Bilder von Christus oder Heiligen an vielen Orten aufgestellt werden sollten, vor denen die Menschen ihren Gruß erweisen und niederknien sollten. Im Hintergrund des Bilderdogmas stand die uralte Vorstellung, dass die einem Bilde dargebrachte Verehrung auf das Urbild übergehe. Im Verlauf dieser Studien stieß ich auf ein fränkisches Gutachten zum Bilderdogma, das 790/91 unter dem Namen Karls d. Gr. erarbeitet worden war und als „Libri Carolini“ in die Geschichte eingegangen ist.

In diesem Dokument fand ich jene rationalen Gedanken wieder, die man als aufgeklärter evangelischer Theologe Bildern gegenüber hat: Bilder sind Kunstwerke, sie bilden etwas ab, sie sind mehr oder weniger schön, aber die Bilder stellen direkt keine Realität dar. Daher ist es sinnlos, vor Bildern niederzuknien. In der Literatur war dieses fränkische Gutachten immer wieder abgewertet worden: Karl d. Gr. habe aus politischen Gründen protestieren wollen, zudem hätten die lateinischen Theologen die Details des Bilderdogmas gar nicht verstehen können, weil die Übersetzung der griechischen Konzilsakten in die lateinische Sprache Fehler enthalte. Meine Betroffenheit durch das Stalinbild in Greifswald brachte mich zu der Meinung, dass hinter den Libri Carolini mehr stecken müsse als politischer Protest oder mangelndes theologisches Verständnis. Die Verehrung von Bildern ist primär ein Problem der Frömmigkeit.

Über drei Jahre lang habe ich an diesem lateinischen Dokument gearbeitet, von dem nur kurze Zitate übersetzt vorlagen. Später wurde mir mehrfach zu meinem Erstaunen gesagt, ich hätte mir mit diesem Thema wohl absichtlich ein möglichst weit ab von allen Gegenwartsbezügen liegendes Forschungsgebiet

ausgesucht. Dabei hatte dieses Thema einen sehr zeitgeschichtlich-politischen Hintergrund und einen persönlich bedingten Anlass, von dem freilich nur mein Eltern und Elliger wussten und über den ich zu DDR-Zeiten begreiflicherweise schwieg.

In einem frühen Stadium habe ich die Arbeit dem Greifswalder Historiker Adolf Hofmeister gegeben, bei dem ich ein nützliches Proseminar sowie einige Vorlesungen besucht hatte. Hofmeisters Kommentar bei der Rückgabe der Arbeit empfand ich zunächst als ausgesprochen enttäuschend: „Da sieht man mal wieder, was die Theologen alles mit Bibelsprüchen machen können.“ Ich berichtete Elliger von diesem Urteil, das er jedoch positiv wertete: Der Hinweis Hofmeisters sei hilfreich, die biblischen Begründungen beider Seiten seien ein wichtiger Gesichtspunkt.

Dem ging ich näher nach: Die Libri Carolini begründeten ihren Widerspruch gegen die Bilderverehrung mehrfach mit dem Bibelwort von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit (Joh. 4, 23 f.) sowie mit dem Gebot: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen.

Aber auch die ostkirchlichen Argumente interessierten mich. Ich stieß auch hier auf Bibelstellen und die Auslegungen alter Kirchenväter, so dass ich ständig weiter bohrte und 1950 die Dissertation vorlegte „Die Libri Carolini - ein Dokument der fränkischen Frömmigkeitsgeschichte“.¹²

Nun habe ich vorgreifend über die Entstehung meiner Dissertation gesprochen. Andere Linien sollen noch kurz nachgeholt werden. Bei so viel musikalischer Betätigung, Tennisspiel und zugleich solcher Konzentration auf eine kirchengeschichtliche Arbeit hatte sich der Ablauf meines Studiums etwas einseitig gestaltet. Exegetische Vorlesungen besuchte ich immer weniger, meine Kenntnisse in der hebräischen Sprache nahmen bedenklich ab. Andererseits war aber für das Alte Testament mit Alfred Jepsen ein neuer Professor nach Greifswald gekommen, der mich für sein Fach begeisterte. Er trug in einer ruhig-nüchternen Art vor, uns Studierenden gefiel seine Vorlesungsform.¹³ Zudem bot Jepsen einen Zugang zum Alten Testament auch ohne hebräische Übersetzungen. Seine

¹² Die Ergebnisse jener Arbeit kamen in erheblich erweiterter Form zum Druck unter dem Titel: Haendler, Gert, Epochen karolingischer Theologie. Eine Untersuchung über die karolingischen Gutachten zum byzantinischen Bilderstreit (= Theologische Arbeiten, hg. von Hans Uerner, X), Berlin (Ost) 1958.

¹³ Vgl. Alfred Jepsen und sein Werk im Rückblick und Ausblick (= Greifswalder Universitätsreden. Neue Folge, 101), mit Beiträgen von Martin Onnasch, Thomas Willi, Klaus-Dietrich Schunck und Christof Hardmeier. Greifswald 2001; Bibliographie in: Theologische Literaturzeitschrift (ThLZ), 1970, Bd. 95, Sp. 552-554; ebd., 1980, Bd. 105, Sp. 798-800. An meiner Goldenen Promotionsfeier 2000 nahm auch Frau Erika Jepsen noch lebhaft teil, mit der eine freundliche, briefliche Verbindung bis zu ihrem Tod am 23. März 2005 bestand.

Vorlesungen „Geschichte Israels“ und „Einleitung in das Alte Testament“ mit ihren historischen Problemen nahm ich dankbar auf.

In seinem Seminar „Arbeit und Eigentum im Alten Testament“ brachte Jepsen im Sommersemester 1949 Probleme zur Sprache, die gerade für uns in der DDR höchst aktuell waren: Die Bestrebungen nach einer gerechteren Ordnung der Gesellschaft begannen wirklich nicht erst mit Marx und Engels, wie es uns in den Pflichtvorlesungen der Marxisten immer wieder gelehrt wurde. Die These des Marxismus, dass die früheren Bemühungen um eine gerechtere Sozialordnung weithin unter das Stichwort „Utopie“ einzuordnen seien, wurde durch Jepsens Seminar widerlegt – obwohl er nach meiner Erinnerung niemals direkt den Marxismus erwähnt hat. Die von ihm ausgewählten Texte des Alten Testaments sprachen eine deutliche Sprache.

Dazu kamen weitere Aufgaben: Ich hörte Praktische Theologie bei meinem Vater, wir machten liturgische Übungen in der Jakobikirche, ich arbeitete meine erste Predigt aus. Von Hause aus kannte ich das „kirchliche Leben“ und hatte viele Gottesdienste erlebt. Nun hörte ich die theoretischen Begründungen dafür. Mehr und mehr sah ich eine Zukunftsmöglichkeit darin, einmal Vikar der pommerschen Kirche zu werden. Diese Frage wollte ich aber hinausschieben und erst meine Doktorarbeit in aller Ruhe abschließen. Da traf mich ein Ereignis im Sommer 1949 existentiell: Mein Vater war auf die Professur für Praktische Theologie in Greifswald berufen worden und musste die Dienstwohnung im Pfarrhaus Neuenkirchen für seinen Nachfolger räumen. Zwar hatte sich mein Leben überwiegend in Greifswald abgespielt, aber mir fiel der Abschied vom Pfarrhaus Neuenkirchen schwerer, als ich gedacht hatte. Die Vorstellung, selbst einmal eine Heimat in einer pommerschen Landpfarrstelle zu gewinnen, die der in Neuenkirchen ähnlich sein könnte, gewann für mich durch diesen Wohnungswechsel eine positive Bedeutung.

In eine neue Richtung führte die Mitteilung von Elliger, er habe einen Ruf nach Berlin erhalten, den er angenommen habe, ich solle zum 1. Juli 1950 dort sein Assistent werden. Anfangs war ich recht unglücklich über diese Eröffnung, aber mein Vater machte mir klar, dass ich solche berufliche Chance nicht ausschlagen dürfe. Meine Hoffnung auf eine Verschiebung des Übergangs nach Berlin bis nach der Promotion erwies sich als unmöglich. Daher meldete ich mich – viel früher als geplant – Ende 1949 beim Konsistorium Greifswald zum Ersten Theologischen Examen. Meine Arbeit über die Libri Carolini wurde in ihrem damaligen Stand dank der Fürsprache Elligers als Examensarbeit anerkannt. Bischof D. Karl von Scheven war Vorsitzender der Prüfungskommission, zu der auch die Oberräte Hans Faißt und Dietrich Labs gehörten. Beide sangen im Greifswalder Domchor mit, so dass ich bei ihnen mit einigem Wohlwollen rechnen konnte. Geprüft haben sonst nur die mir bekannten Professoren der Fakultät sowie Pfarrer lic. Erdmann Schott aus Dersekow, ein Schüler von Rudolf Her-

mann.¹⁴ Nach diesem Examen im Frühjahr habe ich am 1. Juli 1950 meinen Dienst an der Theologischen Fakultät Berlin angetreten.

Am 27. November 1950 fand dann meine Promotion in Greifswald statt. Die Prüfung machte dem Namen „Examen rigorosum“ alle Ehre: Eine Stunde für das Hauptfach, dazu je eine halbe Stunde für die vier anderen Fächer. Die Prüfer wechselten, von 15 bis fast 19 Uhr stand ich unter Hochspannung. Von den fünf Prüfern waren zwei gerade erst neu berufen worden, so dass ich bei ihnen keine Lehrveranstaltung besucht hatte: Im Neuen Testament Erich Fascher, in der Praktischen Theologie Ernst Jessen. Beide Herren haben wohlwollend geprüft, aber ich war natürlich bei ihnen besonders angespannt.

Kurz vor 19 Uhr verkündete der Dekan Alfred Jepsen meine Promotion zum Doktor der Theologie. Er fügte hinzu, dieser Titel sei früher länger gewesen: Doktor der Theologie und der Heiligen Schrift. Er habe sich gefreut, dass die Bibel in meiner kirchengeschichtlichen Doktorarbeit eine wichtige Rolle spiele; er wünsche mir, dass die Bibel auch in meinem weiteren Leben stets wichtig bleiben werde. Diese Worte des Dekans der Theologischen Fakultät Greifswald konnte ich fast auf die Minute genau nach 50 Jahren erneut in Greifswald bedenken. Das exakte Timing verdanken wir dem damaligen Dekan der Fakultät Martin Onnasch.¹⁵ Er hatte mit Karl-Heinrich Bieritz¹⁶ und Reinhart Staats¹⁷ zwei Festredner gewonnen, denen ich mich seit vielen Jahren dankbar verbunden fühle.

Damit bin ich am Schluss: An die Zeit meines Studiums 1946-1950 in Greifswald denke ich gerne zurück. Manche Kontakte sind bis heute geblieben, ich nenne noch drei damalige Studenten: Klaus-Dietrich Schunck, der 1965 nach Rostock kam¹⁸, Martin Seils¹⁹ sowie Rudolf Mau²⁰, dem ich verbunden war z.B.

¹⁴ Erdmann Schott wurde 1954 auf die Professur für Systematische Theologie an die Martin-Luther-Universität Halle berufen. Dort empfing er mich, als ich zum 1. September 1961 nach Halle berufen worden war, als Dekan der Fakultät.

¹⁵ Dem Naumburger Dozenten für Kirchengeschichte Martin Onnasch bin ich mehrfach begegnet, insbesondere bei Arbeitsberatungen mit katholischen Kirchenhistorikern, zu denen wir erstmals 1983 in das Priesterseminar in Erfurt eingeladen wurden. Bericht über diese Tagungen in: *Herbergen der Christenheit*, 25. Bd., 2001, S. 73-92.

¹⁶ Mit Karl-Heinrich Bieritz gab es im Forschungsbeirat des Konfessionskundlichen Arbeits- und Forschungswerkes (KAFW) von 1965 bis 1990 in Potsdam eine enge Zusammenarbeit. Bieritz vertrat zeitweise die pommersche und ich die mecklenburgische Kirche. Seine Berufung nach Rostock 1991 war mir eine große Freude.

¹⁷ Reinhart Staats habe ich im Januar 1985 auf einer Patristiker-Tagung in Gwatt (Schweiz) kennengelernt. Er hatte damals gerade die Berufung auf den Lehrstuhl für alte und mittelalterliche Kirchengeschichte in Kiel erhalten. 1995 wurde Staats mein Nachfolger in der Redaktion der ThLZ als Fachberater für die Alte Kirche und das Mittelalter.

¹⁸ Klaus-Dietrich Schunck hatte 1965-1990 den Lehrstuhl für Altes Testament in Rostock inne und war – wie schon als Student in Greifswald – stets ein freundlicher Kollege. Zu seinem 65.

im Theologischen Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung, wegen der Lehrbuchreihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“²¹ und der Treffen im Sprachenkonvikt.²²

Dankbar bin ich für die reiche Fülle von Gedanken und Anregungen, die uns in Greifswald in der schweren Nachkriegszeit geboten wurde. Es ist mir eine große Freude, hier an Menschen zu erinnern, die uns dieses Angebot vermittelt haben.

Geburtstag erhielt er die Festschrift: Niemann, H. Michael/Augustin, Matthias/Schmidt, Werner H., „Nachdenken über Israel, Bibel und Theologie“, Frankfurt a.M. u.a. 1994.

¹⁹ Kühn, Ulrich, Laudatio für Martin Seils, in: Holze (wie Anm. 6), S. 163-172.

²⁰ Rudolf Mau war 1955-1963 Assistent von Rudolf Hermann an der Berliner Theologischen Fakultät. Wir wohnten 1956-1960 als Nachbarn in Berlin Friedrichshagen. Mau lehrte 1964-1990 Kirchengeschichte am Berliner Sprachenkonvikt (Borsigstraße) und wurde nach der Wende 1990 Professor an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin. Dort hatte man ihn 1963 als Dozenten nicht haben wollen, da er es offen abgelehnt hatte, eine verharmlosende Erklärung zum Bau der Berliner Mauer 1961 zu unterschreiben.

²¹ Mau und ich trafen uns seit 1970 auf jeder Herbsttagung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF). Für die Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ (KGE) lieferte Mau zwei wichtige Bände: Bd. II/5: Evangelische Bewegung und frühe Reformation 1521 bis 1532 (2000); Bd. IV/3: Der Protestantismus im Osten Deutschlands 1945-1990 (2005). Mau hat sein Leben skizziert in: Meyer, Dietrich (Hg.), Kirchengeschichte als Autobiographie, Bd. 2, Köln 2002, S. 171-225.

²² Seit 1976 setzte sich Mau aktiv und umsichtig für die „halblegalen“ Treffen der deutschsprachigen Kirchenhistoriker aus Ost und West im Sprachenkonvikt Berlin (Ost) ein, die jeweils am Wochenende acht Tage vor Ostern stattfanden. Mau erhielt die Festschrift: Köckert, Matthias (Hg.), Der Wahrheit Gottes verpflichtet – Theologische Beiträge aus dem Sprachenkonvikt Berlin für Rudolf Mau, Berlin 1993.

Fünfzehn Jahre spannungsvoller Kirchengeschichte in der DDR 1955-1969¹

Die jetzt in Hannover wirkende finnische Pastorin Aulikki Mäkinen hat in Helsinki 2002 ihre Dissertation verteidigt.² Sie dankt Eino Murtorinne und Simo Heininen (Helsinki) sowie Martin Onnasch (Greifswald) und Siegfried Bräuer (Berlin). Sie will die Vorgänge um Bischof Krummacher rekonstruieren und auf Wertungen verzichten. „Die Arbeit eröffnet einen erdenklichst neutralen Blickwinkel auf die Jahre 1955-1969 und stellt auf diese Weise neue Ergebnisse zur Diskussion“ (S. 15). Quellen fließen reichlich. Kirchliche Akten haben den größten Anteil, staatliche Akten werden zur Ergänzung herangezogen, viele Details sind in Aktennotizen von Krummacher enthalten. Staatliche Protokolle stimmen im „Sachgehalt zum größten Teil mit den Vermerken Krummachers überein“ (S. 17).

Teil I: „Die Entstehung der kirchenpolitischen Linie Krummachers“ beginnt mit Krummachers Wahl zum Greifswalder Bischof, der Berliner Bischof Dibelius war die treibende Kraft. „Krummachers Einführung am 14.4. 1955 war ein großes kirchliches und ökumenisches Ereignis“ (S. 24). Ein erster Streit mit dem Staat betraf den Namen „Pommersche Evangelische Kirche“: In der DDR war das Wort Pommern tabu, die größere Hälfte Pommerns war seit 1945 ein Teil der Volksrepublik Polen. Krummacher hielt die Bezeichnung fest, denn der Name sei „rein innerkirchlicher Natur“ (S. 25).

Krummachers Amtsvorgänger, Karl von Scheven, hatte die Aufnahme der Pommerschen Kirche in den Lutherischen Weltbund (LWB) angestrebt, Krummacher schloss die Verhandlung ab. „Eine wichtige Rolle spielten in diesem Zusammenhang auch seine engen persönlichen Kontakte zu den lutherischen Kirchen in Skandinavien sowie seine Arbeit im Leitungsgremium des Nordisch-Deutschen Kirchenkonvents“ (S. 27). Die Arbeit überliefert Bedenken aus der Evangelischen Kirche der Union (EKU), aber auch in der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche (VELKD) gab es Widerspruch gegen die Aufnahme einer EKU-Kirche in den LWB.

Bei Verhandlungen mit der DDR-Regierung war zunächst Otto Nuschke zuständig, der damalige stellvertretende Ministerpräsident und Vorsitzende der Ost-CDU. Krummacher unterstützte Thesen von Günter Jacob, der 1956 auf einer EKD-Synode die neue Lage beschrieben hatte: „Die Zeit des Bündnisses zwischen

¹ Aus: Fünfzehn Jahre spannungsvoller Kirchengeschichte in der DDR; Suomen kirkkohistoriallisen seuran vuosikirja 92, Helsinki 2002.

² Aulikki Mäkinen, Der Mann der Einheit. Bischof Friedrich-Wilhelm Krummacher als kirchliche Persönlichkeit in der DDR in den Jahren 1955-1969. Diss. Helsinki. Greifswalder theologische Forschungen 5. Frankfurt am Main 2002.

Staat und Kirche sei vorbei, und die Kirche müsse sich darauf einstellen, nicht mehr eine Volkskirche, sondern eine Minderheit in der säkularen Gesellschaft zu sein. Auch der Staat, der die kirchliche Arbeit beschränke, höre damit nicht auf, Obrigkeit im Sinne von Römer 13 zu sein" (S. 36). Die Synode folgte dieser Linie. 1956 warnte eine EKD-Kommission unter Leitung von Krummacher vor der Einführung der Wehrpflicht. Die DDR-Regierung reagierte ähnlich wie die im Westen. „Die Kommission wurde hier, wie schon in Bonn, als zweitrangig behandelt" (S. 38).

1957 löste Werner Eggerath (SED) als neuer Staatssekretär für Kirchenfragen Otto Nuschke in seiner Funktion für die Kirchen ab. Nach einem Gespräch mit Krummacher meinte der Staatssekretär, eine engere Zusammenarbeit mit Krummacher sei „für den Staat von größerem Nutzen als die Zusammenarbeit mit Mitzenheim" (S. 44). Aber das Ministerium für Staatssicherheit stellte fest: Die Annahme, Krummacher habe eine positive Haltung zum Staat wegen seiner Mitgliedschaft im Nationalkomitee Freies Deutschland, bestätigte sich nicht (S. 49).

Krummacher sprach 1958 auf einer EKD-Ratssitzung über das Verhalten des Christen zum Staat. Der Staat war Obrigkeit im Sinne von Römer 13, aber das Ja zum Staat findet „seine täglich neu unter Schmerzen und Kämpfen zu spürende doppelte Grenze dort, wo die Ideologie des Staates an die Stelle Gottes zu treten sucht, und dort, wo der Mitmensch in seinem Menschsein bedroht wird" (S. 50).

Immer mehr junge Menschen beteiligten sich an der Jugendweihe – oft unter dem Druck der Schule. Daher warf die Kirche dem Staat vor, gegen die verfassungsmäßig garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit zu verstoßen. Staatssekretär Eggerath erklärte, Staat und Kirche seien keine gleichberechtigten Partner.

Die Kirche erklärte in dem oft zitierten Kommuniqué vom 22. Juli 1958, sie respektiere den Aufbau des Sozialismus (S. 56). Krummacher konnte zufrieden sein: „Die kirchliche Buchhandlung in Greifswald durfte wieder öffnen, einige geschlossene kirchliche Räumlichkeiten wurden wieder freigegeben" (S. 58). Von staatlicher Seite wurde positiv vermerkt, dass Krummacher die Christen aufgefordert hatte, bei der Einbringung der Ernte zu helfen.

Eine Schrift von Otto Dibelius „Obrigkeit", die er 1959 zum 60. Geburtstag von Landesbischof Lilje verfasst hatte, erklärte, die DDR sei nicht Obrigkeit im Sinne von Römer 13: „Rechtsverletzung und Rechtsbeugung hätten dem DDR-Regime die Autorität genommen“. Nach Protesten auch aus der Kirche betonte Dibelius den privaten Charakter seiner Schrift (66).

Teil II: „Krummacher als leitender Bischof in der DDR" beginnt 1960 mit dem Rücktritt von Dibelius vom Vorsitz der kirchlichen Ostkonferenz, die Krummacher zum neuen Vorsitzenden wählte (S. 70). Staatssekretär Eggerath begrüßte zwar die Wahl, wollte jedoch grundsätzliche Probleme nur mit dem rangältesten

Bischof Mitzenheim verhandeln, der nicht „an die Wand gedrückt“ werden dürfe. In der Folgezeit ist Mitzenheim „immer wieder aus der gemeinsamen Front der Bischöfe“ ausgeschert (S. 72).

Im Herbst 1960 sprach Walter Ulbricht, der Vorsitzende des neuen Staatesrates der DDR, von „Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Sozialismus im Hinblick auf die humanistischen Ziele“. Dagegen warnte Krummacher, die Gemeinsamkeiten sollten „genauer analysiert werden“ (S. 73). Am 9.2.1961 empfing Ulbricht eine Delegation von Christen aus der DDR unter Leitung des Leipziger Professors Emil Fuchs „stellvertretend für die übergroße Mehrheit aller Christen“. Fuchs erklärte, „die gesellschaftlichen Konsequenzen, die aus dem christlichen Glauben gezogen werden müssten“, seien nur im östlichen Teil Deutschlands zu verwirklichen. „Nur im Osten gäbe es eine ernsthafte Friedensinitiative“ (S. 79). Die Kirche sei „wegen ihrer schroffen Haltung zum größten Teil selbst schuld an den Schwierigkeiten der Christen in der DDR“ (S. 83).

Der Plan für einen Kirchentag in beiden Teilen Berlins im Juli 1961 wurde in der Kirche verschieden beurteilt. Der Kirchentag wurde für Ostberlin verboten und fand nur in Westberlin statt. Die Bischöfe der östlichen Kirchen kamen mehrheitlich nicht zu diesem Kirchentag „aus Solidarität mit ihren Gemeinden“ (S. 89). Nach dem Kirchentag schrieb Krummacher am 24.7. 1961 an Dibelius „einen bitteren Brief, in dem er den Beschluss, den Kirchentag nur in Westberlin abzuhalten, kritisierte“.

Abschnitt II.1.7: „Im Schatten des Mauerbaus“ geht auf den 13. August 1961 ein. Gemeinsam mit anderen Kirchenämtern schickte Krummacher ein Telegramm an die DDR-Regierung, sie möge Kontakte zwischen beiden Teilen Deutschlands weiterhin ermöglichen (S. 91). „Zum gleichen Zeitpunkt erhielt Bischof Mitzenheim vom Staatsratsvorsitzenden Ulbricht anlässlich seines bevorstehenden 70. Geburtstags den Vaterländischen Verdienstorden in Gold“ (S. 91). Krummacher empfand das „doppelt schmerzlich, weil es die Bevölkerung, die durch den 13. August verstört sei, nicht begreifen könne, und weil wir spüren, dass hier durch einseitige Option des Staates für Mitzenheim sich eine für die kommende Entwicklung gefährliche Kluft in der Leitung der Kirche auftut“ (S. 91, Anm. 90). Krummacher zog eine andere Konsequenz: Er hielt es für unsolidarisch gegenüber den Gemeinden, dass „Bischöfe der DDR an der Vollversammlung des ökumenischen Rates der Kirchen in Neu-Delhi vom 19.11.-5.12.1961 teilnehmen sollten“ (S. 94).

In der Kirche gewann Krummacher an Ansehen: Er wurde in den Rat der EKD gewählt, er war Vorsitzender der Kirchlichen Ostkonferenz. Auch die DDR musste ihn als Partner anerkennen. „Die Hoffnung des Staates, durch Krummacher die Spaltung der EKD voranzutreiben, erfüllte sich nicht“ (S. 95).

In der DDR wurde 1962 eine kirchliche Geschäftsstelle in Berlin eingerichtet, deren Leitung Krummacher einem jungen Juristen übertrug: Manfred Stolpe. Das

Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht 1962 zeigte die Spannungen in den Kirchen: Krummacher trug dem DDR-Ministerpräsidenten Stoph am 12.3.1963 u. a. die kirchliche Forderung vor, die Verweigerung des Wehrdienstes aus Gewissensgründen anzuerkennen (S. 104). Von staatlicher Seite kam man „auf Krummachers Tätigkeit während der Nazizeit zu sprechen“. Man wollte die Distanz zwischen Krummacher und Mitzenheim vergrößern, der sich im Gespräch erkennbar von Krummacher distanzierte (S. 104). In der Sache lenkte der Staat ein: Die Musterungskommissionen würden die Motive der Wehrdienstverweigerer prüfen (S. 105).

Bald nach den Vorwürfen erhielt Krummacher das Vertrauen der KKL, denn die Vorwürfe verfolgten nur das Ziel, „die kritische und selbständige Rolle der Kirche zu beschränken und Bischof Mitzenheim zum Vertreter der Kirche dem Staat gegenüber zu machen“ (S. 109). In der Frage des Wehrdienstes hielt sich die KKL an die Linie der Ökumene 1961: Die Kirchen sollten für Wehrdienstverweigerer eintreten, denen jedoch klar gesagt werden musste, dass die Kirche „sie nicht vor Leid und Benachteiligung in der Gesellschaft bewahren könne“ (S. 110).

Zum Jahr 1963 steht die Überschrift „Krummachers Gratwanderung zwischen Einheit und Eigenständigkeit“ (II. 3). Anfang 1963 schlug Walter Ulbricht ein „Abkommen der Vernunft und des guten Willens“ zwischen beiden deutschen Staaten vor. Staatssekretär Seigewasser empfing Krummacher, der Verständnis zeigte. Er setzte sich im ökumenischen Rahmen für den Vorschlag ein und gab am 11.2.1963 im Evangelischen Nachrichtendienst Ost (ENO) ein Interview, das Ulbrichts Vorschlag positiv aufnahm. Das verärgerte u. a. die Bischöfe Dibelius und Lilje, weil Krummacher „den Alleinvertretungsanspruch Westdeutschlands in Frage“ stellte (S. 123).

Krummacher erstrebte Erleichterungen für die Menschen, anders war es nicht möglich, „Türen des Gefängnisses“ zu öffnen (S. 126). Krummacher hielt ein Entgegenkommen für notwendig. „Die Existenz zweier deutscher Staaten hatte er schon seit den 50er Jahren für eine Realität gehalten“ (S. 127).

Am 8.3.1963 wurden unter Krummachers Leitung „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ erarbeitet als „Wegweisung für die Christen im sozialistischen Umfeld“ (S. 130). Die SED sah in ihnen einen Verstoß gegen das Kommuniqué von 1958 und eine Reaktion auf das Gespräch Ulbrichts mit Emil Fuchs. Der Weisenseer Arbeitskreis formulierte dagegen „Sieben Sätze von der Freiheit der Kirche zum Dienen“, die ein „durchaus positives Bild der sozialistischen Gesellschaft“ vermittelten (S. 132).

Im Sommer 1963 nahm Krummacher an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki teil und wurde Ehrendoktor der dortigen Theologischen Fakultät (S. 133). Neun Delegierten aus der DDR war die Ausreise verweigert worden. Man bezeichnete die Ablehnung von Reiseanträgen zu ökumenischen Versammlungen als „Beschneidung der Religionsfreiheit“ (S. 135). Auch

eine Reise von Krummacher nach Großbritannien zeigte, dass Krummacher „im Ausland als leitender Bischof der DDR betrachtet wurde“ (S. 137).

Ein Problem war die Prager Friedenskonferenz (CFK), die oft als „von den kommunistischen Staaten gesteuerte Ostökumene“ angesehen wurde (S. 139). Es gab aber auch Sympathie für diese Bewegung. Vonseiten der EKD war man gesprächsbereit, aber die CFK sollte nicht mit der EKD verhandeln, weil sie eine gesamtdeutsche Organisation war. Dagegen erklärte Krummacher, die EKD halte gerade um des Friedens willen an ihrer Einheit fest (S. 143).

Am 18.8. 1964 führte Walter Ulbricht mit Bischof Mitzenheim das „Wartburg-Gespräch“, in dem die schon 1960 verwendeten Formeln über gemeinsame Ziele von Marxisten und Christen wiederholt wurden. Mitzenheim wurde vom Staat ein Erfolg zugespielt: Er durfte „bekannt geben, dass die Regierung entschieden habe, DDR-Bürgern im Rentenalter zu Verwandten nach Westdeutschland reisen zu lassen“ (S. 148). Staatlicherseits sprach man auch mit Krummacher, aber man blieb dabei, „nur Mitzenheim als Vertreter der Kirchen anzuerkennen“ (S. 150).

Dafür vertieften sich Beziehungen zwischen Krummacher und Kurt Scharf. Beide standen Willy Brandts Plänen nahe, „Kontaktmöglichkeiten zwischen Ost und West zu verbessern und das Leben in der DDR zu erleichtern“ (S. 155). Zum 20. Jahrestag des Kriegsendes 1965 veröffentlichte Krummacher in den „Zeichen der Zeit“ einen Artikel, der an die deutsche Schuld erinnerte, zur Versöhnung und Abrüstung mahnte und vor Atomwaffen in deutschen Händen warnte.

Der Rat der EKD übernahm die Gedanken als „Wort des Rates der Evangelischen Kirchen in Deutschland zur Besinnung auf das Kriegsende 1945“. Es war „ein tief seelsorgerlicher, geistlicher Text“, den die SED jedoch misstrauisch aufnahm, weil er im Namen der EKD erschien, also einer Institution gesamtdeutschen Charakters (S. 160 f.).

Zum Wehrdienst wurde am 1.11.1965 ein Text „Zum Friedensdienst der Kirche – Eine Handreichung für Seelsorge an Wehrpflichtigen“ von allen Landeskirchen beschlossen. Im November 1965 äußerte sich Krummacher vor der pommerschen Synode deutlich zum Frieden: „Man kann nicht Frieden wollen und gleichzeitig durch Schwarz-Weiß-Malerei Andersdenkende verteufeln oder gar in die Gemüter von Kindern Hass und Misstrauen säen.“ Krummacher unterstrich deutlich den Unterschied zur Friedenspropaganda der DDR. „Wenn die christliche Kirche für den Frieden eintritt, so meint sie uneingeschränkt wirklichen Frieden, wirkliche Versöhnung, wirkliche Gerechtigkeit und wirklichen Brückendienst zwischen den Völkern und erst recht zwischen den Menschen unseres eigenen Volkes.“

Der Staat warf Krummacher daraufhin vor, die Politik des Staates entstellt und die Nationale Volksarmee beleidigt zu haben. Es blieb „ein ungelöster Konflikt zwischen Staat und Kirche in der DDR“ (S. 170). In den Schulen gab es

Erziehung zum Hass, dagegen protestierte Krummacher erneut. Am 17.12.1966 wurde Krummacher zum Gespräch eingeladen. Staatssekretar Seigewasser erklärte dabei, es handele sich „bei den Beschwerden der Kirche nur um Einzelfälle“ (S. 172).

Teil III: „Krummachers Haltung zur Gründung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ umreißt die Lage: Durch die neue Ostpolitik der SPD fürchtete die DDR, sie werde eine „Schachfigur in der sowjetischen Entspannungspolitik“. Sie betrieb die Trennung aller gesamtdeutschen Institutionen. Die These galt „Zwei Staaten – zwei Kirchen“ (S. 175). Im März 1967 warf der Staatssekretär für Kirchenfragen Krummacher vor, die Einheit der EKD festzuhalten. Der Staatssekretär notierte, Krummacher sei „in keiner Weise bereit gewesen, die berechtigten staatlichen Argumente anzuerkennen“. (S. 177).

Die Ereignisse kulminierten auf der EKD-Synode von Fürstenwalde im April 1967. Hauptthema war die Einheit der EKD. Es gab warnende Stimmen von staatlicher Seite und im kirchlichen Raum. Für Krummacher war es „eine Frage des Glaubensgehorsams, ob wir an der Einheit und Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland festhalten oder nicht“. Man dürfe sich nicht stärker an die Umwelt „als an das Evangelium und an die Alleinherrschaft des Einen Herrn binden“ (S. 181). Die Synode verabschiedete die „Fürstenwalder Erklärung“, die an der Einheit der EKD festhielt. Die gleichzeitig in Westberlin tagenden Synodalen aus dem Westen der EKD stimmten dieser Erklärung zu (S. 181).

Die Folge war eine Kampagne gegen Krummacher in der DDR-Presse. 1968 löste der Entwurf für eine neue Verfassung in der DDR Sorgen aus. Nur die Thüringer Kirche sah „die Verfassung als rechtliche Basis für ungestörte Seelsorge und öffentliche Betätigung an“ (S. 186).

Im ENA nahm Krummacher Stellung: Er trat erneut für normale Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten ein und „forderte gleichzeitig deutliche Worte aber die Rechtsfähigkeit der Kirche, ihr Recht auf Eigentum und selbstständiges Handeln“ (S. 187). In einer anderen Frage gab Krummacher nach: Staatlichen Forderungen entsprechend hieß die „Pommersche Evangelische Kirche“ fortan „Evangelische Landeskirche Greifswald“ (S. 188). Der endgültige Text der DDR-Verfassung, der am 6.4.1968 in einer Volksabstimmung bestätigt wurde, berücksichtigte wenigstens teilweise Forderungen der Kirche (S. 189).

In den Jahren 1968 und 1969 wollte Krummacher die EKD in beiden deutschen Staaten erhalten. Er dachte an eine Bezeichnung wie „EKD Region Ost“. Albrecht Schönherr, der spätere Bischof der Ostregion von Berlin-Brandenburg, spielte eine immer größere Rolle. Er war „schon in Fürstenwalde nicht mehr von der Zweckmäßigkeit der organisatorischen Einheit der EKD überzeugt gewesen“ (S. 193). Dagegen wollte Krummacher den Zusammenhang mit der EKD festhalten, „aber die westlichen Gliedkirchen erkannten den Ernst der Lage nicht“.

Eine konsequente Regionalisierung unter dem Namen „Evangelische Kirche in der DDR“ fand im West-Rat keine Zustimmung (S. 194 f.). Für Krummacher war damit „eine große Chance vertan“.

Schönherr dagegen war eine Regionalordnung der EKD nicht ausreichend, er sprach sich für eine Regelung aus, „die der Gemeinschaft der Gliedkirchen in der DDR größeres Gewicht verleihe“.

Das letzte Kapitel (III. 5): „Die Anpassung Krummachers an die neue Situation“ zeigt, wie sich Krummacher um die Erhaltung der EKD bemüht hat. Aber er fand auch im Westen wenig Verständnis. Nach Schönherrs Vorstellungen sollte der neue Kirchenbund der DDR weniger von der Bischofskonferenz und mehr von der Synode her geprägt sein. Die Gemeinschaft mit der EKD sollte „ohne organisatorische Verbindung zum Ausdruck kommen“ (S. 203).

Im Herbst 1968 wollte der Rat der EKD „eine selbständige und unabhängige Vertretung der östlichen Gliedkirchen innerhalb der EKD akzeptieren, doch zu diesem Zeitpunkt war es bereits zu spät“ (S. 203). Im Osten waren jetzt alle Landeskirchen für den Kirchenbund. Die Kontinuität zur EKD wurde festgeschrieben im Artikel 4, 4 der Ordnung des Kirchenbundes der DDR, der „sich zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland“ bekannte (S. 207). Die EKD war nicht direkt genannt, aber sie war deutlich gemeint. Der Artikel 4, 4 machte es auch Krummacher möglich, der Ordnung des Bundes evangelischer Kirchen in der DDR zuzustimmen.

Am 10.6.1969 wurde diese Ordnung des Kirchenbundes von den acht Landeskirchen unterschrieben. Im Herbst 1969 fand die konstituierende Tagung der Bundessynode statt. Das war das Ende der EKD in der DDR und für Krummacher „eine bittere Niederlage“ (S. 210). Krummacher beendete seinen Dienst als Bischof 1972, er starb am 19.6.1974.

Das vorliegende Buch stellt die Vorgänge 1955-1969 umfassend aus den Quellen dar und bereichert unsere Kenntnis erheblich. Das Buch zeichnet ein eindrucksvolles Bild von Bischof Krummacher und schildert von dieser Einzelgestalt her den Verlauf von fünfzehn Jahren spannungsvoller Kirchengeschichte in der DDR. Für die gründliche Aufarbeitung und einfühlsame Darstellung kann man nur herzlich dankbar sein.

Nachbemerkung

Die finnische Zeitschrift „Suomen kirkkohistoriallisen seuran vuosikirja“ hatte um eine ausführliche Rezension der Doktorarbeit von Aulikki Mäkinen über den Greifswalder Bischof Krummacher (1955-69) gebeten. Die Überschrift wurde von der Redaktion in Helsinki nach meiner Zustimmung hinzugefügt.

Der Anfang in Rostock 1961 in der Erinnerung nach 50 Jahren 2011

1. Zur Lage im Jahre 1961: Der Bau der Mauer in Berlin

In meinem Beitrag „Kirchengeschichte erlebt und dargestellt“ hatte ich 1996 meinen Neuanfang an der Theologischen Fakultät Rostock im September 1961 als eine besonders glückliche Epoche skizziert.¹ 50 Jahre danach wissen wir mehr über die damals handelnden Personen und manches stellt sich etwas anders dar, aber die dankbare Freude über jenen Anfang in Rostock ist geblieben. Freilich nimmt mit größer werdendem zeitlichen Abstand wohl immer die Gefahr einer gewissen Verklärung zu. Der Mensch behält primär die schönen Dinge in Erinnerung, und das ist auch gut so. Umso mehr sei gleich am Anfang festgehalten, dass jene Epoche insgesamt unter einer sehr hohen Spannung stand, die man heute weithin vergessen hat.

Am 13. August 1961 war mitten durch Berlin die Mauer gebaut worden, um die zunehmende „Republikflucht“ aus der DDR zu verhindern. Von dieser Mauer sind heute kaum noch Reste vorhanden, sodass jüngere Menschen sich dieses Monstrum überhaupt nicht vorstellen können. Damals hatte der Bau der Mauer für unser Lebensgefühl in der DDR gründliche Veränderungen zur Folge. Bis dahin war Westberlin für uns noch ein Schlupfloch gewesen, das wir nur zu gerne nutzten, auch wenn wir gar nicht daran dachten, die DDR zu verlassen. In Westberlin konnten wir Waren einkaufen, die es zu Hause nicht gab – sofern der Wechselkurs es zuließ. In dortigen Zeitungen lasen wir, dass bestimmte Ereignisse im Osten angeprangert wurden, so dass wir immer noch das Gefühl hatten, nicht ganz abgeschnitten zu sein. Das wurde nach dem 13. August 1961 anders.

Damit veränderte sich auch meine Lebenslage ganz erheblich. Die damalige allgemeine Verunsicherung betraf mich besonders, denn meine Berufung nach Rostock zum 1. September 1961 schien nach einer recht langen und an Enttäuschungen reichen Vorgeschichte im Frühjahr 1961 endlich sicher zu sein, aber würde das auch nach dem Mauerbau so bleiben? Die Vorgeschichte dieser Berufung reichte bis in den Winter 1958/59 zurück. Damals hatte der in Rostock lehrende Kirchenhistoriker Erhard Peschke mich in Berlin besucht und mir gesagt,

¹ Kirchengeschichte erlebt und dargestellt, in diesem Band S. 9-55. Auch in: Kirchengeschichte als Autobiographie, hrsg. v. Dietrich Meyer, Köln 1999. Schriftenreihe des Vereins für rheinische Kirchengeschichte, Bd. 138, S. 25-76. Über die Jahre 1961/62 Seite 39-42. Jene Jahre werden skizziert in meinem Zeitzeugenbericht vom 25. Mai 2007: Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung, hrsg. v. Kersten Krüger, Bd. 2, Rostock 2008, S. 297 f.

er wolle zum 1. September 1959 einem Ruf an die Theologische Fakultät Halle folgen und mich der Fakultät in Rostock als Nachfolger vorschlagen.

Das war Musik in meinen Ohren: In Rostock war ich oft als Kind bei meiner Großmutter gewesen, ich dachte an Straßenbahnfahrten zur Endstation, dem damals noch kleinen Tierpark, an Dampferfahrten auf der Warnow und Wege raus auf die Mole in Warnemünde. Während meines Studiums 1946-1950 in Greifswald unternahmen wir im Rahmen der Evangelischen Studentengemeinde Besuche in Rostock, bei denen ich Räume und Mitglieder der Theologischen Fakultät sowie die Universitätskirche kennen lernte. Als Tennisspieler hatte ich mich auf den damaligen Plätzen auf dem Vögenteich bewegt, wobei sich freilich die Rostocker Spieler als eindeutig stärker erwiesen.

Meine Chancen für eine Berufung 1959 schienen günstig zu sein: Der vor mir stehende ältere Kandidat Erich Beyreuther hatte einen Ruf nach Erlangen, dem er folgen wollte, der nach mir genannte jüngere Kandidat Eberhard Pältz (Jena) war noch gar nicht habilitiert und hatte zudem nur wenig Lehrerfahrung. Umso größer war unsere Enttäuschung, als der Termin 1. September 1959 verging ohne die Berufung. Von Peschke kam privat die Nachricht, die Professur sei gar nicht besetzt worden, der jüngere Kollege aus Jena sei „mit der Wahrnehmung beauftragt“ worden. Wollte man Geld sparen? Oder gab es im Staatssekretariat für Hochschulwesen Bedenken gegen mich?

Dazu kam noch ein weiterer Umstand, der damals freilich ziemlich selbstverständlich war: Die Wohnungsnot in der DDR. Meine Frau und ich hatten 1954 geheiratet, durch die Geburt unserer Tochter waren wir 1955 zu einer dreiköpfigen Familie geworden. Wir hatten jedoch keine eigene Wohnung. Wir standen immerhin auf einer langen Liste Wohnungssuchender, die nach jahrelanger Wartezeit endlich eine kleine Plattenbauwohnung zu erwarten hatten. Freilich waren wir noch relativ gut dran, da wir zwei Zimmer in der Wohnung meiner Eltern bewohnten im schön gelegenen Berlin-Friedrichshagen. Meine Frau konnte als junge Ärztin ihrer Ausbildung im Krankenhaus Köpenick ebenso nachgehen wie ich meiner Arbeit an der Theologischen Fakultät. Unsere kleine Tochter wuchs weithin bei ihren Großeltern auf, – durchaus zu allseitiger Freude. Aber natürlich hatten wir uns bei einer Berufung nach Rostock 1959 auch nach 5 Jahren Ehe endlich eine eigene Wohnung gewünscht.

Anfang 1960 kam die Nachricht, dass ich Professor in Halle werden sollte, was für einen Dozenten natürlich ein Fortschritt war. Zum 1.9.1960 wurde ich als „Professor mit Lehrauftrag“ nach Halle berufen. Die Kollegen und Studenten dort nahmen mich freundlich auf, die Arbeit ließ sich gut an. Bald wurde uns eine Wohnung zugewiesen: Eine große Arztwohnung, in der Flur, Küche und Bad gemeinsam mit einer energischen Arztwitwe genutzt werden mussten, für die wir mehr oder weniger Eindringlinge in ihre angestammte Wohnung waren. Dazu kam noch, dass Halle im mitteldeutschen Industriegebiet lag: Die Luft war in einem

Ausmaß verpestet, das man sich bei einem Besuch heute in jener Gegend gar nicht mehr vorstellen kann. Wir fuhren im Januar 1961 zu einem Winterurlaub nach Warnemünde und dachten mit Bedauern daran, dass uns die dauerhafte Nähe zur Ostsee knapp entgangen war.

Im Frühjahr 1961 erhielt ich eine überraschende Anfrage des Staatssekretariats aus Berlin, ob ich wohl einer Berufung nach Rostock auch jetzt noch folgen würde. Natürlich habe ich sofort zugesagt. Aus Rostock erfuhr ich, dass der berufene junge Kollege Pältz erkrankt war und das ganze Semester abgesagt hatte. Er hatte grundsätzlich um seine Ablösung gebeten, da er sich überfordert fühlte. In Rostock fanden damals überhaupt keine Vorlesungen und Seminare in Kirchengeschichte statt. Der Dekan der Theologischen Fakultät Rostock Heinrich Benckert schrieb mir im Juni 1961, die Fakultät rechne nach einer festen Zusage des Staatssekretariats sicher mit meiner Berufung zum 1.9.1961, er freue sich auf mein Kommen nach Rostock, ich könne mich darauf einstellen.

Aber galten diese schönen Zusagen auch noch nach dem Mauerbau? Die Macht des Staates erschien unbegrenzt und unberechenbar. Der Bau der Mauer wurde zu einem Sieg umgedeutet, mit dem man den Westen überrascht habe. Dabei lag es doch auf der Hand, dass die Mauer ein Offenbarungseid war, weil man anders die Republikflucht nicht stoppen konnte. Der Staat konnte jetzt Pläne aufgreifen, die die Zusammenfassung der 6 Theologischen Fakultäten zu einem Seminar forderten. Das hatte am 14. August 1952 Ministerpräsident Grotewohl von Bischof Dibelius gefordert.²

Damals hatte es heftigen Widerspruch von kirchlicher Seite gegeben, die Regierung hatte daraufhin ihre Pläne stillschweigend in der Versenkung verschwinden lassen. Aber diese Pläne konnten leicht wieder auf den Schreibtisch kommen, sie waren niemals offiziell zurückgenommen worden. Otto Dibelius lebte in Westberlin und war ausgegrenzt. Für eine Regierung, die nicht zurückschreckte vor dem Bau einer Mauer quer durch Berlin im Angesicht der Weltöffentlichkeit, sollte die Schließung von Theologischen Fakultäten doch kein Problem sein! Die entsprechenden Absichten waren lange bekannt. Wir machten im August 1961 in Ostberlin Urlaub und sahen über das Westfernsehen den Bau der Mauer. Unsere Lage in dieser 2. Hälfte des Monats August empfanden wir als äußerst spannungsvoll. Man vergisst das später weithin, wenn sich die anstehenden Probleme positiv gelöst haben. Die Nachricht von meiner Berufung nach Rostock erfolgte jedoch pünktlich zum 1. September 1961, ich reiste am 5. September 1961 voller Hoffnung nach Rostock.

² Friedemann Stengel: Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71. Leipzig 1998, S. 79, dazu die Dokumente Nr.5-9, S. 687-688.

Im folgenden Bericht soll primär über die Gespräche mit den fünf Kollegen der Fakultät berichtet werden und in diesem Zusammenhang sollen auch andere Probleme mit zur Sprache kommen. Vorher möchte ich aber feststellen, dass meine Hauptaufgabe natürlich die Vorlesungen und Seminare waren, die ich zu halten hatte. Aber diese Aufgabe machte mir keine Schwierigkeiten. In Berlin hatte ich 1956-1960 und in Halle 1960-61 Vorlesungen und Seminare gehalten, sodass ich doch in 5 Jahren etwas Routine erworben hatte, alle wichtigeren Vorlesungen waren schon ausgearbeitet und vorgetragen worden.³

2. Der Anfang in Rostock: Antrittsbesuch beim Dekan

Heinrich Benckert nach der Senatssitzung vom 4. September 1961

Am 5. September 1961 machte ich Heinrich Benckert, dem damaligen Dekan der Theologischen Fakultät Rostock, meinen Antrittsbesuch. Benckert war bekannt als ein Theologe, der im Kirchenkampf zum radikalen Flügel der Bekennenden Kirche gehört hatte, wovon er jedoch nur selten sprach. Erst aus dem Artikel von Enrico Brissa in der Zeitschrift *Evangelische Theologie* 68 (2008) „Ein Pastor gegen den Nationalsozialismus – Zur Erinnerung an Heinrich Benckert“ erfuhr ich einzelne Vorgänge. Benckert hatte 1934 im Alter von 26 Jahren in seiner ersten Landpfarrstelle einen Überfall auf sein Pfarrhaus und Angriffe auf seine Familie erlebt, er wurde danach verhaftet und ausgewiesen.

Für Benckerts akademische Laufbahn war von Bedeutung, dass er 1931 Dr. phil. und 1935 lic. theol. geworden war. Als Pfarrer an der Salvatorkirche in Breslau wurde er Leiter des Studentenamtes der Bekennenden Kirche für die Theologiestudenten. Damit stand er in einem gewissen – wenn auch natürlich recht spannungsvollen – Zusammenhang mit der Theologischen Fakultät Breslau. Eine von Benckert im Herbst 1936 vorbereitete „Theologische Woche“ wurde verboten, Benckert aus Breslau ausgewiesen und 1937 zum 2. Mal verhaftet, – dieses Mal für mehr als 3 Monate.

Benckert war bekannt als Anhänger Karl Barths, der die Bekennende Kirche nach 1933 stark beeinflusst hatte. Seit 1945 sah Barth von der Schweiz aus die Restauration der Kirche in Westdeutschland mit ständig zunehmender kritischer Distanz, während er gegenüber den Umgestaltungen in der DDR offenbar weniger Vorbehalte hatte. Diese Haltung Barths führte dazu, dass seine Anhänger in der DDR zeitweise vom Staat gefördert wurden, obwohl sie grundsätzlich jede An-

³ Gerne erinnere ich mich an Teilnehmer des ersten Seminars im Herbst 1961: Ernst-Friedrich Roettig, der Landessuperintendent in Schwerin wurde, Heidi Raspe, die seine Frau und ebenfalls Pastorin wurde, Peter Wittenburg, der in den neunziger Jahren mehrfach im Fernsehen zu sehen war, als er bei der Montage des Turmes der Rostocker Petrikerche in luftiger Höhe weilte. Am bekanntesten wurde ein mir zugewiesener Examenskandidat: Joachim Gauck.

passungspolitik ablehnten. Zu Beginn der fünfziger Jahre hatte sich Benckert als Gegner der Atomaufrüstung profiliert. Außerdem war er schon von den dreißiger Jahren her mit Martin Niemöller befreundet, der im Osten zunehmend Sympathie gewann, nach Moskau reiste und dort Orden erhielt.

Benckerts Berufung 1955 nach Rostock hatte Kritik von zwei Seiten hervorgerufen: Landesbischof Beste in Schwerin hatte Sorge, ob Benckert die lutherische Lehre vertreten werde. Er erkundigte sich über Benckert bei Präsident Zimmermann im Lutherischen Kirchenamt in Westberlin, der Benckert positiv beurteilte. In Ostberlin aber protestierte der Präsident der Volkskammer Johannes Dieckmann beim Staatssekretariat für Hochschulwesen gegen die erfolgte Berufung von Heinrich Benckert nach Rostock und Ernst Kähler nach Greifswald, weil diese zu den reaktionärsten Theologen zählten und als „BK-Leute“ die Studenten systematisch zu reaktionären Staatsfeinden erziehen würden.⁴

Bei meinem Antrittsbesuch am 5. September 1961 war weder von den Ereignissen des Kirchenkampfes 1933-37 noch von den Umständen seiner Berufung 1955 die Rede. Ich gratulierte ihm zunächst zur Verleihung der Ehrendoktorwürde aus Göttingen, die er im Juli 1961 erhalten hatte. Aber das erheiterte ihn kaum. Benckert machte einen ziemlich angespannten und erschöpften Eindruck. Er erklärte, er habe eine äußerst schwierige Senatssitzung hinter sich, die ihm immer noch nachgehe. Er freue sich über meine Berufung und hoffe auf gute Zusammenarbeit, später wollte er mir mehr erklären.

Später – insbesondere auch bei Krankenbesuchen – erläuterte er, ihm sei auf jener Sitzung am 4. September 1961 die Problematik vor Augen gerückt worden, in der wir uns befänden. Einerseits wollte er nicht durch ein markig-lautes Auftreten die Fakultät gefährden. Er wusste natürlich, dass die Theologischen Fakultäten in der DDR seit 1952 umstritten waren und manche Leute sie gerne schließen würden. Dazu wollte er keinen Anlass bieten. Aber andererseits konnte er auch nicht schweigen bei manchen Vorgängen und Erklärungen, die für ihn mit seinem Gewissen unvereinbar waren.⁵

Mehr als 30 Jahre nach Benckerts Tod fand ich im Archiv das Protokoll jener Sitzung vom 4. September 1961, das auf 10 Seiten die damalige Verunsicherung aufzeigt, von der offensichtlich alle Teilnehmer erfasst waren. Die Sitzung eröffnete der Rektor Schick, der nicht zur SED gehörte und als Kartoffelzüchter hoch angesehen war. Laut Protokoll gab er „eine Einschätzung zur politischen Situation wie folgt: In unserer Zeit müsse sich jeder entscheiden. Die Existenz des kapitalistischen und des sozialistischen Systems erfordere einen klaren Standpunkt. Ein

⁴ Stengel, a.a.O., S. 154 f. mit Anm. 319.

⁵ Heinrich Holze: Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen. Festschrift für Gert Haendler. Münster 2004 = Rostocker Theologische Studien 13. Über Benckert S. 209-211 sowie S. 241-245.

Ausweichen oder ein dritter Weg sei nicht möglich. Die deutsche Frage habe besondere Bedeutung auf Grund der Nahtstelle zwischen den beiden Lagern. Die Störtätigkeit und Korruption von Westberlin ausgehend konnte von unserer Regierung nicht länger geduldet werden.“ (S. 1).

Rektor Schick sprach aber auch davon, dass die neuen Maßnahmen für manchen Menschen Unbequemlichkeiten und Verzicht mit sich bringen würden und forderte Einsicht in die Notwendigkeit der Maßnahmen. Es ging dabei nicht nur um die Mauer in Berlin. Das Protokoll bringt folgende Ausführungen des Rektors: „Der Beschluss der Sowjetregierung zur Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche bewege die Gemüter sehr stark. Viele Stimmen u.a. aus England und den paktfreien Staaten trügen zur Klärung der Lage bei. Die Kernwaffenversuche rührten an das Gewissen der Welt und vor allem auch der Naturwissenschaftler. Die Göttinger Professoren haben auf die Gefahren, die sich aus Kernwaffenexplosionen ergeben, hingewiesen. Sehr viele wissen heute, welche Gefahren der Menschheit auch bei Versuchsexplosionen drohen. Es kann als sicher gelten, dass Versuche der USA folgen werden. In Anbetracht der politischen Entwicklung müsse der Schritt der SU verstanden werden und er, der Rektor, halte die Ankündigung der SU für ein wirksames Mittel, den Krieg zu verhindern“ (S. 2).

Als zweiter Redner sprach Prorektor Luck, der die Abteilung „Politische Ökonomie des Sozialismus“ in der Ingenieurökonomischen Fakultät leitete. Luck war ein überzeugter Genosse der SED, in dem viele damals den nächsten Rektor sahen. Er stellte die gegenwärtige Lage in einen großen Zusammenhang der Geschichte des Klassenkampfes: „So wie der Feudalismus zu Grabe getragen wurde, kann man nicht verhindern, dass der Kapitalismus zu Grabe getragen wird. Die Klasse, die abgewirtschaftet hat, verhält sich so wie in der Geschichte schon einmal die Klasse der Sklavenhalterei. Die Bourgeoisie will ihren historisch bedingten Abtritt von der Geschichte aufhalten, doch nicht durch sinnvolle Taten, sondern durch Taten, die eindeutig reaktionär überlebt sind und eine große Gefahr für die Menschheit darstellen“ (S. 4).

Nun erscheinen solche Gedanken für uns heute als einigermaßen abenteuerlich angesichts eines Mauerbaus, der gerade das Versagen des real existierenden Sozialismus gezeigt hatte, der die Massenflucht seiner Bürger mit normalen Mitteln nicht aufhalten konnte. Dennoch wohnt solchen Ideen eine gewisse Logik inne und sie wurden jedenfalls damals von vielen Menschen geteilt. Luck gab seinerzeit auch zu, dass die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche für ihn „ein seelischer Schmerz“ sei.

Aber Luck gelangte dann mit dem nachfolgenden Gedankengang doch zu einer positiven Stellungnahme, die das Protokoll mit zwei etwas lang geratenen Sätzen festgehalten hat: „Man muss das sehen und verstehen, Kernwaffen in der Hand einer Macht, die sich über die Bedeutung von Kernwaffen im Klaren ist und zugleich erklärt, dass die heutige Generation im Kommunismus leben wird, sind

Kernwaffen, die deutlich sagen, wir spielen nicht mit einer Macht, sondern wir machen darauf aufmerksam, lasst die Finger davon, mit dem Krieg zu spielen. Es ist beruhigend zu wissen, dass die Erklärung der Sowjetunion genau wie die Maßnahmen am 13. August sehr deutlich sagen: bis hierher und nicht weiter“ (S. 5). Ob Prorektor Luck damals wirklich „beruhigt“ war, kann man heute natürlich nicht sagen, es ist aber sehr deutlich, auf welcher Seite er stand.

Danach sprachen weitere fünf Redner in ähnlichem Sinn, der Dekan der Theologen Heinrich Benckert schwieg dazu. Laut Protokoll sprach nun Prorektor Günter Heidorn, – Professor mit Lehrstuhl für die Geschichte der Arbeiterbewegung und späterer Rektor. Heidorn forderte, es sollten sich alle Mitglieder des Senats äußern. Da beendete Benckert sein Schweigen. Das Protokoll berichtet: „Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Heinrich Benckert erklärt, dass es für ihn unmöglich sei, etwas zu unterschreiben, das nicht die klare Aussage enthält, dass jedes Atomwaffenexperiment eine Gefährdung für die Menschheit darstellt. Er begründete seinen Standpunkt damit, dass er immer öffentlich gegen jede Beschäftigung mit Atomwaffen eingetreten sei und damit seinen kirchlichen Freunden in Westdeutschland, die zum Teil wegen ihres Auftretens gegen die Atomwaffenexperimente Schikane zu erleiden haben, Vorbild sei. Die Theologischen Fakultäten hätten 1957 ein Wort in dieser Hinsicht verfasst und unterschrieben, dass weltweite Wirkung hatte“ (S. 7).

Man weist Benckert auf die Abrüstungsbereitschaft hin, die die Sowjetunion doch erklärt habe, zudem sei die Sowjetunion zu den Versuchen gezwungen gewesen. Laut Protokoll hat Benckert darauf geantwortet, es gehe ihm nicht „um die Frage, ob Versuche mit oder ohne Verantwortung durchgeführt werden, sondern um die Frage, ob Versuche überhaupt durchgeführt werden. Er bestreitet nicht das Verantwortungsbewusstsein der Sowjetunion, kann es aber trotzdem nicht gutheißen, auch wenn es politisch notwendig ist. Er spricht sich für Vertrauen und Abbau des Misstrauens aus“. Die Zählung der Seiten 8 und 8 a im Protokoll ist unklar, aber Benckert erklärt deutlich, eine konforme Stellungnahme der Theologen sei nicht zu erwarten: „Die Existenz einer Theologischen Fakultät ist nicht mehr möglich, wenn nicht die Besonderheiten gesehen werden“ (S. 8a).

Die Frage des Rektors, ob Benckert den Standpunkt eines Theologen oder den eines Christen vertrete, beantwortet laut Protokoll „Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Benckert mit Worten Weizsäckers ‚Ein Mensch, der das Neue Testament liest, weiß, was er hier zu tun hat‘. Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Benckert hat den Glauben, dass Jesus Christus die Rettung ist“. Dieser ironische Unterton klang auch sonst beim Protokollanten an, bei dem Benckert als uneinsichtiger Querulant erscheint. Die ständige Nennung von drei Dokortiteln war wohl auch so gemeint: Dr. theol, Dr. phil. und Dr. theol. h.c.

Prorektor Heidorn wollte eine Brücke bauen und zitierte aus der Erklärung der Sowjetunion: „Die Sowjetmenschen wären glücklich, wenn es gelingen würde,

das Wettrüsten zu beenden, wenn für immer die Notwendigkeit von Kernwaffenexperimenten entfielen und die Völker sich für alle Zeiten von der schweren Last befreien könnten, die sie auf ihren Schultern tragen müssen, seit dem der Krieg zum unheiligen Begleiter der menschlichen Gesellschaft geworden ist“. Heidorn wollte dieses Zitat in die Erklärung des Senats einfügen. „Dieses könne nach seiner Meinung auch Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Benckert als Theologe unterschreiben“ (S. 8a).

Von Interesse sind kurze Wortmeldungen von Naturwissenschaftlern. Der angesehene Physiker Gerhard Becherer schlug als Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät vor, „die Bedenken von Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Benckert in die Erklärung aufzunehmen“. Der kurze Satz dürfte für Unruhe gesorgt haben. Der Protokollant überliefert nichts Näheres, bringt jedoch höchst ausführlich Worte des Parteisekretärs der SED, der als nächster Redner sprach. Der Parteisekretär erwähnt Pläne „die für den Monat Oktober die militärische und politische Vernichtung der Deutschen Demokratischen Republik vorsahen, nachdem diese Dokumente bereits seit langem in Bearbeitung der Streitkräfte der Bundesarmee waren und dieser sog. kleine Krieg in Deutschland mit der Atomaufrüstung in Westdeutschland zusammenhängt, muss man überlegen, welches der erste Schritt zurück gewesen wäre: Die Vernichtung der Deutschen Demokratischen Republik oder die Erklärung der Sowjetunion“ (S. 9).

Noch ein zweiter Naturwissenschaftler hat sich geäußert. Das Protokoll teilt kurz mit: „Prof. Dr. Kausmann lehnt als Biologe jeden Atombombenversuch ab. Er habe jedoch in der heutigen Diskussion die politische Notwendigkeit eingesehen.“ Was bedeutet diese kurze Äußerung? War ihm vor der Diskussion die politische Notwendigkeit nicht so ganz einsichtig? Wollte er nur kurz das Nötigste sagen, um dann seine Ruhe zu haben? Hat er die ganze Diskussion als Zwang empfunden? Abschließend fragte der Rektor, ob diese Erklärung allgemeine Zustimmung finde. Jetzt spricht nochmals Heinrich Benckert. Laut Protokoll erwartet er nicht, „dass die Theologische Fakultät besonders erwähnt wird. Er ist einverstanden, wenn lediglich die Unterschrift des Dekans der Theologischen Fakultät unter die Erklärung fehlt. Alle anderen Senatoren unterzeichnen die Erklärung“ (S. 9).

Benckert hat in einem Brief an den Rektor vom 29. September 1961 nochmals ihm wichtige Punkte erläutert. 25 Tage lang hatte er sich also darum Gedanken gemacht! Er hält fest, dass er sich nur auf eine ausdrückliche Aufforderung hin geäußert habe, er hätte sonst wohl lieber geschwiegen. Er betont sodann, „dass es in meinem Diskussionsbeitrag ausschließlich um das an Jesus Christus gebundene Gewissen ging, nachdem der Herr Rektor in seiner einleitenden Rede die Atomfrage als Gewissensfrage gekennzeichnet hatte. Nur um diese Frage ging es in der Senatssitzung“. Er beschreibt näher die von ihm beschriebene Sonder-

stellung der Theologischen Fakultät, die im Protokoll unklar bleibe. Sie hängt mit dem Auftrag der Kirche in der Welt zusammen.

Ferner stellt Benckert fest: „Ich habe mich nicht als ‚Vorbild‘ (S. 5) bezeichnet, sondern erklärt, dass ich die Atomwaffengegner unter den Christen in Westdeutschland nicht im Stich lassen könne und im Übrigen unglaublich würde“. Zuletzt stellt er bedauernd fest: „Nicht vermerkt ist mein mindestens dreimal wiederholtes Angebot, den Entwurf der Senatserklärung der Theologischen Fakultät vorzulegen“. Dieser Brief ist unter Tagebuchnummer 804 bestätigt worden und liegt dem Protokoll bei. Benckert betonte später mehrfach, Rektor Schick habe ihm im Gespräch ausdrücklich versichert, dass er seinen Standpunkt mit Respekt zur Kenntnis und auch sachlich sehr ernst genommen habe.

Benckert erkrankte Anfang 1967 und starb am 13. Mai 1968 im Alter von 60 Jahren. Anfang 1968 hatte er erfahren, dass es für ihn keine medizinische Rettung mehr gebe. Bei mehreren Krankenbesuchen kam er wieder auf jene Sitzung vom 4. September 1961 zurück. Er grübelte, ob er nicht deutlicher seinen Standpunkt hätte vertreten müssen. Schmerzen haben zuletzt alle anderen Gefühle verdrängt. Er hörte im Krankenbett oft die Bachkantate „Bestelle dein Haus, denn du musst sterben“. Ein Handkreuz hat ihm geholfen beim Ertragen der Schmerzen. Sein Assistent Joachim Wiebering, der spätere Landessuperintendent in Rostock, hat in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung einen Nachruf geschrieben.

Zu den Erfolgen, die er an der Universität erzielt hatte, zählte Benckert gerne auch die Gedenkfeier zum 400. Todestag Melanchthons 1960 in der Aula der Universität, die allein von den Theologen gestaltet worden war. Benckert hatte die Festrede gehalten. In Nr. 19, 1960, der Mecklenburgischen Kirchenzeitung hat Joachim Wiebering darüber berichtet unter der zweispaltigen Überschrift „Melanchthon-Feier in Rostock“. Darin werden auch mehrere Umstände festgehalten, die für die damalige Zeit nicht selbstverständlich waren: „Die Universität Rostock lud aus Anlass des 400. Todestag von Philipp Melanchthon zu einer Festveranstaltung in der Aula ein. Im Mittelpunkt stand nach einer Begrüßung durch den ersten Stellvertreter des Rektors der Festvortrag, den der Dekan der Theologischen Fakultät, Professor Dr. Dr. Benckert über das Thema ‚Philipp Melanchthon – Mensch des Maßes und der Mitte‘ hielt“.⁶

Der Vortrag wurde abgedruckt in dem Sammelband „Theologische Bagatellen“ sowie in der Festschrift 2004. Hier seien jedoch noch einige weitere äußere Umstände nachgetragen, die man damals nicht wusste, die aber durch den erst jetzt aufgefundenen Bericht von Wiebering in jener Mecklenburgischen Kirchen-

⁶ Vortrag gehalten zum 400. Todestag Melanchthons am 21.4.1960 in der Aula, gedruckt in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock 9 (1959/60) S. 127-132. Wiederabdruck in den Theologischen Bagatellen hrsg. von Gottfried Holtz und Martin Kuske, Berlin 1970, S. 197-207 sowie bei Heinrich Holze, a.a.O., S. 229-243.

zeitung festgehalten sind: „Die Veranstaltung wurde umrahmt von Darbietungen des Collegium musicum der Universität und einer Kurrende“. Es muss also eine Kurrende der immer wieder ausgegrenzten und so oft angefeindeten Evangelischen Studentengemeinde gewesen sein, die damals in der Aula aufgetreten ist bei einer offiziellen Veranstaltung der Universität.

Wiebering berichtet weiter: „Vor dem Eingang zur Aula zeigte die Universitätsbibliothek eine kleine Ausstellung von Melanchthons Schriften in Frühdrucken, teils mit handschriftlichen Eintragungen von ihm. Da Melanchthon auch bei der Neuorganisation der Rostocker Universität im 16. Jahrhundert mitgewirkt hat, ist es durchaus möglich, dass im Archiv noch Briefe von ihm existieren, was festzustellen eine lohnende Aufgabe wäre“. Benckerts Vortrag war also wirklich eine Veranstaltung der ganzen Universität, bei der jedoch die Regie eindeutig in der Hand der Theologischen Fakultät und ihres Dekans Heinrich Benckert lag.

3. Besuch bei Gottfried Holtz – dem Senior der Fakultät

Nach dem Besuch bei Benckert suchte ich am Abend jenes 5. September 1961 noch Gottfried Holtz auf. Er und seine Frau begrüßten mich mit großer Herzlichkeit als alten Bekannten. Ich blieb dort gleich auch noch über Nacht, weil sich unsere Gespräche unerwartet in die Länge zogen. Viele gemeinsame Erinnerungen verbanden uns. Holtz war 1934 nach einem Prozess aus Mecklenburg ausgewiesen worden und Pfarrer in Pommern geworden. Bei Kriegsende war er Pfarrer in Wieck bei Greifswald und damit Nachbarpfarrer meines Vaters, der in Neuenkirchen bei Greifswald Pfarrer war. Zwischen den Pfarrhäusern gab es engen Kontakt, die Kinder von Holtz besuchten in Greifswald dieselben Schulen wie meine Schwester und ich. Insbesondere Ende April 1945 gab es ständige Telefonkontakte, wie weit die Russen vorgerückt seien. Die beiden Ortspastoren wollten rechtzeitig die weiße Fahne hissen, – nicht zu früh wegen der SS und einiger fanatischer Hitler-Jungen, aber auch nicht zu spät, denn dann schossen möglicherweise die Russen und das Dorf geriet in Gefahr.

In seiner 2010 erschienenen Biographie „Bischof Karl von Scheven (1882-1943) – ein pommersches Pfarrerleben in vier Zeiten“ hat Friedrich Winter, der 1952 in Rostock promoviert hat, mehrfach Gottfried Holtz erwähnt.⁷ Kurz vor Kriegsende wurde ein Sohn von Holtz von einem HJ-Führer angepöbelt „Die Pastoren sollen sich nur vorsehen und zu Hause bleiben oder sich dreimal um den Kirchturm wickeln“ (S. 132). Holtz wurde wegen einer Predigt angezeigt und verhaftet. Danach brachte ihn nach Stettin zum Verhör. Das Konsistorium und

⁷ Friedrich Winter: Bischof Karl von Scheven (1882-1954). Ein pommersches Pfarrerleben in vier Zeiten. Berlin 2009. Zitate auf S. 132 und 147.

Karl von Scheven erreichten seine Freilassung. Ihm wurden in jener Zeit fünfmal die Fensterscheiben im Wiecker Pfarrhaus eingeworfen (S. 132). Holtz gehörte 1945 einem Kreis an, der die Übergabe der Stadt Greifswald vorbereitete. Holtz hat seinen Vorgesetzten Karl von Scheven darüber informiert (S. 147).

Nach Kriegsende verlieh die Theologische Fakultät Greifswald am 24. Februar 1946 die Ehrendoktorwürde an Karl von Scheven und Gottfried Holtz. Er und mein Vater Otto Haendler sind damals Professoren für Praktische Theologie geworden: Mein Vater wurde schon 1945 in Greifswald vom Rektor Lohmeyer ernannt und 1951 nach Berlin berufen. Holtz sollte im Frühjahr 1946 Professor in Rostock werden, aber er hatte nach schwerer Krankheit noch Ende 1946 auf das Amt verzichtet. Erst 1948 erfolgte seine Berufung.

Holtz hat unter anderem über die Verwendung der plattdeutschen Sprache im Gottesdienst nachgedacht und einen mit Quellenzitaten reich gesättigten geschichtlichen Überblick gegeben, der im Mittelalter einsetzte und zeigte, dass Kirchenlieder und Predigten in plattdeutscher Sprache – insbesondere in Norddeutschland – üblich gewesen waren. Er zeichnete auch die Forschungsgeschichte nach, die darauf hinauslief, die plattdeutsche Sprache in Liedern und Predigten zu verwenden, nicht aber in der Liturgie. Diese Arbeit „Niederdeutsch als Kirchensprache“ war in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock 4, 1954/55 ohne Beanstandung gedruckt worden. Ein Nachdruck in der DDR wurde später jedoch nicht genehmigt, weil man in der Arbeit „gesamtdeutsche Tendenzen“ erkannte. Seine Untersuchung wurde dann aber erweitert und mit Bildern und einer tabula gratulatoria ihm im Jahr 1980 vom Westen aus überreicht als „Festgabe zum 80. Geburtstag von Gottfried Holtz“.⁸

Am meisten Breitenwirkung in Mecklenburg erreichte Holtz mit einem 1954 erschienenen Bildband „Dorfkirchen in Mecklenburg“, dessen Vorwort die Sprache und das Anliegen des Herausgebers deutlich erkennen lassen: „Die Welt, in der wir leben, ist reicher als wir ahnen. Wir haben des Interessanten, Schönen, Erhebenden viel in der Nähe, bei dem einzukehren und liebend zu verweilen auch Glaubensstärkung bedeuten kann. Zum Erweis dessen ist dieses Buch entstanden, das sich an alle diejenigen wendet, die ihre Kirche und ihr Vaterland lieben und die Gott fürchten, wie es ihre Väter taten“. Solche Worte waren 1954 noch möglich, nur wenige Jahre später wären sie bei der Zensur nicht mehr durchgegangen. In den siebziger Jahren bemühten Kiesow und ich uns um einen Sammelband mit Aufsätzen von Gottfried Holtz, die bereits in der DDR gedruckt worden waren und nun noch einmal wiederabgedruckt werden sollten. Das „Amt für Literatur“ – so nannte sich die Zensur in der DDR – lehnte jedoch nach langer Wartezeit ab. Eine Begründung wurde trotz mehreren Nachfragen nur in Einzelfällen dem

⁸ Niederdeutsch als Kirchensprache. Festgabe für Gottfried Holtz, hrsg. v. Dieter Andresen, Ernst Arfken, Johann D. Bellmann, Heinrich Kröger und Dirk Römer. Göttingen 1980.

Lektor des Verlags mündlich gegeben, so dass man als Herausgeber nur schlecht darüber streiten konnte. Über viele weitere Bücher von Holtz, denen bleibende Bedeutung zukommt, informiert meine Arbeit „Zur Erinnerung an Gottfried Holtz (1899-1999)“ im Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte Bd. 2 (1999).⁹

Hier sei nur erinnert an Arbeiten von Holtz über die Rostocker Professoren David Chyträus und Heinrich Müller. Mehrfach hatte er über Fritz Reuter gesprochen. Seine Arbeit „Der mecklenburgische Landarbeiter und die Kirche“ hatte Jahrhunderte währende soziale Missstände aufgezeigt. Er bezeichnete es fast wie ein Wunder, dass es unter den neuen Verhältnissen nach 1918 trotzdem zu einer völligen Entfremdung zwischen Landarbeitern und Kirche nicht gekommen war. Holtz schrieb Kommentare, die hohe Auflagen erzielten: Ein Kommentar zu den Pastoralbriefen erschien 1992 in 5. Auflage: sein Kommentar zum Großen Katechismus Martin Luthers erfuhr 1964 eine 4. Auflage. Noch als 70-Jähriger steuerte Holtz für das von jüngeren Kollegen redigierte neue Handbuch der Praktischen Theologie auf Bitten der Herausgeber das Kapitel bei: „Zur Person des kirchlichen Amtsträgers“ (Bd. 1, 1975, S. 299-335).

An jenem 4. September 1961 informierte Holtz mich auch über die Spannungen in der Fakultät, die besonders zwischen Heinrich Benckert und Konrad Weiß bestanden, wobei Holtz deutlich näher bei Benckert stand, was nach dem Lebenslauf beider Männer nur zu verständlich ist. Wie Heinrich Benckert hatte auch Gottfried Holtz am Kirchenkampf teilgenommen und leiden müssen. Holtz war zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden, die er freilich wegen einer Amnestie nicht absitzen musste. Er wurde aber aus seiner Heimat Mecklenburg ausgewiesen und musste nach Pommern gehen.

In der von Heinrich Benckert zusammengestellten Festschrift zum 65. Geburtstag von Gottfried Holtz „Kirche – Theologie – Frömmigkeit“ (1965) hatte der Schweriner Landesbischof Niklot Beste eine Quellenarbeit zur Biographie von Holtz beigelegt „Der Schweriner Prozess im Juni 1934“, die 2004 auch in die Festschrift „Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen“ übernommen worden ist.¹⁰

Holtz sprach damals auch von persönlichen Problemen und Absichten. Er war viel krank gewesen, mehrfach operiert worden, es fiel ihm zunehmend schwer, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Er wollte möglichst bald seine

⁹ Gert Haendler: Zur Erinnerung an Gottfried Holtz (1899-1999) In: Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte 2 (1999) S. 101-109. Wiederabdruck bei Heinrich Holze, a. a. O. S. 283-288.

¹⁰ Niklot Beste: Der Schweriner Prozess im Juni 1934. In: Kirche – Theologie – Frömmigkeit. Festgabe Gottfried Holtz zum 65. Geburtstag, hrsg. von Heinrich Benckert. Berlin 1965, S. 32-46. Wiederabdruck bei Heinrich Holze, a.a.O., S. 17-34.

vorzeitige Emeritierung anstreben. Er suchte einen tüchtigen Nachfolger, dem er seinen Lehrstuhl mit gutem Gewissen anvertrauen könne. Dabei habe er primär in Ernst-Rüdiger Kiesow einen geeigneten Fachvertreter gefunden, den ich doch auch kenne. Ich stimmte ihm gerne zu. Kiesow und ich hatten 1946 gemeinsam unser Theologiestudium in Greifswald begonnen und daraus hatte sich eine lebenslange Freundschaft entwickelt. Kiesow war bei meinem Vater in Berlin 1952 Assistent geworden, hatte bei ihm promoviert und sich habilitiert. Holtz und ich waren uns einig.

Danach ging es um die noch laufende Doktorarbeit von Christian Bunnars, des damaligen Assistenten. Bunnars hatte noch von Peschke ein geschichtliches Thema aus dem Bereich der Kirchenmusik übernommen, das Holtz betreute, der dafür einen zweiten Gutachter suchte. Für Kirchenmusik fühlte ich mich einigermaßen zuständig, so dass ich zusagte und also schon am Abend meiner Ankunft in Rostock in ein Promotionsverfahren mit eingebunden worden bin. Jene Promotion fand am 20. Januar 1962 statt, die Dissertation wurde 1964 unter dem Titel „Kirchenmusik und Seelenmusik – Studien zu Frömmigkeit und Musik im Luthertum des 17. Jahrhunderts“ bei der Evangelischen Verlagsanstalt Ostberlin gedruckt und aufgenommen in die Reihe Veröffentlichungen der Evangelischen Gesellschaft für Liturgieforschung.

Bunnars wurde später Dozent an der Predigerschule Paulinum in Berlin. Er schrieb eine Biographie über den Liederdichter Paul Gerhardt, die in 1. und 2. Auflage 1993 und 1994 im Ostberliner Union-Verlag erschienen war. Nachdem Ende des Unionverlags kam dann 2007 eine überarbeitete Neuausgabe bei dem Göttinger Verlag Vandenhoeck & Ruprecht heraus, die bis heute als das Standardwerk über Paul Gerhardt zu gelten hat.

Ein weiterer Punkt unseres Gesprächs betraf Eberhard Winkler, der in der von Konrad Weiß geleiteten Eckartforschung mitgearbeitet und promoviert hatte. Danach hatte ihn Gottfried Holtz als Assistenten für Praktische Theologie „abgeworben“ und wollte ihm das Thema „Leichenpredigten“ anvertrauen, da diese Quellengattung reichlich vorhanden war und bisher kaum Beachtung gefunden hatte. Winkler hat das Thema erwartungsgemäß schnell und mit gutem Erfolg bearbeitet und sich mit dieser Arbeit habilitiert. Er stieg bald auf zum Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät Halle. Jetzt sehen Winkler und ich uns als Emeriti im Sommerurlaub in Börgerende, wo Winkler als gelernter Zimmermann am Bau unserer Sommerhäuschen 1962/63 intensiv mitgewirkt hatte.

Christian Bunnars und Eberhard Winkler haben später ihrem Lehrer Gottfried Holtz zu seinem 100. Geburtstag Gedenkartikel in der Zeitschrift für plattdeutsche Gemeindearbeit „De kennung“ 22 (1999), Heft 1/2 veröffentlicht: Winkler den Beitrag „Gottfried Holtz als Pastoraltheologe“ (S. 11-21), Bunnars den Beitrag „Gottfried Holtz – Pastor, Pädagoge, Professor“ (S. 22-37).

4. Besuch bei Konrad Weiß.

Widerstand 1960 gegen den Namen „Wilhelm-Pieck-Universität“

Meinem dritten Besuch in Rostock sah ich mit etwas Beklemmung entgegen. Der Neutestamentler Konrad Weiß war in Greifswald 1948 mein Lehrer gewesen, bei dem ich Vorlesungen gehört und meine erste Seminararbeit angefertigt hatte, die nach meiner Erinnerung ziemlich anfängerhaft gewesen war. Weiß hatte sie mir mit recht gründlichen Belehrungen zurückgegeben, die für mich jedoch sehr nützlich waren. Die der Arbeit gegebene Note „Gut“ erschien mir aber als freundliches Geschenk. Im Herbst 1961 freilich empfing Weiß mich freundlich als neuen Kollegen und alten Bekannten.

Der Hintergrund für seine Tätigkeit in Greifswald war traurig gewesen: Der Neutestamentler Ernst Lohmeyer war als Rektor der Universität Greifswald im Februar 1946 kurz vor Eröffnung der Universität verhaftet und im Herbst 1946 erschossen worden. Die Erschießung wurde lange geheim gehalten, auch 1961 hatten wir noch keine Klarheit. Weiß kam zur Vertretung des Fachs Neues Testament. Wir erinnerten uns gerne an die Anfänge der Bachtage.

Meine spontane Begeisterung über Rostock teilte er freilich nicht. Er fühlte sich seit dem Weggang von Gottfried Quell nach Berlin in Rostock allein. Er äußerte die Ansicht, jetzt gehe „Alles den Bach runter“. Ich meinte, dass durch den Mauerbau tatsächlich manche Möglichkeiten verschlossen seien, doch könnte man es auch anders sehen: Potentielle Republikflüchtlinge müssten jetzt im Lande bleiben, das sei auch für die Kirchengemeinden günstig, die doch viele Mitglieder verloren hätten. Nun könne sich ein gewisser Widerspruchsgeist im Lande ansammeln und die Möglichkeiten für die Kirche sogar vergrößern. Weiß sah das nicht so und schilderte Einzelheiten in der Fakultät, die ihm schon seit längerer Zeit – auch vor dem Mauerbau – mehr und mehr Sorgen bereitet hatten.

Gegen die Berufung Heinrich Benckerts 1955 hatte er protestiert. Er hielt nichts von der barthianischen Theologie und die Proteste gegen Atomwafferversuche lehnte er auch ab, da diese sich doch faktisch nur gegen die Versuche im Westen richteten. Vorwürfe machte er auch Erhard Peschke, der als Dekan im Ministerium immer wieder Absprachen getroffen habe ohne seine Kollegen in Rostock zu informieren. Die Entwicklung habe einen Höhepunkt gefunden 1958 mit der Berufung des Alttestamentlers Karl-Heinz Bernhard, dessen fortschrittliche Äußerungen allgemein bekannt seien.

Mein Hinweis auf den altbewährten Gottfried Holtz half nicht: Holtz habe ihm seinen Assistenten Eberhard Winkler abgeworben, den er für seine weiteren Eckhartforschungen vorgesehen hätte. Eine Nachfrage bei Winkler ergab jedoch, dass Weiß mit Winkler über solche Pläne niemals gesprochen hatte. Zudem wären solche Pläne auch utopisch gewesen, denn die Finanzierung der Eckhartforschung

in Rostock sei in den fünfziger Jahren durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft in Westdeutschland in einer finanziellen Grauzone erfolgt. Dabei habe der jeweilige Wechselkurs Bedeutung gehabt, wovon Winkler aber nichts Genaues wusste und auch nichts hatte wissen wollen. Durch den Mauerbau war diese Verbindung abgebrochen oder doch erschwert worden. Weiß war aber bei den zuständigen Stellen der Universität unbeliebt, so dass dort keine Aussicht auf Gelder für seine Forschungen bestand. Winkler war Holtz dankbar für sein Angebot, gegenüber Weiß hat er keinerlei Verpflichtungsgefühl empfunden.

Vier Jahrzehnte später habe ich Akten erhalten mit Details über Konrad Weiß und sein Verhalten in der damaligen Zeit. Helgalinde Staudigel, die langjährige Assistentin von Gottfried Quell, hat mir eine Aktenmappe mit völlig ungeordneten Papieren geschickt, die sie im Nachlass von Quell gefunden hatte. Darin sind Vorgänge um die Sprengung der mittelalterlichen Marienkirche in Wismar von Bedeutung. Dieser Kulturbarbarei im August 1960 waren Konrad Weiß und Marie-Luise Henry mit mehreren Briefen entgegen getreten, die in der Festschrift 2004 gedruckt worden sind. Der Vorgang hat jedoch die Fakultät als solche nicht beschäftigt.¹¹

Anders stand es mit dem Ehrentitel „Wilhelm-Pieck-Universität“ für die Universität Rostock, der im September 1960 verliehen werden sollte. Thomas Ammer überliefert im Wortlaut einen Senatsbeschluss vom 12.9.1960, der ohne den Rektor Schick und auch ohne den Dekan der Theologen Benckert einstimmig gefasst worden war: „Prorektor Professor Heidorn teilt mit, dass nach dem Ableben des ersten Präsidenten unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates verschiedene Personen der Universität und der Öffentlichkeit der Stadt Rostock an das ZK der SED die Bitte gerichtet haben, zu prüfen, ob die Universität Rostock würdig genug sei, den Namen des teuren Verstorbenen tragen zu dürfen. Das ZK hat diese Bitte geprüft und hat, wie bereits in der Presse veröffentlicht wurde, die Universität Rostock für würdig befunden...“¹² Man versteht die Verstimmung. Diese Notiz teilt den Vorgang als eine bereits vollzogene Tatsache mit, die hinter dem Rücken des Rektors beschlossen worden war.

Die Begründung dieses Antrags war natürlich schwierig. Es wird in jenem Dokument behauptet: Wilhelm Pieck war nicht nur ein großer Staatsmann, sondern er hatte auch für die Wissenschaft große Bedeutung. Er hatte auf einer Parteikonferenz im Exil 1935 das Hauptreferat gehalten und auf einer Parteikonferenz 1939 „den Weg vorgezeichnet, wie wir ihn unter Führung der Arbeiterklasse nach 1945 gegangen sind“. Wilhelm Pieck hat auch die Verleihung der

¹¹ Dokumente von Konrad Weiß aus den Jahren 1958-63. Gedruckt bei Heinrich Holze, a.a.O., S. 173-186.

¹² Thomas Ammer: Universität zwischen Demokratie und Diktatur. Ein Beitrag zur Nachkriegsgeschichte der Universität Rostock. Köln 1960, Nachdruck 1990, S. 112, Dokument S. 154 f.

Nationalpreise an die Wissenschaftler immer selbst vorgenommen, besonders verdiente Studenten erhalten ein „Wilhelm-Pieck-Stipendium“. „Die Universität Rostock wurde von ihm zweimal besucht, einmal im Jahre 1949 sehr bald nach seinem Amtsantritt und 1952 zur Eröffnung der Schiffbautechnischen Fakultät...“ Man sieht das krampfhaft Bemühen, diesen abstrusen Vorschlag zu begründen. Wilhelm Pieck hat mit der Wissenschaft gar nichts zu tun und mit Rostock nur sehr wenig. Aber in jener Senatssitzung vom 12.9.1960 „schlägt Prorektor Heidorn vor, der Senat möge offiziell an die Volkskammer, an den Ministerrat und an das ZK der SED die Bitte richten, den Namen Wilhelm-Pieck-Universität tragen zu dürfen“. Nach drei zustimmenden Erklärungen kommt es zur „Abstimmung zu dem Antrag, die Universität Rostock in Wilhelm-Pieck-Universität umzubenennen. Dem Antrag wird einstimmig zugestimmt“. Ein Kopfschütteln unter den Professoren war verbreitet, aber wie sollte man sich verhalten? Konrad Weiß wollte jedenfalls möglichst scharf reagieren.

Dabei wird Weiß an Vorgänge im März 1952 gedacht haben. Als Dekan der Theologen hatte er gemeinsam mit den 6 anderen Dekanen einen Brief an das Staatssekretariat für Hochschulwesen gerichtet – also auch ohne den Rektor. Die Dekane hatten vom Staatssekretär einen Termin für eine Aussprache gefordert! Jener Brief schließt mit der deutlichen Forderung: „Die unterzeichneten Dekane erwarten, dass das Staatssekretariat diesem aus tiefstem Verantwortungsbewusstsein heraus vorgetragene Bedenken, Wünschen und Forderungen Rechnung trägt. Sie bitten den Herrn Staatssekretär, ihnen innerhalb eines Zeitraumes von 3-4 Wochen Gelegenheit zu einer vertrauensvollen Aussprache zu geben“. Als erster Dekan hatte Weiß unterschrieben, ihm folgten die Dekane der Medizinischen, Philosophischen, Mathematisch-naturwissenschaftlichen, Landwirtschaftlichen sowie der Schiffbautechnischen Fakultät.¹³

Im September 1960 waren die Verhältnisse allerdings ganz anders geworden und auch Weiß versuchte zunächst in diplomatischer Weise vorzugehen. Er schrieb am 20.9. einen Brief an die Privatadresse des Rektors Schick.¹⁴ Darin verurteilt er jenen Senatsbeschluss vom 12. September „als mangelhaft begründet und unsachgemäß“. Weiß bat den Rektor „zu erwägen, ob und wie eine Revision dieses Beschlussverfahrens, das unserer Universität nicht würdig war, in die Wege geleitet werden kann“. Damit hat er offenbar keinen Erfolg gehabt. Daher verlangte er nun einen Beschluss der Fakultät, da die Theologische Fakultät an jenem

¹³ Thomas Ammer, a.a.O., S. 132 f. Die Unterschriften der Dekane stehen in dieser Reihenfolge: Prof. Dr. Weiß für die Theologische, Prof. Dr. Mark für die Medizinische, Prof. Dr. Brummer für die Philosophische, Prof. Dr. Kochendörffer für die Mathematisch-naturwissenschaftliche, Prof. Dr. Nehring für die Landwirtschaftliche und Prof. Macklin für die Schiffbautechnische Fakultät.

¹⁴ Einzelheiten bei Heinrich Holze, a.a.O., S. 184 f.

Senatsbeschluss nicht mit gewirkt hat. Er bittet den Dekan Benckert am 8.10. „in einer so bald als möglich anzuberäumenden Sitzung die Fakultät hierüber beraten zu lassen“.

Benckert hat keine Fakultätssitzung einberufen, sondern nur eine inoffizielle „Besprechung“, an der alle Professoren – Benckert, Holtz, Bernhardt und Beyer – teilgenommen haben. Der Vorschlag von Weiß wurde abgelehnt. Weiß schreibt dazu: „Daraufhin teilte ich mit, dass ich mir nunmehr die Freiheit nehmen müsste, allein zu handeln.“ Besonders empört war er über Kollegen, die daran erinnert hatten, dass auch im Westen mehrere Universitäten nach Landesfürsten benannt seien, die keine großen Wissenschaftler gewesen waren. Gerade für die blühenden Universitäten im Süden traf das zu: München, Erlangen, Heidelberg, Tübingen.

Jene betroffenen Kollegen bestätigten den Tatbestand, verwiesen aber darauf, dass sie mit diesem Argument ein entgegengesetztes Ziel gehabt hätten: Die Verleihung des Namens Wilhelm-Pieck-Universität an die Universität Rostock lag eben ganz anders: Jene Kleinfürsten hatten ihre Universitäten gegründet und sich intensiv um sie gekümmert. Die Universität Rostock war 1419 gegründet worden zur Zeit der Hanse als eine Bürgeruniversität, diese nachträgliche Namensgebung sei peinlich. Tatsächlich waren alle Mitglieder der Fakultät gegen den Namen Wilhelm-Pieck-Universität, sie hielten aber den Weg des Dekans Benckert für richtig, in Verhandlungen ohne formalen Fakultätsbeschluss die Namensgebung zu verhindern, was dann auch gelang: Die angestrebte Namensgebung unterblieb, wobei die Gründe für diesen Rückzug der Partei unklar sind. Bei einem Beschluss der Theologischen Fakultät gegen die Namensgebung wäre dieser leise Rückzug der Partei wahrscheinlich ganz erheblich schwerer gefallen.

Im Januar 1976 kam es dann doch noch zu der Verleihung des Namens „Wilhelm-Pieck-Universität“. Dabei spielte Günter Heidorn, jetzt zum Rektor aufgestiegen, wieder eine führende Rolle. Gerhard Maeß, Rektor der Jahre 1990-1998, nannte in einem Zeitzeugenbericht am 19.1.2007 jene Namengebung „sozusagen das Abschiedsgeschenk der scheidenden Magnifizenz an seine Universität. Vielleicht war die Namensweihe auch gedacht als gemeinsame Ergebniserklärung des Bezirksparteivorsitzenden, der mit dem höchsten Gewerkschaftsamt der Republik liebäugelte, und des Rektors, den es in das Berliner Hochschulministerium zog. Wie er das Vorhaben an der Universität ‚durchgestellt‘ hat – zumindest ein früherer Versuch war einige Jahre zuvor an dem Widerstand der Professoren gescheitert – ist mir verborgen geblieben“¹⁵.

¹⁵ Gerhard Maeß, Rektor der Jahre 1990-1998, überliefert in seinem Zeitzeugenbericht vom 19.1.2007 den Wortlaut folgender Urkunde: „Der am 13. Februar 1419 gegründeten und am 12. November desselben Jahres eröffneten Universität zu Rostock, für die nach Perioden des Aufstiegs und des Niedergangs, Zeiten des Friedens und des Krieges, mit dem Sieg des gesellschaftlichen Fortschritts über die zerstörerischen Kräfte des Faschismus mit der Wiedereröffnung am 25. Februar 1946 an der Seite der revolutionären Arbeiterklasse eine neue Epoche

Jedenfalls hat Heidorn 1976 sicher nicht an jenen vergeblichen Versuch 1960 erinnert, der für ihn mit einer Niederlage geendet hatte. In Heidorns Zeitzeugenbericht vom 17. November 2006 kommt weder der vergebliche Versuch 1960 noch der erfolgreiche Akt 1976 irgendwie zur Sprache.¹⁶ Mir ist die Namensgebung vom Januar 1976 erst im Mai auf dem Tennisplatz bekannt geworden, in der Sektion Theologie hatte ich davon gar nichts mitbekommen. Betroffen waren wir Theologen insofern, als an der Universitätskirche jetzt ein kleines Schild klebte: „Wilhelm-Pieck-Universität Rostock“. Das führte bei uns zu der spöttischen Redeweise von der „Wilhelm-Pieck-Gedächtniskirche“ in Analogie zu der allgemein bekannten „Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche“ in Berlin.

Der Theologe Ernst-Rüdiger Kiesow hat am 16.12.1989 in einem Artikel in der Tageszeitung der (Ost-) CDU „Der Demokrat“ die Ablegung des Namens gefordert unter der Überschrift „Der Name ist nicht mehr ehrenhaft“, der als Dokument 19 in seinen Erinnerungen „Theologen in der sozialistischen Universität“ (2000) gedruckt vorliegt. Daraufhin wurde im Januar 1990 vom Senat eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die nach Kiesows Worten „unter Leitung des Historikers Prof. Guntau die Hintergründe der Namensgebung ‚Wilhelm-Pieck-Universität‘ untersuchen sollte; in ihr arbeiteten unter anderen Prof. Benad, Prof. Jügel, Dr. Heidrich und ich mit. Im Februar legten wir eine kritische Stellungnahme vor und empfahlen, künftig wieder den traditionellen Namen ‚Universität Rostock‘ zu führen“. In einer Urabstimmung beschlossen am 28.02.1990 fast 80 % der Wähler „die Ablegung des aufgenötigten Namens“.¹⁷

Diese Vorgänge erlebte Konrad Weiß nicht mehr mit, er war am 28. September 1979 verstorben. Der damalige Rektor Brauer hat ihn in einem Nachruf gewürdigt: „Wir verlieren mit ihm einen erfolgreichen Hochschullehrer, der in seiner mehr als 30-jährigen Zugehörigkeit zur Wilhelm-Pieck-Universität einer ganzen Generation von Pfarrern das nötige Rüstzeug auf seinem Gebiet für ihre Arbeit in der kirchlichen Praxis vermittelt hat“. Das war gut gemeint, vermutlich hat der Sektionsdirektor der Sektion Theologie diese Formulierungen vorgeschlagen. Aber eine „Wilhelm-Pieck-Universität“ gab es erst seit 1976, erst drei Jahre vor dem Tod von Weiß, der als Emeritus nichts mehr dagegen unternehmen konnte.

begann, die durch den Sozialismus geprägt wird, wurde durch den Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik der Ehrenname Wilhelm-Pieck-Universität Rostock verliehen. Im Namen des Wissenschaftlichen Rates Prof. Dr. sc. phil. Günter Heidorn, Rektor“. In: Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung, hrsg. v. K. Krüger, Bd. I, Rostock 2008, S. 63.

¹⁶ Kersten Krüger (Hrsg.): Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Bd. I Rostock 2007, S. 21-39.

¹⁷ Ernst-Rüdiger Kiesow: Theologen in der sozialistischen Universität. Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991. Rostock 2000. S. 75-77, Dokument 19: S. 163.

Das Gefühl der Isolierung war bei Weiß im Herbst 1960 begründet, ließ aber bald nach – vielleicht weil der Name Wilhelm-Pieck-Universität nicht gekommen war. Er hielt uns die Vorlesung zur Eröffnung des Frühjahrssemesters 1962, die zum Druck kam in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock 12, 1963 (291-294). Sein Thema „Das Nützliche in der griechischen und der biblischen Ethik“ begann er mit dem Vers von Theodor Storm „Der eine fragt, was kommt danach, der andere: Ist es recht? Und also unterscheiden sich der Freie von dem Knecht“. Die meisten Hörer kannten seine Bedenken gegen zu viel Anpassung, dieser Vers zum Auftakt wurde entsprechend verstanden. Danach zeigte Weiß, dass griechisches und biblisches Denken in andere Richtungen weisen.

Bei Paulus zeigt er den Unterschied: „Das politeuma der Christen ist im Himmel (Phil. 3, 20). Es ist nach Kol 3,1 ff. das Reich Gottes, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt und von wo ihn die Christen erwarten, in dem aber auch ihr Leben bereits verborgen ist, weil sie mit ihm auferstanden sind. Darum lenkt Paulus ihr Sinnen und Streben darauf hin und kennt für sein und der Christen Verhalten keinen höheren Nutzen als den, der dem Bau der Gemeinde (ecclesia) Gottes dient, einer allumfassenden, gesellschaftliche, staatliche und nationale Grenzen ignorierenden, diesen und den künftigen Äon umschließenden Gemeinschaft der Auserwählten Gottes, die sich gleichwohl in den konkret begrenzten ecclesiae in Rom, Korinth und anderswo verwirklicht. Dem, was ihr nützt, ordnet er jeden anderen Nutzen und den des Einzelnen bis zur Selbsthingabe unter“ (294). Die Kirche als „Grenzen ignorierende Gemeinschaft“!!

Wir haben ihn einstimmig für die Amtszeit 1963-1965 zum Dekan der Fakultät gewählt, was er angenehm überrascht annahm. Auch räumlich gab es in der Fakultät eine Dominanz von Weiß, der bei den recht beengten Räumlichkeiten ein besonders schönes Zimmer für seine Eckartforschungen besetzt hielt. Diesen Zustand fand ich 1961 vor, zur Erklärung wurde mir gesagt, das sei schon immer so gewesen und daran würde niemand zu rütteln wagen. Im Jahre 1961 war aber die Eckartforschung schon weithin vorbei. Ich habe dann manchmal im Eckhartzimmer Seminar gehalten oder allein gearbeitet, zumal kirchengeschichtliche Bücher zum Mittelalter dort für die Eckartforschung in allerbesten Weise zusammen gestellt waren.

Eine Erinnerung an Konrad Weiß 1961 muss auch seinen damaligen Assistenten Peter Heidrich nennen. Er gab den Lateinunterricht und hielt eine kursorische Lektüre des Neuen Testaments ab. Zudem war Heidrich inoffiziell auch noch Inspektor eines Wohnheims für Theologiestudenten. Dort und in seinem Unterricht vermittelte er auch viel Allgemeinbildung, was die Studenten zu schätzen wussten. Später gewann Heidrich breitere Wirksamkeit durch Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten über verschiedene Themen wie die Weltreligionen, Goethes Faust oder Märchenmotive. Heidrichs 1958 vorgelegte Doktorarbeit über Maimonides-Zitate bei Meister Eckart war derartig speziell gewesen, dass ein

Druck unmöglich erschien. Nach Heidrichs Tod 2008 hat Hermann Michael Niemann diese von Konrad Weiß betreute Arbeit 2010 doch noch zum Druck geführt und in jenem Band mit Beiträgen von Udo Kern und Eberhard Winkler an die Eckartforschung unter Konrad Weiß in Rostock erinnert.¹⁸

5. Karl-Heinz Bernhardt, – ein alter Studienkollege

Meinen Antrittsbesuch bei Karl-Heinz Bernhardt schob ich immer wieder hinaus. Wir waren alte Studienkollegen und kannten uns, sodass ein formeller Besuch uns eigentlich nicht notwendig erschien. Zudem wohnte er meistens allein in Rostock, seine Frau wohnte primär in Dresden. Von manchen Leuten wurde er damals verdächtigt, seinen sehr raschen Aufstieg zur Professur auch seiner politischen Nachgiebigkeit zu verdanken, aber seine fachliche Eignung konnte und wollte niemand bestreiten. Durch seine ruhige Art gewann er schnell Vertrauen in der Fakultät, selbst Konrad Weiß hat sich später anerkennend über Bernhardt geäußert, der seine vielfältigen Beziehungen offensichtlich auch für die Fakultät einsetzte.

Bei unserem ersten ausführlichen Gespräch erinnerten wir uns gerne an die alten Studentenzeiten in Greifswald, wo wir 1946-50 bei denselben Professoren Vorlesungen gehört und im Seminar gesessen hatten. Die Seminare waren sehr klein, so dass die Teilnehmer sich bei den oft recht lebhaften Gesprächen näher kennen lernten. Das war so in den Seminaren seines Lehrers Alfred Jepsen und meines Lehrers Walter Elliger, das war auch so bei Rudolf Hermann, dessen bohrend-gründliche Art wir sehr schätzten, sowie auch bei meinem Vater, unter dessen Anleitung wir unsere ersten Predigtversuche in der Greifswalder Jakobikirche unternommen hatten.

Um Predigten ging es auch gleich zu Beginn seiner Amtszeit als Dekan Ende 1961. Er bat mich um Eintragung in die Terminliste der akademischen Gottesdienste und erklärte mir dazu, dass jeder Theologieprofessor in Rostock einmal im Semester zu einer Predigt verpflichtet war. Ich stöhnte etwas, denn ich hatte meine letzte Predigt 1950 zum Examen in Greifswald gehalten, so dass mir diese Auf-

¹⁸ Peter Heidrich: Im Gespräch mit Meister Eckhart und Maimonides. Mit Beiträgen von Gotthart Hieke, Udo Kern, Norbert Müller, Eberhard Winkler und Johannes Müller, Hrsg. von Hermann Michael Niemann (Rostocker Theologische Studien, 22) Berlin 2010. Udo Kern zitiert Konrad Weiß, der sich 1964 im Vorwort zu den Lateinischen Werken, Bd. I. bedankt: In Rostock „hatte ich mich nacheinander der ständigen Mitarbeit der Herren Dr. Peter Heidrich, Oberassistent an der Theologischen Fakultät Rostock, Dr. Eberhard Winkler, Assistent daselbst und Gotthart Hieke, jetzt Pfarrer in Borna bei Leipzig, zu erfreuen. Jeder von ihnen hat sich Jahre hindurch der strengen Zucht und Arbeit, die solche Editionstätigkeit erfordert, unterzogen und zum Erscheinen dieses Bandes mitgeholfen“. (Kern. a. a. G. 8.13, Anm.2).

gabe viel Mühe bereiten würde. Bernhardt sprach offen davon, dass auch er zuerst über die Verpflichtung gestöhnt habe, aber er habe die Erfahrung gemacht, dass es einem gut tue, wenn man einmal im Semester sich auf einen gegebenen Predigttext vorbereiten müsse. Ich war Bernhardt dankbar für die Worte, die mir den Einstieg in diese Aufgabe erleichtert haben, an der ich später auch bei einem gedrängten Terminplan viel Freude hatte. Dazu haben freilich auch die harmonische Universitätskirche beigetragen sowie die Kantoren Elisabeth Ziegler-Emge, Christian Collum und Christoph Krummacher, die mich sehr freundlich beraten haben.

In Bernhardts Dekanatszeit spielte eine damals erst anfangende Einrichtung eine zunehmend größere Rolle: Die Konferenzen mit den Kollegen aus Nord-europa, die 1961 erstmals in Greifswald in einem ganz kleinen Kreise stattgefunden hatte. Der Greifswalder Alttestamentler Alfred Jepsen hatte mit dem einflussreichen schwedischen Systematiker Gustav Wingren aus Lund entsprechende Pläne geschmiedet und auch bei den staatlichen Stellen im Bezirk Rostock und in Berlin Weichen gestellt. Über diese Konferenzen sind niemals Protokolle geführt worden, am meisten Auskunft bekam ich von Frau Erika Jepsen, die Notizen aus dem Tagebuch ihres Mannes Alfred Jepsen mir als suchendem Chronisten mitteilte.

Die Treffen hatten 1961 ganz klein begonnen und die Teilnehmer wussten auch in den folgenden Jahren niemals ganz sicher, ob die nächste Konferenz wohl wieder so wie geplant zusammenkommen werde. An der ersten Konferenz in Greifswald am 4./5. Juli 1961 hatten aus Rostock der damalige Dekan Heinrich Benckert, der Senior Gottfried Holtz sowie Karl-Heinz Bernhardt teilgenommen. Benckert und Holtz hatten Referate gehalten. Aus Schweden hatten Ragnar Bring und Per Erik Persson, aus Dänemark Knud E. Logstrup gesprochen. Von der Greifswalder Fakultät hatte der Kirchenhistoriker Ernst Kähler einen Beitrag geliefert. Die Themen der Referate waren den Referenten freigestellt, zwischen den Themen gab es daher keine Verbindungen. Ein Schwerpunkt lag jedoch bei Luther. Bring hatte über Luthers Christologie referiert, Kähler über Schrift und Tradition auf der Leipziger Disputation 1519.

Nun sollte 1962 die zweite Konferenz in Rostock stattfinden, für die der Dekan Bernhardt verantwortlich war. Er hat in Rostock die Voraussetzungen geschaffen, viele Briefe geschrieben und Gespräche geführt. Wir wollten die staatlichen „Ostseewochen“, die in jedem Sommer stattfanden mit dem Ziel, die Anerkennung der DDR voranzubringen, für unsere Konferenzen zu nutzen, zugleich aber eine Vermischung mit dieser Propagandaveranstaltung vermeiden.

Bernhardt hat das sehr geschickt erreicht, so wie auch vorher sein Greifswalder Lehrer Alfred Jepsen.¹⁹

Jepsen hatte sowohl mit dem Staatssekretär für Hochschulwesen in Berlin wie auch mit den örtlichen Größen von Staat und Partei erfolgreich verhandelt. Nun gab er Bernhardt seine Erfahrungen weiter und erteilte seinem ehemaligen Schüler Ratschläge. Dabei fragte er zugleich auch ständig nach Fortschritten bei der Vorbereitung der zweiten Konferenz, was Bernhard manchmal als etwas bedrängend empfand. Aber ohne das Zustandekommen einer zweiten Konferenz wäre das ganze von Jepsen eingeleitete Unternehmen wohl überhaupt beendet gewesen.

Bernhardt hat im Norden auch fleißig geworben, aber er bekam von dort zunächst nur Absagen, über die er berichtete. Wir waren darüber sehr enttäuscht. Wir mussten erst lernen, dass ein Termin kurz vor dem 22. Juni günstiger ist, weil zu diesem Datum die Skandinavier ihre langen Sommerferien beginnen. Wir mussten 1962 die Ostseekonferenz schweren Herzens wegen Mangel an Beteiligung absagen. Aber für das Jahr 1963 hat Bernhardt erneut im Namen der Rostocker Fakultät eingeladen und es gab zunächst wieder viele Absagen. Aber wir wollten auf keinen Fall noch einmal diese Konferenz ausfallen lassen, denn dann wäre gar keine Tradition entstanden. Unser Termin lag schon Anfang Juni 1963 und es kamen dann doch einige Gäste aus dem Norden.

Im November 1980 hat mir der Däne Regin Prenter, der mit mir zusammen in Helsinki einen Ehrendoktorhut bekam, erzählt, dass man in der Fakultät Kopenhagen 1961 bei der ersten Einladung geteilter Meinung war, ob man einer Einladung in ein kommunistisches Land folgen solle. Prenter ist damals im Auftrag seiner Kollegen nach Greifswald und Rostock gereist, um die Kollegen der dortigen Theologischen Fakultäten zu besuchen, die man vorher kaum kannte. In Rostock hat er mit Holtz, Benckert und Weiß gesprochen. Nach diesen Besuchen hat er seinen dänischen Kollegen geraten, an den Theologentagen der Ostseeländer teilzunehmen.

Im Juni 1962 haben der Däne Knud E. Løgstrup und der Finne Lennart Pinomaa Referate gehalten, von der Rostocker Fakultät sprachen Benckert, Bernhardt, Holtz und ich. Ganz besonders beeindruckt hat uns damals ein Referat über Luther des finnischen Lutherforschers Pinomaa, der damals mit seinem Lutherbuch „Sieg des Glaubens“ in der Evangelischen Verlagsanstalt Ostberlin zum Druck gekommen war. Wir fassten 1963 noch unter dem Dekan Bernhardt den

¹⁹ Gert Haendler: Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart. Festschrift zum 75. Geburtstag des Autors hrsg. von Heinrich Holze, Leipzig 1999. Darin Studie 8: Zur Bedeutung Martin Luthers auf den Konferenzen der Hochschultheologen der Ostseeländer (S. 181-193); Studie 9: Kirchengeschichtliche Anmerkungen zu den Baltischen Theologenkongressen von 1961 bis 1990 (S. 194-206).

Beschluss, dem finnischen Kollegen Pinomaa die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Jene Ehrenpromotion musste jedoch erst noch einen längeren Genehmigungsprozess durchmachen und fiel dadurch erst in das Jahr 1964, also schon in die Amtszeit des Dekans Weiß, der an dem Vollzug dieser Zeremonie ganz sichtbar Freude hatte.²⁰

Eine enge Zusammenarbeit der Fakultät unter Dekan Bernhardt gab es auch nach der vorzeitig beantragten Emeritierung von Gottfried Holtz. Alle Mitglieder der Fakultät kannten meinen alten Studienfreund Ernst-Rüdiger Kiesow, für den ich daher gar keine große Propaganda machen musste. Holtz wollte von vornherein Kiesow als seinen Nachfolger, Bernhardt kannte und schätzte ihn ebenso wie ich vom gemeinsamen Studium in Greifswald her.

Weiß und Benckert kannten Kiesow von seiner Wirksamkeit als Sekretär der Evangelischen Forschungsakademie her, für die er nebenamtlich in der DDR herumreiste, um kirchlich interessierte Wissenschaftler für dieses Unternehmen zu werben, – und das mit beträchtlichem Erfolg. Die Evangelische Forschungsakademie war ursprünglich als gesamtdeutsche „Ilsenburger Forschungsakademie“ gegründet worden. 1952 wurde die Grenzstadt Ilseburg im Harz zum Sperrgebiet. Die Akademie wich nach Westberlin aus und kam im Spandauer Johannesstift zusammen, was für DDR-Teilnehmer seinen besonderen Reiz hatte. 1961 musste man nach dem Mauerbau nach Ostberlin ausweichen und dem Sekretär Kiesow kam eine besondere Verantwortung zu, da nur er die Akten in Westberlin kannte.

Schwierigkeiten ergaben sich, wie die erforderliche Dreierliste aufgestellt werden sollte. Wir schlugen neben Kiesow auch noch Werner Krusche, den damaligen Predigerseminardirektor in Lückendorf, sowie Heino Falcke, damals Pfarrer in Erfurt, vor. Beide waren habilitiert. In seinen Lebenserinnerungen stellt Werner Krusche dankbar fest, die Rostocker Fakultät habe den Mut gehabt, ihn 1962 als Professor für Praktische Theologie auf die Vorschlagsliste zu setzen.²¹ Natürlich hätten wir auch Krusche gerne bei uns gesehen, aber das hielten wir kaum für realistisch. Wir meinten im Grunde nur Kiesow. Aber wir hatten uns leider bei der Aufstellung unserer Vorschlagsliste unangenehm verschätzt.

²⁰ Bei einem Festessen des Rektors, an dem auch Parteigrößen teilnahmen, hatte Pinomaa in einer Tischrede auf den alten Zusammenhang zwischen Finnland und Deutschland hingewiesen und dabei auch vorsichtig die Kriegsjahre 1941-45 erwähnt, was die Gesichter der Funktionäre erstarren ließ, während Weiß und ich durch Blicke die Übereinstimmung unserer Gedanken feststellten.

²¹ Werner Krusche: Ich werde nie mehr Geige spielen können. Erinnerungen. Stuttgart 2007, S. 253: Die Theologische Fakultät Rostock „hatte den Mut besessen, meinen Namen auf die Vorschlagsliste für die Berufung auf einen Lehrstuhl für Praktische Theologie zu setzen. Ihr sei ob dieses nicht allzu häufigen Mutes gedankt. Sie wird wie ich gewusst haben, dass ich als persona ingrata nicht die geringste Chance haben würde, berufen zu werden“.

Dekan Bernhardt wurde ins Staatssekretariat nach Berlin gerufen und erzählte danach betroffen, man habe ihn zusammengestaucht: Eine solche Liste lasse man sich nicht gefallen, sie sei eine Provokation. Ihm als dem Dekan wurde „mangelnde Wachsamkeit“ vorgeworfen: Krusche und Falcke hätten im Westen studiert und seien dann in die DDR gekommen, von denen sei kein Verständnis für den Aufbau des Sozialismus zu erwarten. Kiesow aber habe gerade erst beim Kirchentag in Berlin im Sommer 1961 sich in einer höchst negativen Weise eingesetzt. Dieser Kirchentag war zunächst für ganz Berlin geplant und dann im Ostteil verboten worden, so dass er nur noch in Westberlin stattfand. Kiesow war Pfarrer in Berlin-Pankow, direkt an der Sektorengrenze, er hatte sich an dieser recht sensiblen Stelle offenbar allzu sichtbar eingesetzt.

Damals habe ich Kiesow vorgeworfen, dass wir ihm in Rostock die Wege bereitet hätten, die er leider zugeschüttet habe. Er konterte erregt, er sei froh, sich gerade noch unmittelbar vor dem Mauerbau für einen gesamtdeutschen Kirchentag eingesetzt zu haben; dafür verzichte er gerne auf eine Professur.²² Die Situation in Rostock wurde jedoch schwierig. Das Staatssekretariat schlug uns Hans-Hinrich Jessen vor, den Bernhard und ich auch vom Studium in Greifswald her kannten. Auch Jessen hatte bei meinem Vater promoviert und sich in Pommern in einem Landpfarramt bewährt. Gottfried Holtz kannte ihn auch von Greifswald her, auch er wäre mit ihm einverstanden gewesen. Nur Weiß stand klar gegen diesen bei der Ost-CDU stark eingebundenen Mann. Zuletzt wurde uns eine Entscheidung abgenommen, denn die CDU wollte Jessen in Berlin halten und dort zum Ordinarius für Praktische Theologie und dann zum Dekan der Fakultät aufbauen, was schließlich auch gelang.

Uns schlug das Staatssekretariat den Gefängnispfarrer Bluhm vor, der politisch mehr als deutlich abgestempelt war. Wir konnten ihn wegen fehlender fachlicher Eignung ablehnen. Gottfried Holtz vertrat noch einmal sein Fach Praktische Theologie. Nun brachten wir den Predigerseminardirektor Dr. Karl Brinkel ins Gespräch, der in Eisenach wirkte und seinem Landesbischof Mitzenheim nahe stand. Wir schlugen ihn als Kompromisskandidaten vor, denn wir wollten lieber selbst Vorschläge machen als uns von höherer Stelle aus Kandidaten vorschlagen zu lassen. Brinkel wurde berufen und hat in Rostock gute Arbeit geleistet, die jedoch schon bald durch seinen überraschenden Tod ein Ende fand. Nun schlugen wir erneut Kiesow vor, der 1965 auch endlich berufen wurde. Das geschah schon in der Amtszeit des Dekans Konrad Weiß.

²² Gert Haendler: Ernst-Rüdiger Kiesow an der Universität Rostock 1965-2003. In: Kirche im Profanen – Studien zum Verhältnis von Profanität und Kirche im 20. Jahrhundert. Festschrift für Martin Onnasch zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Irmfried Garbe, Greifswalder theologische Forschungen 18, S. 175.

Noch ein letztes Personalproblem war vom Dekan Bernhardt zu lösen: Er wurde nach Berlin berufen und wollte noch für einen tüchtigen Nachfolger in Rostock sorgen. Auch hier war die Fakultät einig: Wir wollten Klaus-Dietrich Schunck aus Greifswald berufen, der als Schüler von Alfred Jepsen ausgewiesen war und schon in Greifswald Lehrveranstaltungen abgehalten und den Titel Professor erhalten hatte. Auch von den Nordtreffen her gab es Gemeinsamkeiten. Schunck wollte auch kommen, es gab nur noch ein Problem dabei: Bernhardts Assistent Ludwig Wächter war habilitiert und hatte wohl selbst auf die Professur gehofft. Schunck wollte ihn daher als Assistenten möglichst nicht übernehmen, Bernhardt dagegen wollte ihn gerne nach Berlin mitnehmen, wo er bald aufsteigen sollte. So wurde Wächter Dozent in Berlin, aber der ihm versprochene Professorentitel ließ lange auf sich warten, so dass Schuncks Berufung für den freundlichen und fachlich bewährten Kollegen Wächter zunächst eine gewisse Enttäuschung brachte.

Schon in die Amtszeit Bernhardts fiel auch meine erste Teilnahme an einer der üblichen Begegnungen mit dem Schweriner Landesbischof und Mitgliedern des Oberkirchenrats. Ich erinnere mich gerne an diese Fahrt in einem von Weiß gesteuerten Auto. Später habe ich als Dekan diese Treffen selber mit organisiert, damals im Winter 1961/62 nahm ich als Neuling erstmals teil. Landesbischof D. Dr. Niklot Beste empfing uns in Schwerin sehr freundlich, an den Beratungen nahmen auch der Präsident des Oberkirchenrats Dr. Müller sowie die Oberkirchenräte Dr. Gasse und Timm teil.

Im bischöflichen Hause fühlte ich mich von Anfang an wohl, man empfand eine harmonische, wohlwollende Atmosphäre. Das größte Vertrauen genoss sicher Gottfried Holtz, der mit dem Landesbischof gemeinsam 1933/34 in den Kirchenkampf hinein gezwungen worden war. Beste und Holtz sagten Du zueinander. Aber auch Konrad Weiß legte Wert darauf, dass er schon seit 15 Jahren immer wieder Gast des Hauses gewesen war. Bei diesem Ausflug nach Schwerin war er keineswegs ein Außenseiter in der Fakultät. Auch Benckert wurde als alter Bekannter empfangen, in seiner Amtszeit als Dekan hatte sich das anfänglich vorhandene Misstrauen weithin gelegt. Bernhardt wurde als der neue Dekan mit großer Höflichkeit empfangen und begrüßt. In den 4 Jahren 1958-61 war Vertrauen gewachsen.

6. Albrecht Beyer, Pfarrer in Warnemünde

Der Abschluss der Übersiedlung im August 1962

Albrecht Beyer vertrat die Systematische Theologie in Rostock, war jedoch primär Pfarrer in Warnemünde. Nur an einem Tag der Woche kam er für einige Stunden, um seine Lehrveranstaltungen in der Fakultät abzuhalten. Jens Langer hat einen

Gedenkartikel über Beyer geschrieben.²³ Die Personalakte im Archiv ist nur dünn. Am 4. April 1959 hatte die Fakultät eine Planstelle für ihn beantragt, die jedoch rasch abgelehnt worden war. In einem Bericht eines Warnemünder Informanten heißt es sehr deutlich, dass Pastor Beyer „der sozialistischen Entwicklung überhaupt negativ gegenübersteht“.

Interessant für die damalige Lage ist ein Bericht, den Rektor Reinmuth Ende 1959 an das Staatssekretariat gab: er habe mit dem Professor Beyer eine Aussprache geführt wegen der Republikflucht seines Sohnes Hans-Otto Beyer. Er habe ihm deutlich gemacht, dass sein Erziehungsauftrag auch bedeute, in der eigenen Familie solche bedauerlichen Vorfälle zu verhindern.

Professor Beyer habe diesen Zusammenhang auch eingesehen und zu seiner Entlastung darauf hingewiesen, dass sein Sohn Student der Germanistik in Leipzig gewesen sei, so dass er keinen direkten Einfluss mehr auf ihn habe. Rektor Ernst Reinmuth gehörte zur Landwirtschaftlichen Fakultät und war kein Genosse, die Aussprache dürfte im Grunde wohl eine lästige Pflichtübung für beide Teilnehmer gewesen sein.

Beyer gehörte aber zum Fakultätsrat und wurde zu den Sitzungen eingeladen, an denen er auch meistens teilnahm. Daher machte ich auch ihm in Warnemünde einen Antrittsbesuch, der mich in ein harmonisches Pfarrhaus nahe bei der Kirche führte, in dem ich mich sofort wohl fühlte. Seine Tochter kannte ich als Tennisspielerin, die leider bald an einem Krebsleiden verstarb. Sehr gut verstanden wir den älteren Sohn, der als junger Mensch die DDR verlassen hatte. Der jüngere Sohn Franz-Heinrich stand damals vor dem Abitur, studierte dann Theologie und machte in Rostock bei mir im Juli 1982 seinen Doktor. Heute wirkt er als Professor in Bochum. Beyer war auch bei den Treffen der Fakultät mit dem Landesbischof und anderen Mitgliedern des Oberkirchenrats dabei. Er wurde als Verbindungsglied zwischen Fakultät und Praxis von allen Seiten hoch geschätzt. Offensichtlich war er für den Landesbischof und seine Mitarbeiter ein altvertrauter Mitstreiter, den man sehr gerne im Rahmen der Fakultät wirken sah.

Zum Abschluss seien noch zwei Ereignisse genannt: Am 30. Mai 1962 fand meine Antrittsvorlesung statt mit dem Thema „Die Trennung der abendländischen Kirchen vom römischen Staat im Zeitalter der Völkerwanderung“²⁴. Damit wollte ich sagen: In der Völkerwanderung zerfiel das weströmische Reich, die Kirche

²³ Jens Langer: Professor Dr. Albrecht Beyer. Studienhefte zur mecklenburgischen Kirchengeschichte 4 (1990), S. 38-43. Wieder abgedruckt bei Heinrich Holze, a.a.O. S. 265-273.

²⁴ Gert Haendler: Die Trennung der abendländischen Kirchen vom römischen Staat im Zeitalter der Völkerwanderung, in: Theologische Literaturzeitung 88 (1963) Sp.881-890 mit einer Widmung an meinen Lehrer Walter Elliger, der damals einen Ruf nach Bochum angenommen hatte, sodass Mitglieder der Redaktion vor dieser Widmung warnten. Wiederabdruck in: Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200, Göttingen 1993, S. 149-161.

war mit diesem Reich eng verbunden, die großen Synoden waren von Kaisern einberufen worden. Aber der Zerfall des Reiches bedeutete nicht den Untergang der Kirche. Diese lebte weiter: Beim Eindringen der Vandalen nach Nordafrika, der Sueven nach Spanien, der Franken nach Gallien und der Goten sowie später der Langobarden nach Italien.

Hinter diesen eineinhalb Jahrtausende zurückliegenden Ereignissen lag auch eine existenzielle Bedeutung für die Gegenwart: Der Untergang des deutschen Reiches bedeutet nicht den Zerfall der Kirche in Deutschland. Die Kirche kann auch im aufgespaltenen Deutschland weiterleben. Mehrere Kollegen haben dieses Anliegen deutlich verstanden und mir das hinterher auch gesagt.

Das letzte Datum war Mitte August 1962 der Einzug in ein neu gekauftes Haus in Bad Doberan. Im September 1961 war meine Frau mit nach dem Norden gekommen und hatte kurz nach ihrer Approbation als junge Ärztin eine Stelle in Heiligendamm bekommen. Man hatte ihr das Haus „Weimar“ mit einer Station von 25-30 Leberkranken anvertraut, die von der Krankenkasse eingewiesen und von der Medizinischen Klinik der Universität Rostock ausgesucht waren. So ergab sich auch von hier aus ein Kontakt zur Universität, denn von Zeit zu Zeit kam Herr Professor Teichmann von der Medizinischen Klinik Rostock zur Beratung. Meine Frau hat sich bei ihrer Arbeit dort und auch ganz speziell im Haus Weimar sehr wohl gefühlt.²⁵

Das war auch für mich vorteilhaft, denn ich wohnte meistens bei meiner Frau, die ein schönes Zimmer im Haus Mecklenburg erhalten hatte mit Blick auf die Ostsee. Ich fuhr fast täglich mit dem Regionalzug und der Kleinbahn Mollie mit Umsteigen in Bad Doberan hin und her. Es lag also nahe, in Bad Doberan Wohnung zu suchen, von da aus könnten wir beide unserer jetzigen Arbeit weiter nachgehen. Hilfe fand ich bei dem Doberaner Propst Martin Ehlers, den ich beim Gottesdienst in der Kapelle Heiligendamm kennengelernt hatte, für die damals wie heute der Doberaner Pfarrer mit zuständig war. Ehlers wirkte seit Jahrzehnten in seinem Doberaner Pfarramt, war allseits beliebt und kannte viele Leute. Er hat mir Wege gewiesen und Menschen genannt, die hilfreich waren.

Im Mai 1962 schien es, als seien unsere diesbezüglichen Bemühungen vergeblich gewesen. Das Wohnungsamt der Universität hatte uns eine große Woh-

²⁵ In seinem Zeitzeugenbericht am 19.01.2007 hat Gerhard Maeß, Rektor der Universität 1990-98, an Heiligendamm erinnert, wo er zu DDR-Zeiten mehrfach politische Schulungen durchlaufen musste. Durch diesen Ort bekam die unangenehme Schulung „auch eine Erholungskomponente... Dass der Ort aber einmal von einem westlichen Investor okkupiert und abgesperrt und rund um die Uhr von Sicherheitsbeamten bewacht werden würde, hätten sich selbst mauer- und stacheldrahtgewöhnte DDR-Bürger nicht träumen lassen“ (57). Auch meine Frau und ich sahen von der Seebrücke aus den Verfall des Hauses Weimar, in dem sie so gerne gearbeitet hatte. Das Haus war ohne Notwendigkeit weiträumig abgesperrt worden ohne eine erkennbare Perspektive.

nung zugewiesen, die wir kaum zurückweisen konnten: Sie lag nahe an der Universität, wir wohnten allein in vier Räumen, hatten Flur, Küche, Bad und einen kleinen Garten nur für uns. Meine Frau kündigte daher schweren Herzens ihre schöne Stelle in Heiligendamm und wollte sich nach einer Zeit des Übergangs an einer Klinik in Rostock bewerben. Es gab ja schon einen ersten Draht zu Professor Teichmann in der Medizinischen Klinik. Den Chefarzt jener Klinik, Professor Gülzow, kannte ich noch aus alten Greifswalder Zeiten: Sein Vater war Pfarrer im Dorf Neuenkirchen bei Greifswald gewesen bis 1934 als Amtsvorgänger meines Vaters.

Aber dann kam doch noch ein Angebot aus Bad Doberan: Ein Haus sollte verkauft werden, das Kirchenrat Sellin 1912 gebaut hatte, dessen letzte Enkelin verstorben war. Propst Ehlers hatte uns schon früh diese Möglichkeit genannt, aber wir mochten nicht auf den Tod der alten Dame warten. Nun sahen wir uns das Haus näher an und waren bald einig: Hier würden wir uns wohl fühlen, wohler als in der Wohnung in Rostock. So sind wir Mitte August noch einmal umgezogen. Ziemlich genau ein Jahr nach dem Mauerbau in Berlin hatten wir in Bad Doberan eine feste Heimat gefunden.

Ernst-Rüdiger Kiesow an der Universität Rostock 1965-2003

Das Thema „Kirche im Profanen“ nennt ein Problem der Theologischen Fakultäten an Universitäten. Der Theologe Ernst-Rüdiger Kiesow hat an drei Universitäten in Ostdeutschland gewirkt. Er stand im Dienst der Kirche als Vikar und Gemeindepastor. Als Theologe galt er im Raum der Universität als „Mann der Kirche“. Er hat entsprechend Profil gezeigt und über seinen Einsatz im Grenzgebiet zwischen Kirche und Universität berichtet.¹ Kiesow und ich lernten uns beim Beginn des Studiums im Frühjahr 1946 kennen. Die daraus erwachsene Freundschaft bis zu seinem Tode 2003 hat zuweilen unterschiedliche Meinungen ertragen.² Der folgende Beitrag über Ernst-Rüdiger Kiesow soll in einer Festgabe für Martin Onnasch stehen. Kiesow und ich haben das Studium der Theologie in Greifswald 1946 begonnen. In seinem Beitrag zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald schrieb Onnasch 2006 auch über diesen Neuanfang 1946.³

1. Vom Studienanfang 1946 bis zur Habilitation 1962

Unser Studium in Greifswald begann 1946 zwar unter primitiven Verhältnissen, doch war die Integration der Theologen in der Universität selbstverständlich.⁴ Im Mai 1945 hatte die Universität den Theologen Ernst Lohmeyer zum Rektor gewählt, der 1935 aus Breslau nach Greifswald strafversetzt worden war, weil er sich für einen jüdischen Kollegen eingesetzt hatte. Er war in Breslau 1930 Rektor

¹ Ernst-Rüdiger Kiesow, *Theologen in der sozialistischen Universität. Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991*, Universität Rostock 2000. Die Ziffern in Klammern in diesem Text beziehen sich auf die Seitenzahlen des Buches. Wesentliche Anregungen zur Erarbeitung dieses Buches hatte der Rostocker Historiker Kersten Krüger gegeben.

² Nicht von ungefähr kommt Kiesow häufig vor in der Festschrift, die Heinrich Holze zu meinem 80. Geburtstag herausgegeben hat: *Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen. Studien zur Geschichte 1933-1989. Festschrift für Gert Haendler zum 80. Geburtstag* (Rostocker Theologische Studien 13), Rostock 2004 (mit Foto von Ernst-Rüdiger Kiesow auf Seite 5).

³ Dirk Alvermann/Karl-Heinz Spieß (Hg.), *Universität und Gesellschaft. Festschrift zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald, Bd. 1: Die Geschichte der Fakultäten im 19. und 20. Jahrhundert*, Rostock 2006. Darin die Beiträge von Irmfried Garbe: *Die Theologische Fakultät Greifswald 1815-1938*, 11-91, und Martin Onnasch: *Die Theologische Fakultät Greifswald 1938-2004*, 92-123. Über das Jahr 1946 berichtet Onnasch ebd., 102-104.

⁴ Gert Haendler, *Erinnerungen an das Theologiestudium in Greifswald 1946-1950*, in: *Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern*, 10 (2006), H. 1, 108-113.

der Universität gewesen. Am 15. Februar 1946 wurde die Universität eröffnet, in der Nacht davor wurde Lohmeyer durch sowjetische Militärpolizei verhaftet und nach einem Geheimprozess am 19. September 1946 erschossen.⁵ Dieses Ereignis blieb unbekannt. Wir erhofften seine Freilassung, ebenso Mitglieder anderer Fakultäten, die wussten, was die Universität Lohmeyer zu verdanken hatte.⁶

Hohes Ansehen genoss auch Rudolf Hermann, der 1946 Prorektor war. Erinnerung sei an den Hilfsversuch Hermanns für einen jüdischen Kollegen 1933: „Rudolf Hermann setzte sich in einer einmaligen und einzigartigen Aktion für den bedrohten Münchener Gelehrten und befreundeten Philosophen Richard Höningwald ein.“⁷ Einzigartig war wohl auch Hermanns Hilfe für Ernst Lohmeyer: Hermann verzichtete „auf seine uk-Stellung, d. h. die Unabkömmlichkeit, die Bedingung für die Entlassung Lohmeyers aus dem Militärdienst im November 1943 war. Das war dann der Grund, daß Hermann im Herbst 1944 und im Frühjahr 1945 zum Militärdienst herangezogen wurde.“⁸

Kontaktmöglichkeiten zwischen den Fakultäten ergaben sich in der Evangelischen Studentengemeinde, in der Theologen eine Minderheit bildeten. Theologen besuchten Vorlesungen der Philosophischen Fakultät, Kiesow hospitierte auch bei Medizinern. Mein Vater Otto Haendler bot als Praktischer Theologe Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten an: über das Glaubensbekenntnis, das evangelische Gesangbuch, Einführung in die Bibel. Bei nur 18 Theologiestudenten 1946 waren mitunter über 100 Hörer bei diesen Vorlesungen.

Kiesow hat sich früh meinem Vater angeschlossen und Möglichkeiten einer Dissertation besprochen, die an sein Predigtbuch anschließen könnte. Im Sommer 1951 wurde mein Vater nach Berlin berufen. Kiesow hatte das Erste theologische Examen in Greifswald bestanden und ein Vikariat absolviert. Er wurde Assistent meines Vaters an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin. Diesen Weg war auch ich 1950 gegangen: Nach dem Examen in Greifswald nahm mich der nach Berlin berufene Kirchenhistoriker Walter Elliger als Assistenten

⁵ Garbe (wie Anm. 3), 86-91, und Onnasch (wie Anm. 3), 96-102. Vgl. auch Gert Haendler, Rostocker Anmerkungen zu einem Buch über die Theologischen Fakultäten in Ostdeutschland 1945-1970, in: Holze (wie Anm. 2), 189f.; Eckhart Reinmuth, Vom Zeugnis des NT zum Zeugnis für das NT: Ernst Lohmeyer, in: Irmfried Garbe/Tilman Beyrich/Thomas Willi (Hg.), Greifswalder theologische Profile. Bausteine zur Geschichte der Theologie in Greifswald (Greifswalder theologische Forschungen 12), Frankfurt/Main 2006, 259-274.

⁶ Vgl. Alvermann/Spieß (wie Anm. 3), 339 u. 423.

⁷ Garbe (wie Anm. 3), 88.

⁸ Onnasch (wie Anm. 3), 99.

mit. Kiesow wurde 1955 mit der Arbeit „Dialektisches Denken und Reden in der Predigtliteratur der Gegenwart untersucht“ promoviert.⁹

In Berlin erlebten wir 1952 als Assistenten die Gefährdung der Theologischen Fakultäten mit. Ministerpräsident Otto Grotewohl schrieb am 14. August an Bischof Otto Dibelius: „Nach Artikel 43 Abs. 1 und 2 der Verfassung besteht in der Deutschen Demokratischen Republik keine Staatskirche.“ Der derzeitige „Zustand, daß die künftigen Geistlichen der evangelischen Kirche an besonderen Fakultäten der staatlichen Hochschulen studieren, entspricht nicht dem Verfassungsrecht der Deutschen Demokratischen Republik“.¹⁰ Schon am 25. August hielt Dibelius dem Ministerpräsidenten Gründe für die Erhaltung der Theologischen Fakultäten als „Pflegerstätten wissenschaftlicher Forschung“ entgegen: Adolf Harnacks Wirken ist „allen Wissensgebieten, einschließlich der Naturwissenschaften, zugute gekommen“. Der schwedische Erzbischof Nathan Söderblom wird zitiert: „Unter dem, was niemand auf der Welt den Deutschen nachmachen könne, stehe die deutsche Theologie an erster Stelle.“¹¹ Solche Stimmen gehören zum Thema „Kirche im Profanen“.

1957 gab es Spannungen um Dibelius, der mit Bundeskanzler Konrad Adenauer einen Vertrag über die Militärseelsorge geschlossen hatte. Zeitgleich wurden die Gefahren von Atomwaffen in Deutschland diskutiert. Am 15. April 1957 schrieb Kiesow seinem Bischof: „Was mich zu meinem ungewöhnlichen Brief bewegt, ist das mutige Auftreten der achtzehn Göttinger gegen die Atomgefahr in Westdeutschland. Ich sehe darin eine tiefe Beschämung der evangelischen Kirche, die es auf ihrer letzten Synode nicht fertig gebracht hat, ein konkretes Bekenntnis (im Sinne Professor Vogels) gegen eine eventuelle Ausrüstung der westdeutschen Armee mit atomaren Waffen auszusprechen. In unseren Augen ist es Ihre und die Schuld der Mehrheit der Synode, daß es nicht dazu kam und nun die Naturwissenschaftler uns 'christliche Verantwortung' vorexerzieren mussten.“¹² Das ist sicher eine ganz besondere Variation zum Thema „Kirche im Profanen“! Kiesow trat in den 1958 gegründeten „Weißenseer Kreis“ ein, der über Reformen in der Kirche beriet mit kritischem Seitenblick auf Dibelius. Leiter des Kreises war anfangs Albrecht Schönherr, der spätere Bischof. Nach dem Mauerbau 1961 radikalisierte

⁹ Ernst-Rüdiger Kiesow, Dialektisches Denken und Reden in der Predigt an Beispielen aus der Predigtliteratur der Gegenwart erläutert, Diss. theol. Berlin 1955, gedruckt als Band 5 in der Reihe „Theologische Arbeiten“, Berlin-Ost 1957.

¹⁰ Friedemann Stengel, Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 3), Leipzig 1998, 685.

¹¹ Ebd., S. 686.

¹² Den Briefwechsel mit Dibelius schickte mir dankenswerterweise Dr. Hartwig Kiesow, der Sohn von Ernst-Rüdiger Kiesow.

sich der Weißenseer Kreis, Schönherr und Kiesow trennten sich von dieser Bewegung.

Ab 1957 arbeitete Kiesow in der Evangelischen Forschungsakademie, die Akademiker verschiedener Fachrichtungen zusammenführte. Für diese Tagungen im Johannesstift Spandau in Berlin-West war die Kirchenkanzlei der EKV in Westberlin verantwortlich.¹³ Kiesow berichtet: „1957 hatte mich Prof. Haendler zum ersten Mal zu einer Tagung mitgenommen, damit ich Hilfsdienste leisten konnte. Vom Kuratorium, dem er angehörte, wurde ich 1960 beauftragt, Reisen in die Hochschulorte zu unternehmen, um neue Mitglieder zu werben.“¹⁴ Kiesow hatte Erfolg bei der Werbung von DDR-Wissenschaftlern für die Tagungen in Westberlin, er wurde nebenamtlicher Sekretär der Forschungsakademie. Der Mauerbau im August 1961 erzwang eine Umstellung: Franz-Reinhold Hildebrandt, Präsident der Kirchenkanzlei der EKV in Ostberlin, übernahm die Leitung. Kiesow informierte ihn über die Forschungsakademie, deren Akten in Westberlin lagen.

Seit 1956 arbeitete Kiesow an seiner Habilitationsschrift, die das Interesse meines Vaters an Carl Gustav Jung aufnahm. Dazu hatte er 1956 in Ostberlin bei der psychotherapeutischen Abteilung im Haus der Gesundheit eine Lehranalyse durchlaufen. Seit 1959 besuchte er Lehrgruppen bei Dr. Ehrig Wartegg „als einziger Theologe meistens mit Klinischen Psychologen und Verkehrspsychologen“ zusammen.¹⁵ Kiesow habilitierte sich 1962 mit seiner Studie „Katholizismus und Protestantismus bei Carl Gustav Jung“.¹⁶

2. Anfänge an der Theologischen Fakultät Rostock 1965-1968

Der Rostocker Praktische Theologe Gottfried Holtz wollte 1963 aufhören. Die Fakultät legte eine Dreierliste vor in der festen Erwartung, dass Kiesow berufen werde: Er war an der Berliner Fakultät bewährt, die beiden anderen genannten

¹³ Erich Hoffmann/ Hannfried Opitz/Karl-Wolfgang Tröger (Hg.), Glaubend erkennen – erkennend glauben – verantwortlich handeln. Geschichte der evangelischen Forschungsakademie 1948-1998, Berlin 1998; Karl-Wolfgang Tröger (Hg.), Forschung und Glaube. Festgabe der Evangelischen Forschungsakademie zum fünfzigjährigen Bestehen, Berlin 1998.

¹⁴ Ungedruckte Erinnerungen Kiesows für seine Familie. Dr. Hartwig Kiesow schickte mir dankenswerterweise einige Seiten. Zitat dort 154.

¹⁵ Ebd., S. 152. Die folgenden Zitate im Text mit eingeklammerten Seitenangaben beziehen sich ebenfalls auf dieses Typoskript von Kiesows Erinnerungen.

¹⁶ Ernst-Rüdiger Kiesow, Katholizismus und Protestantismus bei Carl Gustav Jung, Habilitationsschrift Berlin 1962.

Kandidaten hatten dagegen kaum Chancen. Aber das Staatssekretariat lehnte die Liste ab und warf dem Dekan Karl-Heinz Bernhardt „mangelnde Wachsamkeit“ vor: Unsere Kandidaten Werner Krusche und Heino Falcke hätten im Westen studiert und für die DDR kein Verständnis. Kiesow habe zwar an DDR-Universitäten studiert und sich habilitiert, sei jedoch im Juli 1961 negativ aufgetreten. Für Berlin war ein Kirchentag geplant, der in Ostberlin unerwünscht war und zuletzt verboten wurde. Kiesow aber hatte als Gemeindepastor in Berlin-Pankow (an der Sektorengrenze!) sich bis zuletzt für diesen Kirchentag eingesetzt, auch als er nur noch in Westberlin stattfand.

Damals habe ich Kiesow vorgeworfen, daß wir uns in Rostock für ihn eingesetzt hätten – er hätte diese Möglichkeit zerstört. Kiesow konterte, er sei im Rückblick froh über seinen Einsatz 1961 für den Berliner Kirchentag – den letzten gesamtdeutschen vor dem Mauerbau. Das sei ihm wichtiger als eine Professur. In seinen „Erinnerungen“ im Jahre 2000 stellte er die fehlgeschlagene Berufung nur nach den Rostocker Akten dar, die den Kirchentag 1961 nicht erwähnen. 1963 kam aus Thüringen als neuer Professor der Predigerseminardirektor Dr. Karl Brinkel (Eisenach), ein Gefolgsmann des Landesbischofs Moritz Mitzenheim. Brinkel verstarb bald. Am 1. April 1965 legte die Fakultät eine neue Liste vor mit Kiesow als Favoriten. Zum 1. September 1965 wurde Kiesow zunächst Dozent und dann mit Wirkung vom 1. September 1967 Professor mit Lehrauftrag. Aus der Verpflichtungserklärung zitiert er einige Sätze und sagt dazu, „daß es sich um geschwollene Phrasen handelte“. Er fühle sich als Theologe ohnehin gebunden, „daß man im Zweifelsfalle Gott mehr zu gehorchen hatte als den Menschen und meine enge Verbindung zur Kirche, die sich sowieso aus meinem Lehrfach ergab, bewahrte mich vor ideologischer Unterwerfung oder Vereinnahmung“. (18)

Kiesows Dekanat 1968 begann mit dem Sterben unseres Kollegen Heinrich Benckert im Mai 1968. Kurz vorher hatte Kiesow als neuer Dekan die öffentliche Verteidigung einer Doktorarbeit zu leiten, die Benckert betreut hatte, von deren Verteidigung er jedoch nur noch vom Krankenbett aus hörte. Das Thema „Der Materiebegriff bei Engels und der christliche Schöpfungsglaube“¹⁷ war nach Kiesows Bericht „eine heikle Angelegenheit, weil in der Zeit des damaligen Prager Frühlings der dortige Dialog zwischen Christen bzw. Theologen und Reform-Marxisten in den anderen Ostblockstaaten auf tiefstes Mißtrauen bzw. Ablehnung stieß“. Bei der Verteidigung stellte der marxistische Professor Heinrich Vogel – nicht zu verwechseln mit dem Theologen Heinrich Vogel in Berlin – das Thema in Frage: Es seien „Rückfragen an einen Toten, dessen Erben noch leben“. Da griff Dekan Kiesow ein: „Es sei nicht Sache des Doktoranden, sich gegen solchen Angriff zu verteidigen, sondern eine von der Fakultät zu verant-

¹⁷ Wolfram Nierth, *Der Materiebegriff bei Engels und der christliche Schöpfungsglaube*, Diss. theol. Rostock 1968, Typoskript.

wortende Grundsatzfrage, was sie als theologische Arbeit aufgrund entsprechender Fachgutachten akzeptiert habe.“ Danach schwieg Vogel, „die heikle Disputation konnte ohne spätere negative Folgen durchgeführt werden“. (20)

Als Dekan gehörte Kiesow zum Senat der Universität, das Thema „Kirche im Profanen“ wird einmal mehr deutlich. Kiesow erzählt: „Da saßen die Dekane und andere wissenschaftlich kompetente Persönlichkeiten, aber auch der Parteisekretär, der Vorsitzende der Universitätsgewerkschaftsleitung (UGL), der FDJ-Sekretär und andere Funktionäre, natürlich meist SED-Genossen. Die SED-Parteiliehung hatte immer schon vorher mit dem Rektor extra getagt und die Marschlinie bzw. einzelne Beschlußvorlagen mit ihm abgesprochen.“ Es gab kaum Widerspruch, stattdessen häufig „Akklamations-Phrasen der anwesenden Funktionäre“. (24) In einer Sitzung fragte Kiesow spitz, „ob dies ein Befehlsempfang sei oder ob man auch darüber diskutieren dürfe; der Rektor hat dies ohne Wimperzucken hingenommen, aber außer mir hatte dann keiner Diskussionsbedarf.“ (24)

Dramatisch verlief eine Sondersitzung des Senats am 22. August 1968 – einen Tag nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Vertrags in die CSSR. Die Senatoren sollten einem Text zustimmen mit dem Kernsatz: „Daher stehen wir fest hinter den politischen und militärischen Maßnahmen, die von der Sowjetunion, der DDR und den anderen Bruderländern zum Schutz der sozialistischen Ordnung in der CSSR getroffen wurden.“ (26) Die Resolution wurde angenommen mit einer Ausnahme. Das Protokoll stellt fest: „Der Dekan der Theologischen Fakultät, Prof. Dr. Kiesow, enthielt sich der Stimme. Er begründete seine Haltung mit seinem christlichen Standpunkt, von dem aus er militärische Maßnahmen nicht akzeptieren könne.“ (26) Kiesows Bericht bringt seine Gründe, die er auf Drängen des Rektors geäußert hatte: 1) Die Deutschen sind schon einmal in die Tschechoslowakei eingefallen. 2) Die CSSR muß gemäß dem Selbstbestimmungsrecht der Völker ihre Probleme selbst lösen. 3) Er will sich nicht in den Streit zwischen marxistischen Parteien einmischen, Rumänien und Jugoslawien haben den Einmarsch auch abgelehnt. Das sind politische Argumente, auf besondere „christliche“ Gründe hatte er sich also gerade nicht berufen.

Kiesow vermutete, dass man seine „konterrevolutionären“ Äußerungen wegließ, weil man ihn schonen wollte. (27) Primär lag aber wohl dem Rektor an einer Eingrenzung des Streits. Kiesow hält noch ein Detail fest: „Nach der Sitzung hatten mir mehrere Senatoren bedeutungsvoll die Hand geschüttelt, einer sagte leise: Sie als Theologe konnten sich das leisten, wir nicht.“ Kiesow rechnete mit der Entlassung aus der Professur, die eine Rückkehr ins Pfarramt bedeutet hätte. Er wollte sich bei Landesbischof Niklot Beste in der Landeskirche Mecklenburgs

bewerben.¹⁸ Er hätte jedoch auch in seine Heimatkirche Berlin-Brandenburg zurückkehren können.

Mehr Sorgen machte er sich darum, er könne der Fakultät geschadet haben. Über eine Sitzung der Fakultät am 26. August 1968 protokollierte Assistent Christoph Stier, der spätere mecklenburgische Bischof: „Auf Anweisung des Rektors der Universität Rostock hat der Dekan kurzfristig die erreichbaren Mitglieder des Rates der Fakultät zu einer Beratung über die Auswirkungen der politischen Situation in der ČSSR zusammengerufen. Der Dekan berichtet über die außerordentliche Senatssitzung vom 22.08.1968, die sich mit diesem Thema befaßte, und teilt die dabei gegebenen Anordnungen des Rektors mit. Es wird die Erklärung des Senats zu den Ereignissen in der CSSR verlesen und besprochen, die inzwischen auch in der Presse erschienen ist. Der Dekan begründet seine Stellungnahme zu dieser Erklärung. Der Rat der Fakultät begrüßt es, daß inzwischen Verhandlungen zwischen den beteiligten Staaten und der ČSSR in Moskau im Gange sind und hofft auf einen guten Ausgang der Gespräche, der dem Frieden in Europa und dem Bestand der sozialistischen Gesellschaftsordnung in der ČSSR dient.“ (28) Jede Kritik der Fakultät am Dekan Kiesow war damit vermieden. Auf den vermittelnden Schlusssatz hatte gerade auch Kiesow Wert gelegt.

Am Mittag jenes 26. August erfuhr Dekan Kiesow, dass der Assistent Stefan Noth (Dresden) im Urlaub in Ungarn verhaftet worden sei. Daraufhin suchte Kiesow die Rostocker Behörde der Staatssicherheit auf. Dort war man höchst erstaunt. Es dauerte eine Weile, bis ein Gesprächspartner kam. Kiesow erklärte, er kenne Herrn Noth gut und schätze ihn als Menschen, der „keine silbernen Löffel stiehlt, also nicht im normalen Untersuchungsgefängnis der Polizei“ zu vermuten sei. Die Stasi teilte nur knapp mit, „daß es um eine Grenzverletzung ginge und daher mit einem Strafprozeß zu rechnen sei“. Kiesow bietet als Dokument 3 einen „Aktenvermerk“ der Stasi über seinen damaligen Besuch, der mit dem Satz endet: „Während der Unterhaltung verhielt sich Prof. Dr. Kiesow ruhig, war relativ aufgeschlossen, insgesamt jedoch etwas unsicher.“ (128) Das ist wohl der Situation angemessen und vollauf glaubhaft.

Die 550-Jahrfeier der Universität Rostock (1419-1969) haben wir zu Konferenzen genutzt. Die 8. Baltische Theologenkonferenz fand vom 14.-18. Juni 1969 im „Haus der Kirche“ in Güstrow statt.¹⁹ Wir staunten, daß man uns diese „Grenz-

¹⁸ Gert Haendler, Niklot Beste und die Theologische Fakultät Rostock, in: *Mecklenburgia sacra. Jahrbuch für mecklenburgische Kirchengeschichte*, 6 (2003), 106-128. Über Kiesows bedrängte Lage im Jahr 1968 besonders S. 124.

¹⁹ Eine Übersicht über die 30 Baltischen Theologenkonferenzen 1961-1991 bietet mein Sammelband: Gert Haendler, *Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart. Festschrift zum 75. Geburtstag des Autors*, hg. und mit einem Vorwort versehen von Heinrich Holze, Leipzig, 1999, 194-196.

überschreitung“ zur Kirche hin gestattete. Es kamen rund 50 Teilnehmer: Finnen, Schweden, Dänen und Norweger. Für November 1969 holte Kiesow auch noch die „3. Internationale Arbeitstagung für Praktische Theologie“ nach Rostock, die auch weithin im Sinne seiner Planungen verlief.

Eine andere Facette der Beziehungen zwischen Staat und Kirche gab es zum 20. Jahrestag der DDR am 7. Oktober 1969. Die staatliche Seite regte an, wir sollten dem Präsidenten des Oberkirchenrats in Schwerin, Dr. jur. Konrad Müller, den theologischen Ehrendoktor verleihen. Das war ungewöhnlich, doch erschien die Ehrung eines Kirchenpräsidenten vertretbar. Auf einer Sitzung des Dekans Kiesow mit den Prodekanen Konrad Weiß und mir äußerte Weiß Bedenken: Müller solle Verbindungen zur Stasi haben. Wir verabredeten drei Besuche: Weiß bei Bischof Noth in Dresden, Müllers früherem Arbeitgeber, ich bei Oberkirchenrat Jürgen Behm, der im Büro der damals schon in der DDR illegalen EKD in Ostberlin gut informiert war, Kiesow bei Landesbischof Beste in Schwerin, der erklärte, „daß er Dr. Müller diese Ehrung gönne“. (36) Die drei Herren kannten Gerüchte über angebliche Stasibeziehungen Müllers, aber die waren nicht bewiesen. So ging die Ehrenpromotion über die Bühne. 1990 erwiesen sich die Gerüchte – nach Müllers Tod – als wahr.

3. Die Sektion Theologie in den Jahren 1970-1982²⁰

Am 2. Dezember 1970 wurde die Sektion Theologie an der Universität Rostock gegründet mit einem Festakt in der Aula in Anwesenheit von Landesbischof Niklot Beste. Das Gründungsdokument beschrieb genau das Grenzgebiet zwischen Kirche und Staat: Die Sektion „bildet Studenten aus, die mit dem Berufsziel des Pfarrers in den Dienst der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik treten wollen. Die Absolventen der Sektion als einer staatlichen Einrichtung sollen ihren Beruf auf dem Boden des christlichen Glaubens in Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Interessen und der sozialistischen Entwicklung auszuüben imstande sein.“ Sie sollen sich für die „Ziele der sozialistische Menschengemeinschaft und des Völkerfriedens einsetzen und sie zu verteidigen bereit sein“. Das Wort „verteidigen“ verursachte Unbehagen, wir kannten die Auslegungsmöglichkeiten des Begriffs! Übereinstimmend wurde gefordert, die Theologen sollten „grundlegende Erkenntnis in der marxistisch-leninistischen

²⁰ Zu diesem und dem vorigen Abschnitt sind ergänzende Ausführungen zu finden im Zeitzeugenbericht von Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gert Haendler am 25. Mai 2007, in: Kersten Krüger (Hg.), Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten, Teil 2 (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte 2), Rostock 2008, 295-314, sowie in der vertiefenden „Diskussion“, ebd. 314-331.

Gesellschaftswissenschaft“ erwerben, „um die sozialistische Entwicklung wissenschaftlich verstehen zu können.“ (135) Auch die Landeskirchen rieten ihren werdenden Pastoren, genau hinzuhören und solide Kenntnisse zu erwerben.

Verändert wurde die Leitung. Bis dahin wählte die Fakultät ihren Dekan alle zwei Jahre; die Fakultät konnte eine Wiederwahl oder eine Verlängerung der Amtszeit beschließen. Jedenfalls hing der Dekan von Fakultätsbeschlüssen ab. Nun hieß es: „Grundprinzip der Leitung ist der demokratische Sozialismus.“ Zwar ist die Rede von „demokratischer Mitwirkung“, aber eindeutig sind die Sätze: „Der Direktor leitet die Sektion. In Erfüllung der ihm übertragenen Leitungstätigkeit ist er gegenüber allen Angehörigen der Sektion weisungsberechtigt. Der Direktor der Sektion ist dem Rektor der Universität unterstellt und ist ihm für seinen gesamten Leitungsbereich verantwortlich und rechenschaftspflichtig.“ Eine Wahl fiel praktisch weg: „Der Direktor der Sektion wird aus dem Kreis der hauptamtlichen Hochschullehrer auf Vorschlag des Rates der Sektion nach Zustimmung durch den Minister für eine dreijährige Amtszeit vom Rektor eingesetzt.“ (137)

Kiesow nahm an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Evian 1970 als Berater teil. Die Landessynode Mecklenburg wählte ihn 1973 in die Synode des 1969 neugegründeten Bundes evangelischer Kirchen in der DDR. Dazu sagt eine Beurteilung der Kaderabteilung der Universität Rostock am 10. Oktober 1973, Kiesow sei fachlich tüchtig und loyal gegenüber Ausländern. Seine politische Haltung sei jedoch bestenfalls mit dem Begriff „Staatsraison“ zu bezeichnen. Häufig erwecke er den „Eindruck, daß er politische Aktivitäten zu verhindern sucht. Diese Bemühungen sind nicht direkt greifbar, aber ständig verschleiert vorhanden.“ Seine politischen Bemerkungen seien „nicht direkt feindlich, jedoch ergeht er sich gern in Nörgeleien und Querulantentum“. (48) Kiesow sagt: „Man mußte in seiner Ausdrucksweise wissen, mit wem man zu reden hatte und was man an eigener Überzeugung, Wahrhaftigkeit und Offenheit riskieren konnte. Die Funktionäre nannten das dann in ihrer Sprache Verschleierung, Nörgelei oder Querulantentum.“ (49)

Ein 1967 von Kiesow angeregtes Handbuch der Praktischen Theologie führte zur „Zusammenarbeit mit allen Praktischen Theologen der DDR (d.h. auch den an den Kirchlichen Hochschulen Tätigen).“ (49) Es lag 1978 in drei (179) Bänden vor.²¹ 1984 wählte die Bundessynode des DDR-Kirchenbundes Kiesow in das höchste Gremium – die Konferenz der Kirchenleitungen. Hier hat er nach seinen Worten „die schwierige Gratwanderung der Kirchen zwischen Abgrenzung und Anpassung gegenüber dem Alleinvertretungsanspruch der ideologischen Staatsmacht hautnah miterlebt.“ (51) Ebenfalls 1984 arbeitete Kiesow auf Bitten zu-

²¹ Die Redaktion des Handbuches der Praktischen Theologie lag bei dem Berliner Praktischen Theologen Hans-Hinrich Jenssen, mit dem Kiesow eng zusammenarbeitete. Auch Jenssen hatte bei meinem Vater promoviert.

ständiger Funktionäre als „kirchlicher Beobachter“ in der Bezirkswahlkommission Rostock mit. Er kam zu dem Resümee, „daß von einer realen Wahl keine Rede sein konnte und daß ich dies auch vorher wußte. Hinterher schäme ich mich, den Versuch einer demokratischen Kontrollmöglichkeit überhaupt mitgemacht zu haben; zum Glück haben wenige von dieser Mitwirkung in der Wahlkommission etwas erfahren.“ (53) Umso souveräner ist es, daß er noch im Jahre 2002 jene Episode nicht verschweigt.

Diese Erfahrungen könnten mit dazu geführt haben, daß er sich bei den Volkskammerwahlen 1986 völlig anders verhielt. Wie üblich waren die Universitäten der DDR in die Vorbereitungen eingespannt. Man fürchtete Proteste der Studenten. Kiesow erklärte in einer Runde der Erziehungsbeauftragten, die Studenten seien erwachsene Menschen, die sich entscheiden könnten. Aber „unser Wahlverfahren entspräche nicht mehr dem heutigen Stand der Mündigkeit sozialistischer Staatsbürger. Es müßte zumindest eine echte Auswahl zwischen zwei oder mehreren Kandidaten möglich sein, wie es jetzt schon in Polen der Fall sei und auch in der Sowjetunion von Gorbatschow vorgeschlagen wurde.“ (53)

Zum Thema „Kirche und profane Welt“ ist festzustellen, dass Kiesow auch jetzt wieder nur politische, „profane“ Argumente nennt, die er aber so völlig ungeschützt offen zu sagen wagt, weil er Christ ist. Seine Bemerkungen blieben nicht ohne Folgen. Der Prorektor für Gesellschaftswissenschaften gab darüber einen „Sofort-Bericht“ an das Hochschulministerium in Berlin. Eine Studentin berichtete unter dem Namen „IM Gisela“ fortlaufend der Stasi.²²

Mit dem Sektionsdirektor Helmut Fritzsche hat Kiesow gut zusammen gewirkt. Positiv bewertet er dessen „fachliche Zusammenarbeit auch mit marxistischen Wissenschaftlern der Universität, die in den sogenannten Güstrower Kolloquien gipfelte und die DDR-weite Beachtung fanden, weil sie anderswo kaum möglich erschienen und hier den an den Universitäten der DDR vermißten interdisziplinären Dialog verwirklichten“. Kiesow nennt einige Themen der seit 1981 veranstalteten Kolloquien: „Christliches Menschenbild und biologische Evolution“, „Christliche Ethik im Kontext biologischer Verhaltensforschung“, „Probleme der Persönlichkeit in gesellschaftlicher und theologischer Sicht“ und sogar ein Kolloquium mit Pädagogen über „Friedenserziehung“. (58)

Der Grenzstreifen zwischen Kirche und profaner Welt kam einmal mehr im November 1986 in den Blick bei einer gemeinsamen Konferenz der Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung mit der Sektion Theologie und der Sektion Marxismus-Leninismus in Rostock über „Sicherheitspartnerschaft in Europa“ – eine vorher kaum vorstellbare Konstellation. Im April 1989 gelang primär den Theologen in Rostock die Gründung eines Universitätszentrums für

²² Details bei Kiesow (wie Anm. 14), 53-56. Als Anlage dazu bringt er ebd., 152-154, drei Stasi-Berichte der IM Gisela vom 28.5., 4.6. und 6.6.1986.

Frieden und Verständigung. Kiesow urteilt, daß diese Kolloquien für die geistige Vorbereitung der friedlichen Revolution in Ostdeutschland und für das allmählich auch wiedervereinte Europa von einer schwer abschätzbaren Bedeutung gewesen seien. (58)

Unter Kiesows Leitung fand 1986 eine Internationale Fachkonferenz für Praktische Theologie in Rostock bzw. Güstrow statt mit dem Thema „Frömmigkeit zwischen Weltverantwortung und Spiritualität“. Rund 50 Teilnehmer berieten erneut über einen Bereich aus dem Grenzgebiet von Kirche und profaner Welt. Kiesow erinnert an ein Treffen in der Reformierten Akademie von Debrecen im April 1988, an dem aus der DDR fünf Marxisten und elf Theologen mit ungarischen Theologen und Reformmarxisten einen recht offenen Dialog über „Wahrheit und Gerechtigkeit“ führten. (59-60) Bis dahin hatten Marxisten in der DDR den Standpunkt vertreten, dass Wahrheit und Gerechtigkeit bei ihnen gut aufgehoben seien, – ohne Diskussion.

In den späten achtziger Jahren hatte Kiesow als Stellvertretender Sektionsdirektor für Erziehung und Ausbildung Berichte zu geben. Über das Studienjahr 1987/ 88 schreibt er mit deutlich kritischem Unterton: „Die Studenten verfolgen die Informationen in unseren Medien aufmerksam, diskutieren sie lebhaft und üben Kritik, wo sie nach ihrer Meinung nicht offen und allseitig genug vermittelt werden. Die Ansätze zum „neuen Denken“ in der Sowjetunion und die Dialogpolitik der KPdSU werden ebenso lebhaft begrüßt wie die Erfolge auf dem Weg zur Abrüstung. Auf Konsequenzen des „neuen Denkens“ in der Gesellschaft der DDR wird sehr geachtet und es wird mehr an Veränderungen erwartet, als bei uns bisher sichtbar wurde. Die Vorfälle um die Rosa-Luxemburg- und Karl-Liebknecht-Demonstration im Januar 1988 haben unsere Studenten sehr bewegt, weil sie in den zunächst erfolgten repressiven Maßnahmen der Staatsmacht eine Überreaktion und einen Rückfall in stalinistische Praktiken sahen.“ (63) Diese Sätze sind völlig eindeutig und lassen auch Kiesows Standpunkt erneut deutlich erkennen.

Im Sommer 1989 berichtete Kiesow über das Studienjahr 1988/ 89 und berührte das Stasi-Problem: „Es herrscht ein großes Vertrauen zwischen fast allen Angehörigen der Sektion. Daher haben z.B. mehrere Studenten sich ihren Hochschullehrern anvertraut und darüber berichtet, daß sie unter mißbräuchlicher Amtshilfe von Universitätsangestellten (durch dienstliche Vorladung zum Prorektorat E und A [=Erziehung und Ausbildung]) für die Mitarbeit in Staatssicherheits-Angelegenheiten geworben werden sollten. Dadurch ist erhebliche Beunruhigung entstanden. Theologiestudenten kann man m.E. unter Hinweis auf das 8. Gebot für solche 'Dienste hinter dem Rücken' nicht in Anspruch nehmen. Wenn man es trotzdem tut, wird nur Mißtrauen gesät und die normale Arbeitsatmosphäre gestört.“ (65) Kiesows Standpunkt dürfte klar sein! Damals gab es Unruhe an allen Hochschulen der DDR, aber es hat wohl kaum einen Bericht eines Hoch-

schullehrers gegeben, der mit so offener Kritik informiert. Dabei stand für Kiesow freilich eine Grenze fest; bei aller Kritik am System meinten wir damals doch, „daß es auf eine relative Demokratisierung oder wirtschaftliche Verbesserungen innerhalb der existierenden DDR hinauslaufen sollte. Das baldige Ende des SED-Staates hielt damals kaum jemand für möglich.“ (65)

Eine andere Entwicklung, die mit zur Auflösung der DDR beitrug, hat Kiesow innerhalb der Kirche erlebt. Es ging um den konziliaren Prozeß, über den 1988 in Dresden und Magdeburg Beschlüsse gefaßt wurden, „die nicht nur allgemeine Aussagen zur Erhaltung des Friedens und zur Bewahrung der Schöpfung enthielten, sondern auch konkrete Forderungen und Kritiken im Blick auf die politische Situation in der DDR. Diese Texte haben 1989 geradezu die Funktion von Programmen für die friedliche Revolution der kirchlichen und außerkirchlichen Bürgerrechtsbewegungen bekommen.“ (68) Mitte September 1989 nahm Kiesow als Synodaler an der letzten (5.) Tagung der V. Bundessynode des DDR-Kirchenbundes in Eisenach teil, die „im Lichte einer großen Medienöffentlichkeit stattfand“. (69)

4. Kiesows Einsatz für die Universität 1989-2003

Beim Beginn des Studienjahres im September 1989 war die Stimmung an der Theologischen Fakultät Rostock voller Unruhe: Das „Neue Forum“ wurde gegründet, Erklärungen der illegalen Gruppe hingen am „Schwarzen Brett“ der Theologischen Fakultät, Studenten der Theologie gehörten zu den Gründungsmitgliedern neuer Parteien. „Andere Theologiestudenten waren maßgeblich an den ersten Friedens- bzw. Fürbittegottesdiensten in der Petrikirche Anfang Oktober beteiligt.“ (72) Für die Erziehungsbeauftragten gab es fast täglich Besprechungen. Die Studenten sollten zu strenger Disziplin angehalten werden; den Theologen wurde vorgeworfen, dass sie viel im Lande herumreisten und an Demonstrationen teilnahmen. Kiesow trat für die Theologiestudenten ein. Bei einem Gespräch mit den an der Sektion Theologie lehrenden Dozenten für Marxismus-Leninismus erklärten diese überraschend: Jüngere Kräfte in der SED hätten schon seit langem Pläne für eine Neuordnung der sozialistischen Demokratie entwickelt, die leider bisher immer an der „Riege der alten Herren im Politbüro“ gescheitert seien. (13)

Dem Rektor gegenüber erklärte Kiesow, „daß unsere Studenten das oft geforderte politische Engagement ernst nähmen, ohne ihre fachliche Arbeit zu vernachlässigen. Die Studenten seien in vielen Ländern immer die Avantgardisten politischer Erneuerung und Protestler gegen Diktaturen gewesen. Die Universität Rostock sollte jetzt nicht wieder zu spät kommen (Gorbatschow-Zitat!), wie schon zur Reformationszeit, als die Hansestadt längst evangelisch war, nur nicht die Universität.“ (14) Trotzdem forderte der Rektor wenig später, Kiesow solle

Friedensandachten in der Petrikerche besuchen, „um Provokationen der Studenten zu beobachten bzw. dagegen aufzutreten“. Kiesow ließ dem Rektor sagen, er gehe zum Gottesdienst, wann er wolle und nicht auf Weisung des Rektors.

Am 4. Dezember 1989 wollte Kiesow einen Seminargottesdienst wie üblich besprechen. Einige Studenten verließen sein Seminar. Am nächsten Tag erfuhr er „von der Besetzung der Bezirkszentrale des AfNS (ehem. MfS) durch Bürgerrechtler und Demonstranten“. (75) Also fand ein theologisches Seminar über einen Gottesdienst in einem verkleinerten Kreise statt, weil einige Teilnehmer bei der Besetzung der Stasizentrale in Rostock mitwirkten. Am 6. Dezember 1989 besuchte Kiesow die Marienkirche, in der Willy Brandt sprach. Unter dem Eindruck dieser Veranstaltung stellte er „den Antrag auf Eintritt in die SPD bei dem damals wenig bekannten Dr. Ringstorff im SPD-Parteihaus Thomas-Mann-Straße“. (16) Er trat also einer politischen Partei bei nach einer bewegenden Stunde in der Kirche.

Am 16. Dezember 1989 forderte Kiesow in einem Offenen Brief in der CDU-Tagezeitung „Demokrat“, die Universität solle den Namen Wilhelm-Pieck-Universität ablegen. Er erinnerte an den Widerstand gegen diesen Namen 1960, den man schon damals der Universität aufzwingen wollte.²³ „Seit ihrer Gründung in einer stolzen Hansestadt war unserer ehrwürdigen Universität immer das Tragen eines Herrschernamens erspart geblieben.“ (163) Am 28. Februar 1990 wurde eine Urabstimmung aller Universitätsangehörigen über den Namen Wilhelm-Pieck-Universität beschlossen. „Eine eindeutige Mehrheit von 79,2 % stimmte Anfang April (bei einer Wahlbeteiligung von 55,1%) für die Ablegung des aufgenötigten Namens.“ (17)

Kiesow wirkte mit bei der Wahl des neuen Rektors im Mai 1990. (18) Er selbst wurde am 20. August 1990 zum Prorektor gewählt: „Kurz nach der Wahl zum Prorektor begann bereits die intensive Arbeit im Rektorat, denn die alten Leiter waren nun abgewählt und mußten ihre Akten dem Neuling übergeben. Als Vorsitzender der auf Antrag des Konzils eingesetzten 'Senatskommission für soziale Grundsätze der Universitätsreform' hatte ich sogleich mit der Abwicklung der Sektion Marxismus-Leninismus bzw. ihrer Nachfolgeinstitute zu tun.“ Er sieht den „Konflikt, daß man als Theologe und ehemaliger DDR-Bürger mit sozialem Gewissen nur schwer die 'sozialen Grundsätze' gegenüber den neuen Prinzipien der Demokratie und offenen Gesellschaft durchhalten konnte.“ (80) Ähnliche Probleme gab es bei der Abteilung Hochschulsport, deren Stellenplan stark reduziert werden mußte. Auch hier wieder bemühte sich Kiesow um sozialverträgliche Lösungen. (81)

²³ Gert Haendler, Dokumente von Konrad Weiß aus den Jahren 1958-1973, in: Holze (wie Anm. 2), 173-185, speziell zum Protest gegen den Namen „Wilhelm-Pieck-Universität“, 182-185.

Besonders unerfreulich verlief ein Disziplinarverfahren gegen den Chefarzt einer Klinik, gegen den es schon in den achtziger Jahren einen Aufstand in seiner Klinik gegeben hatte. Im Juli 1990 begann erneut ein Verfahren in einer Kommission unter Vorsitz von Kiesow, zu der jedoch überwiegend Mediziner und Juristen gehörten. Der Beschuldigte mußte gehen, sah jedoch in Kiesow den Hauptschuldigen für dieses Ergebnis. (83 f.)

Über die täglichen Aufgaben sagt Kiesow: „Von Tag zu Tag traten neue Probleme in Personal- oder Strukturfragen auf, kamen Gastdozenten aus dem Westen oder Vertreter des Kultusministeriums und mußten wichtige Sitzungen in und außerhalb der Universität vom Rektor oder mir wahrgenommen werden. Die Absprachen mit dem Rektor, und überhaupt die gesamte Zusammenarbeit im Rektorat liefen reibungslos.“ Zwischen dem neuen Rektor, dem Mathematiker Gerhard Maeß, und Kiesow „hat es niemals eine Unstimmigkeit oder gar Verstimmung gegeben. Seine menschliche Wärme, seine persönliche Autorität und fachliche Kompetenz waren in der ganzen Universität geschätzt. Er war für diese Erneuerungsphase der Universität geradezu ein Glücksfall, und nicht zufällig bin ich ihm bis heute noch freundschaftlich verbunden.“ (85)

Zur Feier seines 65. Geburtstags am 9. Januar 1991 stand Kiesow im „Mittelpunkt vieler Universitätsangehöriger und kirchlicher Mitarbeiter“. (86) Er erhielt eine Festschrift „Widersprechen und Widerstehen. Theologische Existenz heute“.²⁴ Bedrückend verlief eine Sondersitzung der Theologen am 29. Juni 1991 im Pfarrhaus Lambrechtshagen zum Thema Stasikontakte. (86-88) Im Sommer 1991 endete Kiesows Amtszeit als Prorektor, zuletzt kümmerte er sich noch um die Übernahme des Instituts für Lehrerbildung Rostock-Lichtenhagen in die Grundschulpädagogik der neugegründeten Philosophischen Fakultät, „was wiederum schwierige menschliche, fachliche und personalpolitische Fragen aufwarf“. (86) Er gehörte zur Überleitungskommission für die Altertumswissenschaftler und Theologen in Greifswald und Rostock. „Am 30.09.1991 sagten mir die Mitarbeiter des Rektorats freundlich Lebewohl“, und in der Theologischen Fakultät kam es „zu einer menschlich anrührenden Verabschiedung durch den Dekan Prof. Weiß“. (89)

Die enge Verbundenheit mit der Universität Rostock brachte ihm zur 575-Jahrfeier den Titel Ehrensensator ein. „Diese Würde wurde mir zusammen mit den Professoren Krenkel und Pätzold sowie dem Agrarwissenschaftler und Sponsor Friedrich Harms am 10.11.1994 in der Aula der Universität durch den Vorsitzenden des Konzils Prof. Walter Wild und den Rektor Prof. Maeß in Anwesenheit der Kultusministerin Steffi Schnoor verliehen. Seitdem habe ich, u.a. als beratendes

²⁴ Franz-Heinrich Beyer/Helmut Fritzsche/Jens Langer (Hg.), Widersprechen und Widerstehen – theologische Existenz heute. Festschrift für Ernst-Rüdiger Kiesow zum 65. Geburtstag am 9. Januar 1991, Rostock 1991.

Mitglied des Senats, die weitere Entwicklung der Universität Rostock und ihrer Theologischen Fakultät bis heute stets aus der Nähe mitverfolgen können.“ (90) 1997 wurde ein Heft „Lebensläufe im Schatten der Macht – Zeitzeugeninterviews aus dem Norden der DDR“ herausgegeben von den Professoren Werner Müller und Horst Pätzold, die sich im Vorwort für Interviews bedanken bei vier im Ruhestand befindlichen Kollegen, zu denen auch Ernst-Rüdiger Kiesow gehörte.²⁵

Zwei Gedenkreden am 9. Januar 2004 nach Kiesows Tod am 16. Juni 2003 runden das Bild. Hermann Michael Niemann hatte sich Kiesow anvertraut: Bei Werbungsversuchen der Stasi war Kiesow „mir und wahrscheinlich auch anderen ein zuverlässiger Berater“. „Wir haben als Studenten seine Verlässlichkeit und aufrechte Haltung sehr wohl gespürt.“ Kiesows Integrität war im Ausland stets anerkannt. Dies „fand dann 1990 auch zu Hause Ausdruck in der Wahl zum – damals einzigen – Prorektor neben dem ebenfalls ersten frei gewählten Rektor, dem Mathematiker Gerhard Maeß, mit dem ihn eine glückliche Zusammenarbeit verband“.²⁶

Eberhard Winkler würdigte „Ernst-Rüdiger Kiesows Beitrag zur 'empirischen Wende' in der Praktischen Theologie“.²⁷ Unter Karl Barths Einfluß war die Praktische Theologie zu einem Anhängsel der Systematischen Theologie geworden. In der DDR jedoch verstärkte sich ein empirisches Interesse. „Allen voran ging Kiesows Lehrer Otto Haendler“, dessen Predigtbuch „dezidiert empirisch motiviert“ war und mit Hilfe der Psychologie Carl Gustav Jungs „Wirklichkeiten“ erkennen wollte.²⁸ Ein Bemühen um die Wirklichkeit der Menschen findet sich auch bei „Gottfried Holtz, besonders in seinen Forschungen zur Frömmigkeit einschließlich ihrer pathologischen Formen im Aberglauben, sowie in seinen Arbeiten zum Niederdeutschen als Kirchensprache“.²⁹ Neben der Psychologie wendete sich Kiesow der Soziologie zu. Es ergab sich aus „dem Situationsbezug, nicht nur den Zensurbedingungen, daß vorrangig verfügbare DDR-Literatur

²⁵ Werner Müller/Horst Pätzold (Hg.), Lebensläufe im Schatten der Macht. Zeitzeugeninterviews aus dem Norden der DDR, hg. im Auftrag der Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin 1997. Neun Kapitel sind von Ernst-Rüdiger Kiesow, ebd., 91-161.

²⁶ Hermann Michael Niemann, Ein Mann mit Eigenschaften. Erinnerungen an Ernst-Rüdiger Kiesow, in: Holze (wie Anm. 2), 355-360.

²⁷ Eberhard Winkler, Ernst-Rüdiger Kiesows Beitrag zur 'empirischen Wende' in der Praktischen Theologie, in: Holze (wie Anm. 2), 361-373.

²⁸ Eine Spezialarbeit über meinen Vater hatte primär die Begriffe Seelsorge und Meditation in den Vordergrund gestellt: Kerstin Voigt, Otto Haendler – Leben und Werk (Erfahrung und Theologie 21), Frankfurt/ Main 1993 (Diss. theol. Jena 1988).

²⁹ Gottfried Holtz hatte eine Befragung in Rostock zu einem anonym erschienen Artikel verarbeitet: Leben – Seele – Seelsorge, in: ZThK 72 (1975), 461-479.

ausgewertet wurde“. Beim Thema Ehe wies Kiesow u.a. „auf das Familiengesetzbuch der DDR hin und er ist unbefangen genug, diesem zu bescheinigen, daß es mit einer ganzen Reihe von Abschnitten einen ausgezeichneten Ansatzpunkt für Gespräche über Anforderungen der Ehe darstellt“. Kiesow wollte Ergebnisse der das Leben betreffenden empirischen Wissenschaften „in Verschränkung mit einer klaren reformatorischen Theologie für die praktisch-theologischen Handlungsfelder“ fruchtbar machen.

In einem Lexikonartikel über Kiesow 2005 von Franz-Heinrich Beyer, Professor in Bochum, einst in Rostock Kiesows Assistent, heißt es: Kiesows Forschungen „sind durchzogen von einem Interesse an naturwissenschaftlichen (medizinischen) Perspektiven und einer praxisorientierten, aber wissenschaftsgeleiteten Neigung zur Theologie, die in Weiterentwicklung und Ausweitung von Grundthemen Otto Haendlers ein deutliches Profil aufweist. Anhand von vier beschreibbaren Intentionen kann das deutlich werden: Homiletik; Seelsorge-Theorie und Seelsorgausbildung; Interdisziplinarität; christliche Existenz und theologische Verantwortung im konkreten historischen Kontext DDR.“³⁰

Nun hat es die praktische Theologie immer mit der Thematik „Kirche und profane Welt“ zu tun. Bei Ernst-Rüdiger Kiesow jedoch wird das besonders deutlich durch die vielen politischen Konsequenzen. Für die Geschichte der Universität Rostock ist noch ein Zusammenhang bemerkenswert: 60 Jahre nach dem Rektorat des Theologen Friedrich Brunstäd 1930/31 hat mit dem Prorektor Ernst-Rüdiger Kiesow 1990/91 erstmals wieder ein Theologe in einer besonders wichtigen Zeit Verantwortung für die Universität Rostock übernommen.

³⁰ Franz-Heinrich Beyer, Kiesow, Ernst-Rüdiger, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. XXV, Nordhausen 2005, 691-696.

Erinnerungen an die Landesbischöfe in Schwerin 1946-1996

1. Niklot Beste, Landesbischof 1946-1971

Am 20. Juni 1946 war Niklot Beste von der Landessynode in Schwerin zum Landesbischof gewählt worden. Zum ersten Mal habe ich ihn am 5. Januar 1947 gesehen – freilich aus einer ziemlichen Entfernung: Im Greifswalder St. Nikolai-Dom wurde Karl von Scheven in sein Bischofsamt eingeführt durch den Berliner Bischof Otto Dibelius unter Mitwirkung des Schweriner Bischofs Niklot Beste. Aus der Biographie von Friedrich Winter geht hervor, dass Otto Dibelius, Niklot Beste und Karl von Scheven sich vom Studium her kannten und seitdem Duzfreunde waren.¹ Ich kann mich nur daran erinnern, dass es kalt war und lange gedauert hat. Eine nähere Beziehung zum Schweriner Landesbischof begann erst im Herbst 1961 mit meiner Berufung an die Theologische Fakultät der Universität Rostock.

Die Beziehungen von Niklot Beste zur Theologischen Fakultät gehen aber weiter zurück. Am 30. Juni 2001 habe ich auf Einladung des Oberkirchenrats in Schwerin zum 100. Geburtstag darüber ein Referat gehalten, das im Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte *Mecklenburgia sacra* 6 (2003) gedruckt wurde.² Für meine Arbeit standen mir damals viele Briefe zur Verfügung, aus dem Archiv des Oberkirchenrats Schwerin hatte ich einschlägige Dokumente erhalten und im Archiv der Universität Akten eingesehen, die weit vor das Jahr 1946 zurückreichten. In Rostock waren Details über Bestes Promotion zum Dr. phil. aus dem Protokoll der Prüfung am 15.12.1924 vorhanden. Neben dem Hauptfach Geschichte und Pflichtfach Philosophie hatte der Doktorand als 2. Nebenfach Kirchengeschichte gewählt, dabei hatte ihn der Theologieprofessor Johannes von Walter geprüft. Am ersten Examen der Landeskirche im September 1925 hatte als Fakultätsvertreter Friedrich Büchsel mitgewirkt, am zweiten Examen im April 1929 Johannes von Walter.

Im Kirchenkampf der dreißiger Jahre hatte Beste als Leiter der Bekennenden Kirche in Mecklenburg stets Unterstützung bei der Theologischen Fakultät Rostock gefunden. Er hat das detailliert beschrieben in seinem Buch „Der Kirchen-

¹ Friedrich Winter: Bischof Karl von Scheven (1992-1954) Berlin 2009, S. 23, dazu zwei Abbildungen auf S.167, die die 3 beteiligten Bischöfe im Ornat zeigen.

² Gert Haendler: Niklot Beste und die Theologische Fakultät Rostock. In: *Mecklenburgia sacra*. Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte, hrsg. von Michael Bunnens und Erhard Piersig, Bd.6, 2003, S. 106-128. Bei jener Tagung sprach Erhard Piersig: Biographisches Gedenken zum 100. Geburtstag von Landesbischof D. Dr. Niklot Beste DD am 30. Juni 2001. Dieses Referat erschien als Sonderdruck des Jahrbuchs 2001.

kampf in Mecklenburg 1933-1945“ (Berlin, 1975).³ Er erinnerte an Professor Friedrich Brunstäd, den der Verteidiger von Gottfried Holtz im Schweriner Pastorenprozess 1934 als Gutachter benannt hatte, dessen Anhörung das Gericht jedoch abgelehnt hatte. Am härtesten betroffen war Helmuth Schreiner, der vor den Kirchenwahlen im Sommer 1933 Flugblätter entworfen hatte. Seine schon beschlossene Absetzung war im Oktober 1933 noch einmal aufgehoben worden, aber 1937 wurde er zwangspensioniert. Insgesamt kommt Beste zu dem Urteil: Professoren der Theologischen Fakultät Rostock haben sich „immer wieder zur Verfügung gestellt, wenn Gemeinden um Vorträge und Hilfe baten, vor allem aber, wenn einzelne Pastoren und schließlich der Bruderrat der Bekennenden Kirche ihren Rat einholten. Der Lehrkörper der Rostocker Theologischen Fakultät stand geschlossen zur Bekennenden Kirche“ (134).

Seit seiner Wahl zum Landesbischof 1946 setzte Niklot Beste seine Kräfte primär für den Wiederaufbau der Landeskirche ein. Daneben hatte er aber auch immer den Wiederaufbau der Theologischen Fakultät Rostock mit im Blick.⁴ Am 24.10.1945 forderte er die Landessuperintendenten auf, sie sollten „auf die Wiedereröffnung der Theologischen Fakultät hinweisen“. Er nannte die Lehrkräfte: „Altes und Neues Testament Professor D. Gottfried Quell, Systematische Theologie Pastor Dr. Plachte, Kirchengeschichte allerdings erst für das Sommersemester – Professor Dr. Dr. Leube, Breslau, Praktische Theologie Pastor Lic. Holtz“ (114). Das war ein spärliches Angebot: Holtz und Leube waren krank, Plachte wohnte nicht in Mecklenburg, von der Liste blieb tatsächlich nur Quell.

Erst 1947 wurde Konrad Weiß berufen, der für eine längere Zeit bei der Fakultät bleiben sollte. Weiß ergriff gleich die Möglichkeit für einen Kontakt zum Landesbischof und schrieb am 30. März 1947: „Hochwürdiger Herr Bischof! Für die herzliche Bewillkommung zu meinem Dienstantritt in der Rostocker Theologischen Fakultät – die leider infolge postalischer Schwierigkeiten erst sehr spät in meine Hand gelangte – danke ich ebenso herzlich wie ergeben. Es ist für mich eine große Freude und Genugtuung, zugleich mit meinem akademischen Amt das Bewusstsein erhalten zu haben, in einer Kirche Aufnahme gefunden zu haben, in der durch die Überschaubarkeit der Verhältnisse ein persönliches Wirken und persönliche Fühlungnahme möglich ist“. Der Brief endet: „Mit geziemender Hochachtung bin ich Euer Hochwürden ergebener K. Weiß“ (116). In diesem Sinne hat sich Konrad Weiß schon sehr bald bei der Landeskirche für Studenten eingesetzt. Jedenfalls schrieb der Landesbischof am 19. April 1947 an das Hilfswerk der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs (z.Hd. OKR Maercker) und beruft sich auf einen Brief von Professor Weiß, wonach „im

³ Niklot Beste: Der Kirchenkampf in Mecklenburg 1933-1945, Berlin 1975, über die Theologische Fakultät Rostock besonders S. 134-138, aber auch sonst mehrfach.

⁴ Jahrbuch 6,2001 (= Anm. 2), S. 113-118.

vergangenen Winter die Studenten die Fürsorge der Kirche besonders nötig gehabt hätten, um ohne gesundheitliche Schäden arbeiten zu können“. Weiß muss seinen Brief also zwischen dem 1. und 15. April 1947 geschrieben haben und der Landesbischof reagierte sofort.

Einen Höhepunkt in den Beziehungen bildete Bestes Ehrenpromotion, die freilich eine lange Vorgeschichte hat. Eine erste Nachricht stammt vom 17. Oktober 1947: Das Ministerium für Volksbildung in Schwerin klagt, die Fakultät habe einen Antrag auf Ehrenpromotion direkt an die Deutsche Verwaltung für Volksbildung in Berlin gerichtet. Man verweist auf ein Rundschreiben vom 3. April 47, das u.a. sagt: „Die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors (Dr. h.c.) bedarf der vorherigen Zustimmung durch die Landesregierung auf Grund eines Kabinettsbeschlusses, sowie der Bestätigung durch die Deutsche Verwaltung für Volksbildung“ (117). Die Fakultät musste sich fügen, stellt aber am 8.1.1948 deutlich ihre Rechtsauffassung heraus: „Die Theologische Fakultät hat durch einstimmigen Beschluss vom 11.9.1947 den Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Mecklenburg, Herrn Dr. phil. Niklot Beste, ehrenhalber zum Doktor der Theologie ernannt. Sie bittet, die Vollziehung dieser Promotion zu genehmigen und die Zustimmung der Zentralverwaltung für Volksbildung zu erwirken“.

Die Angelegenheit wurde daraufhin überhaupt liegen gelassen, die Fakultät und der Rektor der Universität beschwerten sich mehrfach. Im Universitätsarchiv liegt in einer Abschrift die vom 15. Juni 1948 datierte Promotionsurkunde vor: „Durch einmütigen Beschluss haben wir den Bischof der Evangelisch-lutherischen Kirche Mecklenburgs, Herrn Dr. phil. Niklot Beste, den bewährten Führer der Bekennenden Kirche in Jahren der Wirrnis und Gefahr, den kundigen Theologen im Bischofsamt, den weitblickenden Sachwalter der Gemeinschaft der lutherischen Kirchen in der Welt, ehrenhalber zum Doktor der Theologie ernannt und ihm die Würde, Titel und Rechte eines solchen verliehen. Zum Zeugnis dessen wird diese Urkunde ausgefertigt, mit dem Siegel der Fakultät versehen und unterschrieben vom Dekan. Rostock, den 15. Juni 1948. Quell.“

Das Verhältnis zwischen Landesbischof und Fakultät blieb in den nächsten Jahren offenbar ungetrübt. Das kommt u.a. auch in der Gratulation des Dekans Konrad Weiß zum 50. Geburtstag des Landesbischofs im Juni 1951 zum Ausdruck. Weiß blickt auf die Situation nach dem Ende des Krieges 1945 zurück und formuliert: „Zur gleichen Zeit, zu der Sie Ihr hohes Amt übernahmen, um die Mecklenburgische Landeskirche aus tiefer innerer und äußerer Not zu neuer Wirkungskraft zu führen, stand auch die Theologische Fakultät vor der Aufgabe ihres Neuaufbaus. Auf dem seither von Kirche und Fakultät beschrittenen Wege erfolgten ständig Begegnungen und Berührungen zwischen Ihnen und uns, die für beide Teile sowie für das gemeinsame Werk förderlich waren. Deshalb freuen wir uns heute herzlich als eine Fakultät, die wieder ein arbeitsfähiger Körper geworden ist, Sie an ihrem 50. Geburtstage zu einer Arbeitsleistung beglückwünschen

zu können, die auch die Mecklenburger Kirche hoch über den Stand hinausgeführt hat, den sie bei Ihrem Amtsantritt hatte ...“ Landesbischof Niklot Beste bedankte sich am 12. Juli 1951 und schrieb bei dieser Gelegenheit dem Dekan Konrad Weiß: „Auch mir ist es eine große Freude, dass die Landeskirche an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock eine Stätte hat, auf der die theologische Wissenschaft in Verbundenheit mit der Kirche gepflegt und künftige Generationen der mecklenburgischen Pastoren herangezogen werden. Ich freue mich der Gemeinschaft mit der Theologischen Fakultät, die für den Oberkirchenrat und für mich stets eine große Stärkung und Freude ist“ (119).

Die Berufung Heinrich Benckerts zum 1.9.1955 brachte vorübergehend eine gewisse Unruhe.⁵ Der Landesbischof hatte Bedenken gegen den als „Barthianer“ bekannten Theologen und erkundigte sich umgehend im Lutherischen Kirchenamt in Westberlin, wo man Benckert freilich positiv beurteilte. In der gemeinsamen Arbeit wurden dann auch die Bedenken weithin abgebaut. Im Juni 1961 war es die Aufgabe von Heinrich Benckert als Dekan der Theologischen Fakultät Rostock dem Landesbischof zu seinem 60. Geburtstag zu gratulieren. In seinem Geburtstagsbrief klingt es zunächst etwas umständlich theologisch grundsätzlich, „dass Kirchenleitung und Fakultät nur als Glieder am Leibe Jesu Christi Existenzberechtigung haben. Wenn wir das wissen und glauben, muss daraus ein zunehmendes Vertrauen erwachsen“.

Daraus folgert der Gratulant Benckert dann aber ganz menschliche Wünsche: „Für Ihren verantwortlichen Dienst in der großen Gemeinde und in den mannigfachen Ämtern wünschen wir Ihnen den Beistand des Heiligen Geistes, Mitarbeiter, die mit-tragen und mit-beten, und ein Haus, in dem Sie Rekreation finden; und was die Theologische Fakultät betrifft, so können wir nur ausdrücklich sagen, dass auch sie in dem gleichen Dienst stehen möchte und steht ...“ (228). Landesbischof Beste antwortete dem Dekan Benckert am 4. Juli 1961 und bringt dabei in ganz einfachen Worten seine Dankbarkeit zum Ausdruck, „dass ich mich mit den Mitgliedern der Theologischen Fakultät freundlich verbunden wissen darf und auch immer wieder Gelegenheit habe, mich mit Ihnen über wichtige Fragen, die die Kirche und die Fakultät in gleicher Weise angehen, auszutauschen“.

Von den Professoren der Theologischen Fakultät Rostock stand dem Landesbischof der Praktische Theologe Gottfried Holtz zweifellos am nächsten. Holtz hatte als junger Pastor sich für die Bekennende Kirche eingesetzt und in dem jungen Pastor Beste einen Mitstreiter schätzen gelernt. 1934 stand Holtz mit 6 anderen Pastoren der Bekennenden Kirche vor Gericht, das ihn verurteilte. Von jenen Zeiten des Kirchenkampfes her waren Beste und Holtz Duz-Freunde. Das

⁵ Heinrich Holze (Hrsg.): Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen. Festschrift für Gert Haendler zum 80. Geburtstag. Rostocker Theologische Studien 13. Münster 2004, S. 227/28.

hob ihn von allen anderen Mitgliedern der Fakultät deutlich ab. Es war für mich sicher ein sehr glücklicher Anfang im Hause Beste, dass Holtz mich bei meiner ersten Teilnahme an einem Treffen zwischen Theologischer Fakultät und Oberkirchenrat in Schwerin im Winter 1961/62 dem Landesbischof als „unseren lieben neuen Kollegen“ vorstellte. Beste erkundigte sich nach meinem speziellen Forschungsgebiet und es kam zu einem kurzen Fachgespräch.

Leider sind mir weder das Datum der Reise im Winter 1961/62 noch die Gegenstände der Beratungen in Erinnerung, aber die Atmosphäre hat sich mir als sehr harmonisch eingeprägt. Die Beratungen verliefen offen und vertrauensvoll. Zugleich war man sich einig darüber, dass von diesen Beratungen nicht viel gesprochen werden sollte. Es wurde kein Protokoll abgefasst, was freilich für den Historiker die Arbeit erschwert. Die Teilnehmer sind mir im Gedächtnis: Von kirchlicher Seite waren neben dem Landesbischof noch Oberkirchenratspräsident Dr. Müller und die Oberkirchenräte Dr. Gasse und Timm dabei, von unserer Seite waren die Kollegen Holtz, Weiß, Benckert, Bernhardt und ich angereist.

Auf sicherem Boden stehen wir dank der nächsten Quelle: Zum 65. Geburtstag von Gottfried Holtz hatte der Systematiker Heinrich Benckert 1965 eine Festschrift herausgebracht „Kirche – Theologie – Frömmigkeit“⁶. Dafür hatte Landesbischof Beste einen zentralen Beitrag geliefert. Diese Tatsache ist an sich schon bemerkenswert, da Benckerts Berufung 1955 durchaus auf Vorbehalte gestoßen war. Inzwischen hatte sich nach 9 Jahren Arbeit von Benckert an der Fakultät das Verhältnis zwischen dem lutherischen Landesbischof und dem barthianischen Professor offensichtlich entspannt. Insbesondere die Dekanszeit von Benckert 1959-61 hatte dem Landesbischof gezeigt, dass man mit Benckert sachlich gut zusammenarbeiten konnte.

Daher wird Landesbischof Beste sich auch kaum darüber gewundert haben, dass es Heinrich Benckert war, der diese Festschrift für Gottfried Holtz herausbrachte, wobei er seinen eigenen Namen als Herausgeber völlig in den Hintergrund stellte. Bestes Beitrag „Der Schweriner Prozess im Juni 1934“ betraf zudem eine Thematik, von der Beste, Holtz und Benckert gleichermaßen persönlich betroffen waren: Den Kirchenkampf hatten sie auf Seiten der Bekennenden Kirche erlebt unter vollem Einsatz der Person. Beste schildert das tapfere Auftreten von Gottfried Holtz, den das Sondergericht als den „führenden Kopf“ einer Gruppe von 7 Pastoren bezeichnet hatte. Beste bringt sowohl die Vorwürfe der Anklage wie auch die Argumente der Verteidigung. Den breitesten Raum in Bestes Beitrag nimmt die Rede ein, die Holtz zum Abschluss des Prozesses gehalten hat. Holtz wurde zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, er brauchte die Strafe aber wegen einer

⁶ Kirche – Theologie – Frömmigkeit. Festgabe für D. Gottfried Holtz. (Hrsg. v. Heinrich Benckert). Berlin 1964. Der Beitrag von Niklot Beste „Der Schweriner Prozess im Juni 1934“ auf S. 32-46.

Amnestie nicht abzusitzen. Gottfried Holtz wurde damals jedoch aus seiner Heimat Mecklenburg ausgewiesen, was ihn hart traf, obwohl er in der benachbarten Kirche Pommerns unter ganz ähnlichen Verhältnissen als Landpastor wirken konnte. Bei aller nüchternen Mitteilung von Tatsachen kommt die innere Anteilnahme von Niklot Beste in den folgenden Worten sehr deutlich zum Ausdruck: „Der Prozess bewegte viele unter den Teilnehmern. Man spürte zeitweise, dass der Verhandlungsraum durch die Ausführungen der angeklagten Pastoren zu einer Stätte wurde, in der der Heilige Geist redete“.

Aus der Zeit meines Dekanats vom 1.11.1965 bis 30.4.1968 liegen mir viele Briefe vor. Am 22.11.65 gratulierte der Landesbischof zur Übernahme des Dekanats und hofft „auf gute Zusammenarbeit, wie sie auch mit Ihren Herren Vorgängern geschehen konnte“. Das bezog sich eindeutig auch auf die Dekane Benckert und Bernhardt, gegen die es zunächst einige Vorbehalte gegeben hatte, die jedoch bei der gemeinsamen Arbeit gegenstandslos geworden waren. Kurz darauf lud mich der Landesbischof ein zu einer Begegnung am 9. März 1966 in Schwerin mit dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes Dr. Frederik Schiøtz aus Minneapolis. Zu dieser Begegnung bin ich gefahren, gerade weil ich damals vom Lutherischen Weltbund wenig wusste, denn ich kam aus der Kirche der „alt-preußischen Union“, ebenso wie auch meine Kollegen Weiß, Benckert und Bernhardt. Nur Gottfried Holtz war ein richtiger Mecklenburger und Lutheraner. Ein Dauerthema für die Beziehungen zwischen Landesbischof und Fakultät waren die Prüfungen. Die jeweiligen Regelungen in den Landeskirchen waren ein Gradmesser für die Beziehungen. In Berlin wurde ganz krass getrennt, eine Einladung an Bischof Dibelius wäre undenkbar gewesen. Die Folge war, dass die Kirche hinterher noch „Übernahmegespräche“ führte, die oft als „Nachprüfungen“ empfunden wurden und wohl auch so gemeint waren. Wir haben in Rostock Wert darauf gelegt, dass unser Landesbischof rechtzeitig eingeladen wurde und bei den Prüfungen dabei war. Gleich zu Beginn meines Dekanats war das schwierig. Ich hatte den Landesbischof im März 1966 nach seiner Terminplanung gefragt. Er teilte mit, dass er im September/ Oktober für 3 Wochen verreist sei, damit aber der Fakultät keine Schwierigkeiten machen wolle.

Das war deutlich das Angebot, die Prüfungen ohne ihn abzuhalten. Wir haben jedoch nach längerer Beratung dieses Angebot nicht angenommen. Daher teilte ich dem Landesbischof mit: „Der Rat der Fakultät hat in seiner Sitzung vom 31.3.1966 beschlossen, das 1. theologische Examen in diesem Jahr um 3 Wochen früher als sonst anzusetzen“. Wir waren uns klar darüber, dass diese Planung bei den Examenskandidaten auf wenig Gegenliebe stoßen würde. Aber es waren ja alle in gleicher Weise betroffen, sodass wir diese Entscheidung vertreten haben. Die Teilnahme des Landesbischofs an unseren Prüfungen lag im beiderseitigen Interesse: Der Bischof konnte sich ein Bild von den Kandidaten machen, die in den Dienst der Landeskirche treten wollten. Er hat sich daher auch nur für die

Prüfungen dieser Kandidaten interessiert. Für uns war es aber auch von Interesse, wie der Landesbischof unsere Arbeit beurteilte, denn diese Examina waren ja auch ein Ergebnis unserer Bemühungen. Natürlich griff der Bischof nie während der Prüfungen ein, aber bei den Gesprächen hinterher sagte er seine Meinung sowohl über die Leistung des Kandidaten wie mitunter auch über einzelne fachliche Probleme, die bei der Prüfung aufgetaucht waren. So hatte ich zu Beginn meiner Tätigkeit einem Prüfling zugestimmt, der den Mecklenburger Theologen Theodor Kliefoth kritisch beurteilt hatte. Hinterher äußerte Landesbischof Beste seine positive Ansicht über Kliefoth, was auch eine Kritik an meiner Beurteilung in jener Prüfung mit einschloss. Daraus ergab sich ein längeres Fachgespräch; aus dem ich viel über die spezielle Kirchengeschichte Mecklenburgs und ihre Vertreter gelernt habe.

Die Tradition der Begegnungen zwischen dem Oberkirchenrat und der Fakultät wurden in jenen Jahren fortgesetzt. Man war sich in der Beurteilung der Lage eigentlich immer einig. Der Landesbischof und seine Räte verstanden gut die Lage der Fakultät, die sich um ihre Existenz sorgte. Von kirchlicher Seite wurde versichert, dass man an der Erhaltung der Fakultäten großes Interesse habe. Mecklenburg wäre auch zu klein gewesen, um eine eigene Ausbildungsstätte zu unterhalten. Am Sprachenkonvikt Berlin und am Katechetischen Oberseminar Naumburg haben nur selten Theologen aus Mecklenburg studiert, auch am Lutherischen Seminar in Leipzig, das in den Räumen der Lutherischen Mission arbeitete, waren es nur wenige.

Aufschlussreich als Quelle ist eine Antwort auf eine Einladung des Landesbischofs zu einer Begegnung in Schwerin, die ich am 21.10.1966 schrieb: „Ihrer freundlichen Einladung zum 5. November werden aller Voraussicht nach 5 Kollegen unserer Fakultät Folge leisten: Die Professoren Benckert, Beyer und Weiß sowie Herr Dr. Kiesow und ich. Mit einem Alttestamentler werden wir wohl nicht kommen können, da Herr Kollege Bernhardt zum 1.11.66 nach Berlin berufen ist und das Problem seiner Nachfolge noch ungelöst ist; wir denken primär an Herrn Prof. Dr. Schunck (Greifswald), einen Schüler von Herrn Prof. Dr. Jepsen. Doch wird sich die Wiederbesetzung der alttestamentlichen Professur nicht vor dem 1. März 1967 erreichen lassen“. Diese Information zeigt, dass wir den Landesbischof auch über ganz interne Vorgänge unterrichtet haben, über die wir sonst möglichst schwiegen bis zur Klärung der Berufungsangelegenheit.

Stark betroffen war die Fakultät im Sommer 1967 von der Erkrankung unseres Kollegen Heinrich Benckert, wobei wir zunächst von einer baldigen Genesung ausgingen. Der Landesbischof nahm Anteil und schrieb am 11.09.1967: „Sehr verehrter Herr Professor! Zur Vollendung des 60. Lebensjahres spreche ich Ihnen sehr herzliche Segenswünsche aus, auch im Namen des Oberkirchenrats. Gott gebe Ihnen, dass Sie die gesundheitlichen schweren Belastungen weitgehend überwunden haben und nun wieder mit guten Kräften Ihr Amt ausüben können.

Ich habe mich gefreut zu hören, dass Sie in den letzten Monaten gute Fortschritte in der Besserung Ihrer Gesundheit haben machen können“. Es kam anders. Heinrich Benckert starb am 13. Mai 1968 an seinem Krebsleiden. Aber das Verhältnis zum Landesbischof hatte sich ganz offensichtlich entspannt. Aus dem Geburtstagsbrief vom 11.9.67 seien noch einige Sätze zitiert, die das verbesserte Verhältnis des Landesbischofs deutlich zeigen: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen für vieles danken, was ich persönlich aus Ihrer Arbeit und Ihrer Verkündigung des Wortes unseres Herrn entnehmen konnte. Aber auch für Ihre Mitarbeit in unserer Landeskirche in verantwortlichen Organen wie auch in der Landessynode danke ich Ihnen“. Es folgt ein Satz, den Benckert mit besonderer Bewegung dankbar gelesen haben dürfte: „Gott segne und erhalte uns diese uns geschenkte Verbundenheit“⁷.

Neben der Sorge um Benckerts Krankheit gab es bald eine weitere Sorge an der Fakultät: Unser Senior Konrad Weiß gehörte zur Synode der EKD, die seit dem Mauerbau vom 13.8.1961 nicht mehr gemeinsam zusammenkommen konnte.⁸ Die Synode tagte jedoch weiter, zwar räumlich getrennt in Ost- und Westberlin, aber zu derselben Stunde und mit derselben Tagesordnung. Diese Tagungen waren natürlich dem Staat ein Dorn im Auge, zumal Grußworte mit Äußerungen über den Zusammenhalt trotz der Mauer in der Westpresse zu lesen standen und über Radio und Fernsehen auch in der DDR empfangen wurden. Daher wurde die Synode im Frühjahr 1967 in Ostberlin verboten, aber der Synodalpräsident berief die nächste Sitzung nach Fürstenwalde ein, 30 km östlich von Berlin. Das hatte zur Folge, dass nun die Synodalen einzeln unter Druck gesetzt wurden.

Der Rektor der Universität, Günter Heidorn, Professor mit Lehrstuhl für die Geschichte der Arbeiterbewegung, beauftragte mich als Dekan der Theologischen Fakultät, den Kollegen Konrad Weiß von der Teilnahme an dieser Tagung abzubringen, was ich von vornherein für unmöglich hielt. Erwartungsgemäß lehnte Weiß das Ansinnen ab und fuhr zu jener EKD-Synode nach Fürstenwalde. Er hielt dort sogar eine Rede, in der er sich zum Fortbestand der EKD bekannte. Wir fürchteten, man werde Weiß aus seiner Professur entlassen. Bischof Dibelius hatte als Ratsvorsitzender der EKD einen Vertrag über die Militärseelsorge unterschrieben, die EKD wurde als „Nato-Kirche“ diffamiert, mit der nicht kooperiert werden dürfe. Auch Weiß rechnete mit seiner Entlassung und äußerte dazu: „Der Bischof wird mir dann schon noch eine Dorfkirche anvertrauen“. Wir waren froh,

⁷ Jahrbuch 6, 2001 (=Anm.2) S. 124.

⁸ Gert Haendler: Die Theologische Fakultät Rostock zwischen Mauerbau 1961 und 3. Hochschulreform 1969. In: H. Michael Niemann, Matthias Augustin, Werner H. Schmidt (Hrsg.): Nachdenken über Israel, Bibel und Theologie. Festschrift für Klaus-Dietrich Schunck zu seinem 65. Geburtstag. Frankfurt/Main 1994, S. 445-56.

dass es anders kam, Weiß konnte bei der Fakultät bleiben. Der Landesbischof hätte ihn zwar bestimmt nicht enttäuscht, doch war auch er sicher erleichtert, dass Weiß an unserer Fakultät blieb.⁹

Das Verhältnis der Fakultät zu Landesbischof Beste blieb auch zur Zeit des Dekans Ernst-Rüdiger Kiesow vom 1. Mai 1968 - 30. November 1970 unverändert gut. Dabei gab es um Kiesow bald eine unerwartete Krise. Am 22. August 1968 – ganz am Ende der Ferienzeit – nahm er an einer außerordentlichen Sitzung des Senats der Universität teil. Die Senatoren sollten eine Erklärung unterschreiben, die den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die CSSR begrüßte. Alle Senatoren unterschrieben, allein der Dekan der Theologischen Fakultät lehnte die Unterschrift ab. Kiesow rechnete damit, dass er seine Professur verlieren könne. In diesem Falle wollte er sich bei Landesbischof Beste um eine Pfarrstelle in oder möglichst nahe bei Rostock bewerben. Ähnlich wie bei Konrad Weiß 1967 war auch in seinem Falle der Landesbischof ebenso froh wie wir, dass er bleiben konnte. Kiesow blieb sogar Dekan und vertrat auch während des Universitätsjubiläums 1969 die Theologische Fakultät.¹⁰

Das Verhältnis zwischen Ernst-Rüdiger Kiesow als dem Fachvertreter der Praktischen Theologie und Landesbischof Beste war immer gut. Beide waren von Natur aus sachlich-nüchtern und zurückhaltend. Zwar kam auch Kiesow ebenso wie vorher Weiß, Benckert, Bernhardt und ich aus der Unionskirche, aber – mit Ausnahme von Benckert – waren wir keine „Barthianer“ sondern wir legten Wert darauf, gute Lutheraner zu sein, die sich auch ohne Probleme in die Vereinigte Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) und in den Lutherischen Weltbund (LWB) einordneten. Kiesow wurde vom Landesbischof sogar – etwas überraschend – als theologischer Fachberater nach Evian mitgenommen, als dort 1970 der Lutherische Weltbund tagte.

Vorher hatte es 1969 ein heikles Problem im Zusammenhang mit dem Universitätsjubiläum gegeben: Wir wollten zwei Kollegen aus Schweden zu Ehrendoktoren ernennen: Geo Widengren (Uppsala) und Gustav Wingren (Lund). Das wurde vom Staat genehmigt mit dem Zusatz, wir möchten diese Ehrung doch auch dem Präsidenten des Oberkirchenrats in Schwerin, Herrn Dr. jur. Konrad Müller, zukommen lassen.¹¹ Der Wunsch war recht ungewöhnlich, wir schätzten aber den

⁹ Ernst-Rüdiger Kiesow: Theologen in der sozialistischen Universität. Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991. Universität Rostock 2000, S. 17/18. Danach berichtet Kiesow von einer Reise, die Konrad Weiß mit Hilfe des verspätet erhaltenen Passes über Schweden nach Westdeutschland und der Schweiz unternommen hat. Weiß erzählte gefährlich offen von dieser Reise, die nach den damaligen DDR-Gesetzen völlig illegal war. Offenbar hat die Stasi doch nicht alles gehört?

¹⁰ Kiesow, a.a.O., S. 26-30.

¹¹ Kiesow, a.a.O., S. 37 f.

ruhigen Präsidenten, der bei den Begegnungen zwischen Fakultät und Oberkirchenrat immer still dabei war. Dekan Kiesow teilte den Wunsch seinen Prodekane mit: Konrad Weiß und mir. Überraschend erklärte Weiß, der Leipziger Kirchenhistoriker Franz Lau habe ihn vor Konrad Müller gewarnt, weil dieser für die Stasi arbeite. Die Folge waren drei Informationsreisen: Weiß besuchte Landesbischof Noth in Dresden, bei dem Müller lange gearbeitet hatte, ich fuhr zu Oberkirchenrat Jürgen Behm, dem Chef des EKD-Büros Ostberlin, die damals für die DDR eine „Nato-Kirche“ war, Behm kannte Müller gut. Kiesow besuchte Landesbischof Beste in Schwerin, der am meisten mit Müller zu tun hatte. Alle 3 Herren kannten das Gerücht von einer Stasitätigkeit von Konrad Müller, aber Beweise hatten sie nicht. Es gab jedoch Unterschiede: Bischof Noth hielt eine Stasitätigkeit von Müller für völlig ausgeschlossen. Behm bat mich in seine Wohnung in Alt-Glienicke, weil Gespräche in seinem Büro Auguststraße 80 überwacht werden könnten. Eine Stasitätigkeit von Müller hielt er für möglich, die jetzt empfohlene Ehrenpromotion bestärkte noch seinen Verdacht. Aber Beweise hatte auch er nicht.

Landesbischof Beste erklärte dem Dekan Kiesow, er freue sich für seinen tüchtigen Mitarbeiter, obwohl er anderen Mitarbeitern wie OKR Hermann Timm diese Ehrung mehr gewünscht hätte. Nach der Wende stellte sich heraus, dass Konrad Müller tatsächlich aktiv für die Stasi als IM Schmitt gearbeitet hat. Nach der Darstellung von Rahel Frank hatte Müller schon 1959 in Dresden Kontakte gehabt.¹² Die von ihr zitierten langen Beurteilungen der Stasi über Müller wiegen schwer. Die Stasi schätzte ihn als ehrgeizig und intrigant ein, mehrfach werden Geschenke und Vergünstigungen genannt, mit denen man ihn gekauft habe. Davon wussten wir damals natürlich nichts. Müller starb 1977, da lag unsere Ehrenpromotion 1969 lange zurück. Wir hatten jedoch den Promotionstermin für Konrad Müller deutlich vor den Termin der beiden Kollegen aus Schweden gelegt, an deren Ehrung uns eigentlich gelegen war.

Im Herbst 1970 erfuhr Dekan Kiesow, dass Landesbischof Beste nach einer Herzattacke die Absicht zum Rücktritt Anfang 1971 erklärt hatte. Kiesow schrieb dem Landesbischof am 20. Oktober 1970 einen Brief, der wohl das letzte Dokument der offiziellen Kontakte der Fakultät zu Landesbischof Niklot Beste ist: „Hochverehrter Herr Landesbischof! Mit Dankbarkeit haben wir die Einladung des Oberkirchenrats, die Sie uns bereits mündlich angekündigt hatten, erhalten. Wir, d.h. die Professoren Fritzsche, Haendler, D. Weiß und Schunck sowie der Unterzeichnete, werden noch einmal offizielle Gelegenheit erhalten, mit Ihnen als dem bisherigen Landesbischof so unmittelbar zusammenzutreffen. Es wird uns schmerzlich sein, Sie bald nicht mehr in diesem Amt zu wissen, aber die persönli-

¹² Rahel Frank: „Realer – exakter – präziser“? Die DDR Kirchenpolitik der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs von 1971-1989. 2. Aufl. Schwerin 2008, S. 138-144.

che Verbundenheit, die Sie uns immer in besonderer Freundlichkeit und Treue bekundet haben, wird bleiben, und sicherlich wird manches davon auch auf das Verhältnis zu Ihrem Nachfolger ausstrahlen ...“. Tatsächlich blieben freundliche Kontakte zum Altbischof Beste. Er wurde regelmäßig zu Veranstaltungen der Fakultät eingeladen, zu denen er auch oft kam.

Meine privaten Kontakte bis zum Lebensende 1989 habe ich skizziert in dem einleitend genannten Vortrag 2001 zu Bestes 100. Geburtstag im Schweriner Oberkirchenrat.¹³ Nur an drei Vorgänge sei hier nochmals erinnert: Zum 70. Geburtstag 1971 hatte ich ihm einen Aufsatz über den Schweriner Oberkirchenrat Ernst Haack gewidmet, den die Zeitschrift „Herbergen der Christenheit“ aus ungeklärten Gründen nicht drucken durfte. 4 Jahre später kam der Beitrag in der Zeitschrift „Standpunkt“ endlich doch noch zum Druck: Politik und Luthertum am Beispiel des Schweriner Oberkirchenrats D. Ernst Haack.¹⁴ Der Herausgeber der Zeitschrift „Standpunkt“ Günter Wirth hatte dabei freilich gekürzt. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit hatte ich von Niklot Beste Auskünfte über Haack erbeten, die er mir am 28.7.1971 gegeben hatte. Beste kritisierte Ernst Haack, der nach 1918 eine kollektive Führung der Landeskirche durch den Oberkirchenrat gefordert und das Bischofamt für eine einzelne Person abgelehnt hatte. Dazu schrieb Beste: „Haack hat dabei übersehen, dass es auch immer eine gewisse führende Persönlichkeit – sei es D. Kliefoth selbst oder Präsident Giese – gab, die dann eben die Leitung des Ganzen ausübt“.

Am 5.11.1975 hatte ich zum Erscheinen des Buches „Der Kirchenkampf in Mecklenburg“ dankbar festgestellt, „dass Sie in der Widmung des Buches Ihre besondere Verbundenheit auch zur heutigen Sektion Theologie zum Ausdruck bringen. Ich bin sicher, dass sich auch meine Kollegen über diese Freundlichkeit von Ihnen sehr freuen werden“. Dann hatte ich angeregt, dass der Altbischof auch noch eine Kirchengeschichte Mecklenburgs nach 1945 schreiben solle. Aber das lehnte er ab und schrieb: „Es sprechen sehr viele Gründe dagegen, die bei der Geschichte des Kirchenkampfes so nicht gegeben waren“. Der Hauptgrund war wohl die immer härter werdende Zensur.

Im Sommer 1981 hatte ich dem ehemaligen Landesbischof zu seinem 80. Geburtstag einen Aufsatz über die Missionsreisen des Bischofs Otto von Bamberg gewidmet, den ich in seiner Gegenwart in Güstrow 1978 im Haus der Kirche vor der Arbeitsgemeinschaft für mecklenburgische Kirchengeschichte gehalten hatte und der in der ThLZ 106 (1981) mit Widmung gedruckt worden war.¹⁵ Der Jubilar

¹³ Jahrbuch 6, 2001 (=Anm. 2), S. 126-28.

¹⁴ Standpunkt 8, 1975, S. 213-215.

¹⁵ Zur Missionsreise des Bischofs Otto von Bamberg 1128-1978. In: ThLZ 106, 1981, 305-314 mit Widmung für Landesbischof D. Dr. Niklot Beste. Wiederabdruck im Sammelband „Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200“. Göttingen 1993, S. 239-250.

bedankte sich am 18. Juli 1981 und traf in diesem späten Brief summarisch eine Feststellung, der wohl allgemeine Gültigkeit zukommt: Ich „denke gerne an manche Begegnung mit Ihnen und der Theologischen Fakultät in Rostock in meiner Amtszeit“ zurück.

Ein Problem in den Beziehungen zwischen Landesbischof und Fakultät konnte allerdings nicht erledigt werden: Der Status der jeweiligen Universitätsprediger an der Universitätskirche. Niklot Beste hatte das Problem zwar mehrfach angerührt, aber wir hatten bei diesem Stichwort Bedenken: Wir hätten dann mit dem Rektor der Universität verhandeln müssen, der als SED-Genosse gleich seine Partei fragen und dann deren Weisungen befolgen würde. Das war unkalkulierbar. Wir hatten genug Probleme mit unserer Universitätsleitung. Zudem war für uns die Hauptsache geklärt: In der Universitätskirche fanden regelmäßig akademische Gottesdienste statt, die von allen Mitgliedern der Fakultät gehalten wurden, für die Ordnung der Gottesdienste war der jeweilige Dekan zuständig.

Seit Bildung der Sektionen 1970 war diese Aufgabe in der Hand des Praktischen Theologen Ernst-Rüdiger Kiesow geblieben, der 1968-70 als Dekan zuständig gewesen war. Die beiden Sektionsdirektoren – Klaus-Dietrich Schunck und Helmut Fritzsche – waren mit dieser Lösung sehr einverstanden gewesen. Nach der Wende haben dann die Praktischen Theologen Karl-Heinrich Bieritz und Thomas Klie weiterhin die Verantwortung für die Universitätsgottesdienste getragen. Freilich gab es 1997 und 2005 jeweils eine Einführung des Universitätspredigers durch den Landesbischof Hermann Beste. Damit blieb es dem Sohn von Altbischof Niklot Beste vorbehalten, ein wichtiges Anliegen seines Vaters Jahrzehnte später doch noch in seinem Sinne zu verwirklichen.¹⁶

2. Heinrich Rathke. Landesbischof 1971-1984

Als Quelle liegen mir viele Briefe vor. Auch 2010 hat Rathke noch Fragen beantwortet. 2004 hat Rathke in seinem Aufsatz „Von der öffentlichen Verantwortung für das Evangelium von Jesus Christus Erfahrungen auf dem Weg mit der Theologischen Fakultät der Universität Rostock“ zu meinem 80. Geburtstag einen freundlichen Rückblick gegeben.¹⁷ Das Heft über die Ehrenpromotion in Rostock

¹⁶ Die Einführung von Karl-Heinrich Bieritz am 13.10.1997 fand in der Nikolaikirche statt, da die Universitätskirche restauriert wurde. Über die Einführung von Thomas Klie durch Hermann Beste am 10. April 2005 informiert das Heft Rostocker Universitätsreden, Neue Folge, 13, 2005, mit eindrucksvollen Ansprachen und Bildern.

¹⁷ Heinrich Rathke: Von der öffentlichen Verantwortung für das Evangelium von Jesus Christus – Erfahrungen auf dem Weg mit der Theologischen Fakultät der Universität Rostock. In: Heinrich Holze, a.a.O. (=Anm. 5) S. 309-320.

1999 enthält wichtige Hinweise.¹⁸ Das Buch von Rahel Frank über die DDR-Kirchenpolitik gegenüber der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs von 1971 bis 1989 bringt Material aus Quellen der DDR, insbesondere aus Stasi-Unterlagen, es berichtet anerkennend über die Bischöfe Rathke und Stier, die auf dem Umschlag des Buches im Talar abgebildet sind.¹⁹

Der 1928 in Mölln geborene Heinrich Rathke wuchs als Pastorensohn in einer mecklenburgischen Kleinstadt auf und wurde mit 15 Jahren in den Krieg geholt, dessen Ende er in englischer Gefangenschaft erlebte. 1949 machte er Abitur in Lübeck, studierte Theologie in Kiel, Tübingen, Mainz und Erlangen, wo er eine Doktorarbeit anfertigte. In Bayern trat er in den Dienst der evangelischen Landeskirche, hier lernte er auch seine Frau kennen. Obwohl ihm im Westen alle Möglichkeiten offen gestanden hätten, ging er 1954 in seine Heimat Mecklenburg zurück. Seine Frau folgte ihm ein Jahr später nach. Rathke wurde „Hilfsprediger“ in Althof, einer kleinen Dorfkirche bei Bad Doberan. 1955 übertrug man ihm die ausgedehnte Landgemeinde Warnkenhagen. 1956 hat er an der Theologischen Fakultät Rostock promoviert, sein Doktorvater war Konrad Weiß.

In Rostock wurde er 1963 der neue Pastor für die Südstadtgemeinde, die es bis dahin nicht geben konnte, weil die Südstadt nur aus Neubauten bestand und als sozialistischer Stadtteil natürlich ohne Kirche geplant war. Wir hörten mit Staunen von Rathkes Aktivität, mit der er die Menschen besuchte und in einem halblegal gemieteten Zirkuswagen kleine Gottesdienste hielt. Diesen Wagen habe ich in den 70-iger Jahren kennen gelernt, als ich dort die Examenspredigt eines Kandidaten zu hören hatte. 1964 bin ich Rathke zum ersten Mal begegnet, als ich vor dem Konfessionskundlichen Werk einen Vortrag hielt, zu dem viele Rostocker Pastoren gekommen waren. Rathke erinnert an die Zusammenarbeit mit Fakultätsangehörigen: Die Assistenten Martin Kuske und Eberhard Winkler waren im Nebenamt in der Südstadt tätig, Jens Langer war der erste Vikar im Kirchwagen, Eckhart Reinmuth wird als Saxophonspieler gerühmt, in der Jugendarbeit wurde Rathke vom Sprachlektor Dr. Peter Heidrich unterstützt. Konrad Weiß wollte Rathke als seinen Assistenten an die Fakultät holen. In der Landessynode haben sich Vertreter der Fakultät mit Rathke immer gut verstanden: Weiß, Benckert und Ernst-Rüdiger Kiesow. Ich habe als Synodaler 1967-69 mit Rathke im Hause des damaligen Schweriner Landessuperintendenten Gienke überlegt, wie die Gleich-

¹⁸ Ehrenpromotionen der Theologischen Fakultät 1999, Joachim Gauck – Dr. Heinrich Rathke. Rostocker Universitätsreden – Neue Folge, 3. Universität Rostock 1999.

¹⁹ Rahel Frank, a.a.O.(= Anm.12), S.78-116. Der Verfasserin fehlt es mitunter an Verständnis für die Bedrängnis, in der sich manche Kirchenmänner damals befunden haben: Siegfried Rossmann, Werner Schnoor, Siegfried Wahrmann, Christof Pentz, Hans-Joachim Bartsch, Günter Goldenbaum u.a. trugen hohe Verantwortung für unsere Landeskirche, nur deshalb wurden sie von Vertretern der Stasi bedrängt, sie haben sich nach ihren Möglichkeiten gewehrt.

berechtigung der Pastorinnen vorangebracht werden könnte ohne den Landesbischof Beste zu verletzen, der sie ablehnte. Rathke wurde 1970 Pastor für Volksmission in Güstrow, 1971 wählte ihn die Landessynode zum Landesbischof.

Bei seiner Einführung im Schweriner Dom predigte Rathke über den Text 2. Kor. 12,9 „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“. Bei der Feier hinterher hielt ihm Konrad Weiß als ehemaliger Doktorvater eine bewegende Laudatio, in der er die Arbeitskraft des neuen Landesbischofs hervorhob, der neben seinem großen Landpfarramt seine Dissertation abgeschlossen und die Doktorprüfung bestanden habe. Damals habe ich Heinrich Rathke eine kleine Arbeit geschickt über seinen Predigttext „2. Kor. 12, 9-10 in der Zeit der Völkerwanderung“. Darin hatte ich die Auslegung des Textes bei Ambrosius, Hieronymus, Orosius, Augustin und Salvian beschrieben in der Festschrift für Gottfried Holtz „Kirche – Theologie – Frömmigkeit“ (1965).²⁰ Holtz stand Heinrich Rathke nahe und war ein Beispiel dafür, wie ein Mensch nach viel Krankheit körperlich schwach war und trotzdem. (oder gerade deswegen) anderen Menschen helfen konnte.

Mir liegt mein Brief vom 7. April 1971 vor, der die Zusendung des genannten Aufsatzes begleitet und mit folgenden Worten beginnt: „Sehr verehrter Herr Landesbischof! Es ist mir eine ausgesprochene Freude, Sie als unseren neuen Landesbischof zur nächsten Veranstaltung des Konfessionskundlichen Werkes (Evangelischer Bund) einladen zu können. Der Referent Prof. Dr. Winkler ist Ihnen nicht unbekannt und wird mit ein Grund dafür sein, dass Sie sich am 5. Mai 1971 zu uns nach Rostock hingezogen fühlen. Hoffentlich stehen nicht andere Amtsverpflichtungen im Wege ... Mit recht guten Wünschen bin ich Ihr sehr ergebener ...“. Erwartungsgemäß blieb Heinrich Rathke in seiner umgehenden Antwort vom 13. April 1971 bei der seit jeher zwischen uns üblichen Anrede: „Lieber Bruder Haendler! Für Ihre Einladung zur Tagung des Konfessionskundlichen Werkes am 5. Mai 1971 danke ich Ihnen. Da ich in diesen ersten Wochen und Monaten sehr in Anspruch genommen bin, werden Sie wohl verstehen, dass ich nicht die ganze Zeit dabei sein kann. Ich werde aber am 5. Mai um 9 Uhr in Rostock zu Ihnen kommen und auf jeden Fall noch den Bericht von Professor Dr. Winkler mir anhören. Für Ihre Wünsche danke ich Ihnen, besonders für Ihre beigelegte Schrift. Sie interessiert mich nicht nur wegen des Predigtmotivs, sondern auch wegen der Kirchenväter, mit denen ich mich ja immer besonders befasst habe. Sehr herzlich grüßt Sie Ihr Heinrich Rathke.“

Im Konfessionskundlichen Arbeits- und Forschungswerk bin ich beiden Bischöfen oft begegnet. Kurz nach meiner Berufung war ich zur Mitarbeit eingeladen und am 16.10.1969 als Nachfolger von Landesuperintendent Dr. Steinbrecher (Wismar) zum Landesleiter gewählt worden. Wir haben möglichst zwei-

²⁰ In Festgabe für Gottfried Holtz (= Anm. 6), S. 88-93.

mal im Jahr zu Vorträgen in die Rostocker Petrikirche eingeladen. 1978 wurde Propst Hans de Boor mein Nachfolger. Er legte 1999 einen Bericht über das Konfessionskundliche Arbeits- und Forschungswerk in Mecklenburg vor, der jetzt eine wichtige Quelle ist. Wir wollten u.a. Kollegen von den kirchlichen Ausbildungsstätten nach Rostock einladen, die wir von der Fakultät aus kaum einladen konnten. Wir haben aber auch Spezialisten vom Konfessionskundlichen Werk aus Berlin bzw. Potsdam eingeladen sowie einige Kollegen von Fakultäten.²¹

Besonders genannt sei ein Vortrag am 3.11.1971 von Superintendent Dr. Bieritz, Barth, zum Thema: „Der neue römische Gottesdienst – Entwicklungen, Hintergründe und Ausblicke“. Niemand ahnte, dass Bieritz 20-25 Jahre später Professor und Universitätsprediger an der Rostocker Fakultät sein werde. Auf großes Interesse stieß der neu nach Rostock berufene Hans-Friedrich Weiß, der am 3.11.1976 mit dem Thema „Das Amt im Neuen Testament nach katholischer und evangelischer Auslegung“ einen Nerv der konfessionellen Debatte berührte. Der amtierende Landesbischof und sein Vorgänger waren gekommen, um den neuen Professor in Rostock zu hören. Eine große Zuhörerschaft hatte auch am 17.10.77 der Neutestamentler Traugott Holtz von der Theologischen Fakultät Halle mit seinem Thema „Katholisch-evangelische Zusammenarbeit bei der Erforschung des Neuen Testaments“, an der er selbst aktiv beteiligt war.

Eine engere Bindung zu Landesbischof Heinrich Rathke gab es für die Jahre 1977 bis 1982 dadurch, dass in der Geschäftsverteilung des Oberkirchenrats der Landesbischof die Verantwortung für die Arbeit des Konfessionskundlichen Werkes übernahm. Bei meinem Eintritt in die Arbeitsleitung war noch OKR Dr. Gasse zuständig gewesen, für 1971-77 war ihm OKR Sibrand Siegert gefolgt. Beide kamen manchmal zu Sitzungen unserer Arbeitsleitung und gaben uns nützliche Ratschläge. Wir waren ja kein Verein wie der alte Evangelische Bund, wir waren ein Werk der Kirche und bekamen eine halbe Sonntagskollekte nach dem Kollektenplan. Wir legten Wert auf diese Anbindung, auch wenn die Sum-

²¹ Joachim Rogge, damals Dozent am Sprachenkonvikt Berlin, später Bischof in Görlitz und Professor in Berlin, war am 23.9.1970 unser Gast. Ulrich Kühn, damals Dozent am Lutherischen Seminar in Leipzig, später Professor in Wien und Leipzig, sprach am 7.11.1973 über Thomas von Aquin und die evangelische Theologie. Martin Seils, damals Dozent am Katechetischen Oberseminar Naumburg, später Professor in Jena, äußerte sich am 4.10.78 über „Die Confessio Augustana und die Einheit der Kirche“. Von der Konfessionskundlichen Zentrale in Potsdam sprachen am 20.9.1972 Reinhold Gallinat über „Die Lage der katholischen Kirche in der DDR“ sowie Hubert Kirchner am 8.10.1975 über „Die gemeinsame Trauung konfessionsverschiedener Ehepaare“. Die äußeren Bedingungen für die Vortragenden waren bescheiden: Wir boten unseren Gästen eine Übernachtung mit Frühstück, meistens im Altersheim Maria-Martha-Haus – sowie ein gemeinsames Mittagessen. Die Kosten der Bahnfahrt 2. Klasse wurden erstattet, ein Honorar gab es nicht.

men nur gering waren. 1978 habe ich den Vorsitz in der Arbeitsleitung an den damaligen Propst Hans de Boor weitergegeben. Zweimal im Jahr kamen die 8 Vorsitzenden der Landesgruppen in Berlin zusammen. Immer wieder wurde dabei über Details einer Ordnung verhandelt, die mir nicht so dringlich erschien. Kirchenjuristen aus Schwerin erschwerten noch die Arbeit. Dabei wussten wir doch sowieso, wie wir unsere konfessionskundliche Arbeit zu machen hatten. Mein Amtsvorgänger, der Wismarer Landessuperintendent Dr. Steinbrecher, hatte schon vor mir kritisch gesagt, wir benötigten keine neue Ordnung, – die konfessionskundliche Arbeit sei unsere Aufgabe. Propst de Boor hat unsere Arbeit in bewährter Weise fortgesetzt und außerdem auch die neue Ordnung für das Konfessionskundliche Werk mit erarbeitet.

Für mich ergaben sich andere Aufgaben: Häufig war ich in Berlin bei der Evangelischen Verlagsanstalt zu Beratungen, für welche westlichen Bücher ein Nachdruck in der DDR beantragt werden sollte. Das war deprimierend, denn unsere Wünsche wurden selten erfüllt. Der Gedanke drängte sich mir auf, dass wir in der DDR Lehrbücher für unsere Studenten schreiben sollten. Die Praktischen Theologen saßen auch bei solcher Arbeit. In Joachim Rogge, damals Dozent am Sprachenkonvikt Berlin, fand ich einen Mitherausgeber für die Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“. Der Cheflektor der EVA Siegfried Bräuer war Kirchenhistoriker und unterstützte uns. Meine Aufgabe war es, Autoren für die 12 Bände bis zum Hohen Mittelalter zu gewinnen und vor allem selbst Bände für diese Reihe zu schreiben: 1978 legte ich den ersten Band der neuen Reihe vor, 1980 folgte der zweite und 1985 der dritte Band.²²

Eine intensive Zusammenarbeit mit Landesbischof Rathke entstand im Prüfungsausschuss zum Zweiten Theologischen Examen, dem ich 1972-1984 angehörte. Wir waren außer dem Landesbischof fünf Prüfer, von denen drei schon vorher dazu gehört hatten: Landessuperintendent Lippold (Malchin) für das Alte Testament war der älteste in der Runde. Der damals in Leipzig lehrende Dozent Joachim Wiebering prüfte die Systematische Theologie, ihn kannte ich noch als Assistenten von Heinrich Benckert in Rostock. Der Wismarer Landessuperintendent Christof Pentz war für die Katechetik zuständig. Neu dazu kam Predigerseminardirektor Uwe Schnell, bei dessen Promotion ich als Zweitgutachter mitgewirkt hatte; er prüfte als Nachfolger von Konrad Weiß Neues Testament, ich prüfte Kirchengeschichte.

²² Als ersten Band der neuen Reihe KGE legte ich 1978 Band I/3 vor „Von Tertullian bis zu Ambrosius“ (4. Aufl. 1992). 1980 folgte „Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung“, Band I/5, 4. Aufl. 1992. 1985 kam Band I/7 heraus „Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger“ (2. Aufl. 1992). Zur Wende 1989/90 lagen 13 von 30 geplanten Bänden vor. Band I/9 war 1989 im Entwurf fertig „Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII“. Er erschien aber erst 1994 und bekam 2007 eine 2. Auflage.

Der Landesbischof selbst prüfte nur selten, meistens saß er als Prüfungsvorsitzender dabei – manchmal mit Akten beschäftigt. Aber nach der Prüfung äußerte er ein fundiertes Urteil, offenbar hatte er trotz des Studiums anderer Akten doch sehr genau zugehört. Am Morgen des ersten Prüfungstages, an dem ich mitwirken sollte, stand ich auch mit einiger Spannung als Neuling in der Runde der Prüfenden. Da drückte mir Heinrich Rathke eine Biblia Hebraica in die Hand mit den Worten „Ich denke, Sie prüfen jetzt erst mal Altes Testament“. Ich war ziemlich erschrocken, aber Rathke lachte: „War ja nur ein kleiner Scherz“. Sehr harmonisch gestalteten sich stets die Abendessen im Hause Rathke, die dort nach dem ersten Prüfungstag stattfanden. Frau Rathke erwies sich nicht nur als exzellente Hausfrau, sondern strahlte als die einzige Dame in unserer Männerrunde einen lebenswürdigen Charme aus. Der Kreis änderte sich, da Lippold aus Altersgründen ausschied, für ihn prüfte der Warener Propst Hans de Boor Altes Testament. Neben den angenehmen Tagen der gemeinsamen Prüfung im herbstlichen Schwerin stand die lästige Routinearbeit mit den Klausuren. Freude hatte ich daran, Examenspredigten zu hören. Gerne denke ich an Fahrten zu früher Morgenstunde an sommerlichen Sonntagen in freundliche Dorfgemeinden, die ihrem Kandidaten ganz offenkundig die Daumen hielten.

Die Gespräche, in denen die Noten bestimmt und die Eignung des Prüflings für das Pfarramt festgestellt werden sollte, waren aber oft langwierig, weil wir alle die mehrfache Verantwortung spürten: Konnte man einen Prüfling noch durchfallen lassen, nachdem er Jahre lang studiert hatte? Zudem brauchte die Landeskirche neue Pastoren. Aber wir fragten auch: War einem jungen Menschen geholfen, wenn man ihn in ein Amt schickte, für das er nicht geeignet war? Konnte man es einer Gemeinde zumuten, so einen Pastor anzunehmen? War in Grenzfällen zu erwarten, dass ein junger Pastor noch in sein Amt hineinwachsen werde? Wir haben es uns nicht leicht gemacht, gerade der Landesbischof stand in der Verantwortung und fragte intensiv nach unserer Meinung. Die Mehrzahl der Kandidaten kannte ich schon vom Studium in Rostock her, so dass meiner Meinung in manchen Fällen besondere Bedeutung zukam, was ich dann als recht bedrückend empfand. Umso mehr verstand ich die schwere Verantwortung des Landesbischofs in solchen Personalfragen.

Rathke ging jedoch sowieso eigene Wege, um dem Pastorenmangel abzuweichen. Er setzte sich energisch für die Gleichberechtigung der Frauen im kirchlichen Dienst ein. Man macht sich heute kaum noch klar, mit welchen Argumenten dieser Entwicklung damals widersprochen worden war. Vor allem sollten Frauen nicht das Abendmahl spenden. Die Lage war festgefahren, weil Bischof Niklot Beste hier eine klar ablehnende Meinung hatte. Unter Rathke wurde das anders. Rathke gab darüber hinaus aber auch tüchtigen Katecheten und Diakonen die Möglichkeit, sich zu Pastoren zu qualifizieren, die sich dann zumeist auch gut bewährt haben.

Die offiziellen Begegnungen zwischen Landesbischof und Vertretern des Oberkirchenrats mit den Rostocker Professoren der Theologie liefen weiter. Sie sind mir aber wenig in Erinnerung. Ende 1970 war die Fakultät in eine Sektion umgewandelt worden, die weniger selbständig war und dafür viel stärker „von Oben“ geleitet wurde. Die Sektionsdirektoren waren nicht mehr an Beschlüsse der Fakultät gebunden, sie sollten ähnlich wie die Klinikdirektoren möglichst lange amtieren. Ich habe mich seitdem in der Rostocker Fakultät etwas zurückgenommen, da ich der Leitung nicht mehr angehörte.

Nach der Emeritierung von Konrad Weiß 1972 war ich der Senior der aktiven Kollegen und wurde als solcher auch respektiert, manchmal allerdings auch ziemlich deutlich zum alten Eisen gerechnet. Ich habe beide Sektionsdirektoren nach ihren Erinnerungen gefragt. Der erste Sektionsdirektor Klaus-Dietrich Schunck teilte mir auf meine Frage am 31.08.2010 mit, dass in den Jahren 1972, 1974 und 1976 Treffen in Schwerin stattgefunden hätten, während 1973 und 1975 die Begegnungen in Rostock waren. Er hatte außerdem noch weitere Begegnungen mit Bischof Rathke. Pauschal urteilt er, „dass die Begegnungen zwischen den Ordinarien der Fakultät und dem Landesbischof immer von Offenheit und gegenseitigem Vertrauen und dem Bemühen um die bestmögliche Ausbildung und Förderung des Nachwuchses der Kirche getragen war. Dabei zeigte Landesbischof Rathke immer großes Verständnis für die oft nicht einfache Situation der Studierenden und des Lehrkörpers der Sektion als Angehörige der Universität“. In seinem Brief erinnert sich Klaus Dietrich Schunck noch an ein Ereignis, das sich auch mir eingeprägt hatte. 1977 (oder 1978?) wurde Herr Wendelborn a. o. Professor. Daraufhin verabredeten wir alten Professoren, dass nur die drei Herren der Sektionsleitung nach Schwerin fahren sollten. Schunck schrieb mir: Wir Beide haben „zu der Zeit, als Herr Fritzsche Sektionsdirektor war und Wendelborn zum a. o. Professor aufgestiegen war, auf eine Teilnahme an der Begegnung mit dem Bischof und dem Oberkirchenrat verzichtet, um Wendelborn mit der Begründung von der Begegnung fernzuhalten, dass es sich nur um ein Treffen der Sektionsleitung (zu der damals außer Fritzsche noch Weiß und Kiesow gehörten) mit dem Oberkirchenrat handele“. Damals hat Landesbischof Rathke mich kurz danach noch überraschend besucht und mir eine Rose gebracht zum Trost, weil ich als Senior der Fakultät bei dem letzten Treffen in Schwerin nicht mit dabei sein dürfen! Später war ich freilich als Mitglied der Prüfungskommission wieder bei diesen Gesprächen.

Den im Vorgang erwähnten Herrn Wendelborn hatte ich bei meiner Berufung nach Rostock zum 1. September 1961 als Assistenten vorgefunden. Man hatte mich gewarnt, ich habe ein normales Verhältnis angestrebt. Nach der Wende bekam ich sieben Ordner voller Stasiakten in die Wohnung geliefert: Schon am 12.08.1959 hatte sich Wendelborn zur Mitarbeit bei der Stasi verpflichtet. Seine Berichte unter dem Namen „Heinz Graf“ übertrafen die schlimmsten Befürch-

tungen. In jedem Monat gab es eine Begegnung des „IM Heinz Graf“ mit einem Stasi-Offizier – und das von 1959 bis 1989, also über 30 Jahre hindurch! Nach diesen Berichten hat sich der IM Heinz Graf als ein energischer und erfolgreicher „Aufklärer“ für den Arbeiter-und Bauern-Staat eingesetzt.

Selbst als ein so freundlicher Kollege wie Hans-Friedrich Weiß ihm ein westliches Buch auslieh, hat „Heinz Graf“ ihn hinterher verpetzt. Ohne befragt worden zu sein, berichtete Heinz Graf am 21. Januar 1984 über solche Buchausleihe von Weiß.²³ Aber auch über Helmut Fritzsche hat Wendelborn immer wieder in einer Weise berichtet, die seinem CDU-Parteifreund schaden sollte. Nach Lage der Akten kann man sagen, dass Herr Wendelborn über uns möglichst negativ informierte. Er erhielt Geschenke, Orden und Geldprämien. Das wussten wir damals natürlich nicht, wir befürchteten es jedoch. Daher war es durchaus begründet, ihn von den internen Begegnungen mit der Kirchenleitung fernzuhalten. Freilich hielten wir es alle kaum für möglich, dass auch der freundlich-stille Präsident des Schweriner Oberkirchenrats Dr. Konrad Müller aktiv für die Stasi arbeitete. Die beiden Direktoren der Sektion Theologie sind auch immer wieder von unwillkommenen Stasi-Besuchern bedrängt worden, eine Tatsache, die ebenfalls erst nach der Wende bekannt wurde.

Trotzdem gingen die Begegnungen mit dem Landesbischof und dem Oberkirchenrat kontinuierlich weiter auch in den Jahren 1977-91, als Helmut Fritzsche Sektionsdirektor war. Ein Bericht vom 21. Juni 1981 in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung trägt die Überschrift „Eine wichtige Ausbildungsstätte für Pastoren – Die Sektion Theologie in Rostock“. Darin liest man: „Eine Begegnung zwischen Mitgliedern der Mecklenburgischen Kirchenleitung und Mitgliedern der Leitung der Sektion Theologie der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock fand am 5. Juni in Schwerin statt. Seitens der Universität nahmen Professor Fritzsche; der Leiter der Sektion Theologie, die Professoren Kiesow und Weiß, die der Mecklenburgischen Landessynode angehören, sowie Professor Haendler, der Mitglied der Prüfungsbehörde für das zweite Theologische Examen ist, an dem Gespräch

²³ Kiesow a.a.O. (= Anm. 9), S. 98 f. sowie Einzelheiten aus den von mir durchgesehenen Stasi-Akten S. 101-108. Über Hans-Friedrich Weiß meldet Heinz Graf am 21.1.84: „Ich bedenke auch, dass er über sehr viele Westbeziehungen verfügt. Wenn man ihn nach irgendeinem neuen wichtigen Buch der neutestamentlichen Wissenschaft befragt, so holt er es immer aus dem Nebenraum hervor. Er muss also fast alles oder gerade alles Wichtige sofort von dort beziehen“. Danach wird die Denunziation noch durch Vermutungen erweitert: „Herr Weiß ist zu klug, als dass er direkte Feindarbeit betreibt. Ich halte es aber sehr wohl für möglich, dass er nicht so harmlos ist in politischer Hinsicht, wie er sich nach außen gibt. Wenn man auf politische Dinge zu reden kommt, so hüllt er sich in vollständiges Schweigen“ (S. 106). Bei Herrn Fritzsche hält es Heinz Graf am 13.08.1969 für möglich, dass er bei seiner positiven Beurteilung einiger Studenten „in bewusster Täuschung“ gehandelt habe; er fordert, dass man „mit ihm eine Aussprache führen solle“ (S. 105).

teil“. Die Kirchenleitung wurde bei dem Gespräch durch Landesbischof Dr. Rathke sowie die Oberkirchenräte Siegert und Schulz vertreten. Man beriet über die „Zusammenarbeit im Hinblick auf die Auswahl der Studenten und ihre Einführung zum Pfarramt. Dabei wurde vor allem auch über das Gemeindepraktikum während des Studiums gesprochen. Nach wie vor werden die meisten Theologen, die als Pastoren in den Dienst der mecklenburgischen Landeskirche treten, an der Rostocker Universität ausgebildet.“ Zuletzt lud der Sektionsdirektor zu einem „Güstrower Kolloquium“ im Spätherbst 1981 ein.²⁴

Die Güstrower Gespräche wurden ein Erfolg. Nach Helmut Fritzsche wuchs die Teilnehmerzahl kontinuierlich, sie wurden später durch ähnliche Veranstaltungen in Debrecen noch ergänzt.²⁵ Noch 2009 hat Fritzsche an diese Kolloquien erinnert.²⁶ Ernst-Rüdiger Kiesow, der Pläne des Sektionsdirektors Fritzsche oft kritisierte, meinte anerkennend, dass die Kolloquien „DDR-weite Beachtung fanden, weil sie anderswo kaum stattfinden konnten“. Er hielt es für denkbar, dass die Kolloquien mitgewirkt haben könnten „für die geistige Vorbereitung der friedlichen Revolution in Ostdeutschland und für das allmählich auch wiedervereinte Europa“²⁷. Doktoranden von Helmut Fritzsche erinnern sich ebenfalls gerne an die Güstrower Gespräche: Ludwig Seyfarth, Matthias Siegert und Michael Körner. Stasi-Informant „Heinz Graf“ hatte ausführlich gewarnt.²⁸

²⁴ Nach jenem Bericht der MKZ sollte es in jenen Gesprächen „um Fragen des Christentums und Grundfragen des Menschen“ gehen. Es sollten „Naturwissenschaftler und Philosophen beteiligt sein. Der Sektionsdirektor lud die Landeskirche ein, sich durch eigene Vertreter an dem Kolloquium zu beteiligen“.

²⁵ Helmut Fritzsche teilte am 30.10.2010 Fakten mit: Bis 1989 gab es 5 Tagungen, deren Teilnehmerzahl stieg von 25 im Jahre 1981 auf 60 im Jahre 1989 an. Parallel zu dieser Dialogreihe veranstaltete Fritzsche 1984-1989 zusammen mit Professor Kocsis, Debrecen, die „Internationale Konferenz der systematischen Theologen der sozialistischen Länder Europas“. Die Tagungen fanden in Räumen der Kirche statt: Debrecen, Güstrow und zuletzt 1989 in Bad Saarow, wo der Bund Evangelischer Kirchen in der DDR der Gastgeber war (mit offiziellem Empfang und Begrüßung durch Manfred Stolpe).

²⁶ Dazu Fritzsches Artikel „Theologie braucht Philosophie“ In: Hans-Christoph Rauh – Hans-Martin Gerlach (Hrsg.): *Ausgänge. Zur DDR-Philosophie in den 70er und 80er Jahren*. 2009, S. 471-489.

²⁷ Kiesow, a.a.O. (Anm. 9), S. 58 nennt Themen: Christliches Menschenbild und biologische Evolution; Christliche Ethik im Kontext biologischer Verhaltensforschung; Probleme der Persönlichkeit in gesellschaftswissenschaftlicher und theologischer Sicht; Mensch und Tod in theologischer, philosophischer und humanwissenschaftlicher Sicht sowie ein Kolloquium mit Pädagogen über Friedenserziehung.

²⁸ Heinz Graf (Wendelborn) berichtete am 9. Juni 1987: „Man darf sich nur nicht täuschen. Dieser Dialog ist ja bewusst anders aufgebaut als die linken Organe ihre marxistisch-christliche Zusammenarbeit konzipiert haben“. Zitiert bei Kiesow, a.a.O. (Anm. 9), S. 105. In jenem 15

Engere Kontakte gab es nochmal am Ende von Rathkes Amtszeit als Landesbischof: Zum 500. Geburtstag Martin Luthers sollte ich eine Reihe von Vorlesungen organisieren. Das Lutherjahr 1983 eröffnete für uns überraschend einen Freiraum, den es zu nutzen galt. An der Vorlesungsreihe wirkten auch auswärtige Kollegen mit: Aus Tübingen kam Walter Jens, der mit dem Thema „Die Sprache Luthers“ die Aula füllte. Aus dem Norden kamen die Kirchenhistoriker Ingun Montgomery (Uppsala) und Eino Murtorinne (Helsinki). Am 10. November 1983, an Luthers 500. Geburtstag, hielt Heinrich Rathke den Festgottesdienst in der Universitätskirche und am 8.12.1983 noch eine Gastvorlesung „Luthers Auffassung von der Seelsorge in der Gemeinde“. Freilich standen die Feiern zum Lutherjahr in Spannung zu einer verdeckten Feindschaft: Theologiestudenten wurden von der Stasi angesprochen und zu „Aussprachen“ bestellt. In ihrer Bedrängnis gingen sie dann oft zu Vertrauenspersonen wie Heinrich Rathke, der bei der Stasi anrief, – woraufhin man die Sache sofort fallen ließ. Auch die Aktion 1982 gegen den Aufnäher „Frieden schaffen ohne Waffen“ liegt zeitlich nur kurz vor den Feiern zum Lutherjahr!

Der letzte Artikel in meiner aktiven Dienstzeit erschien in der Theologischen Literaturzeitung 114 (1989) „Zur Arbeit an altlateinischen Bibelübersetzungen“²⁹. Der Artikel war Gottfried Holtz zum 90. und Heinrich Rathke zum 60. Geburtstag gewidmet. In der Rezension zog ich zuletzt Linien zu beiden Jubilaren, die mehrfach Problemen der Bibelübersetzung begegnet waren. Gottfried Holtz äußerte Sorge, dass in der Revision der Lutherbibel 1975 das griechische Wort „psychä“ nicht mehr mit dem deutschen Wort Seele wiedergegeben wurde. Der Kornbauer sagt in seiner Selbstanrede in Luk 12,9 nicht mehr „Liebe Seele“, sondern „mein Lieber“. Auch Heinrich Rathke hatte mit dieser Thematik zu tun gehabt: Jahrzehnte lang hatten Christen aus einer alten Lutherbibel Trost gefunden in dem Psalmvers „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“. Diesen Menschen musste er erklären, warum die Revision 1975 änderte „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe?“. Rathke betonte: Das ist nicht Resignation. Wir erwarten unsere Hilfe nicht von irgendwelchen Bergen. Entscheidend ist der folgende Psalmvers: „Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat“ (Ps.121, 2).

Rathke dankte in einem Brief vom 25.02.1989: „Es ist schade, dass man sich jetzt so selten sieht. Ich habe mich immer auf die Begegnungen mit Ihnen gefreut. Dass Sie nun einen Artikel in der Theologischen Literaturzeitung neben Gottfried

Seiten langen Bericht vom 9. Juni 1987 denunziert der „IM Heinz Graf“ auch eine von Helmut Fritzsche eingeladene Gruppe des Hessischen Instituts für Friedens- und Konfliktforschung, die „offensichtlich mit gewissen Gedanken der Unterwanderung unserer Ordnung eingereist“ sei (ebenda, S.103).

²⁹ Gert Haendler in ThLZ 114, 1989, S. 1-12.

Holtz auch mir widmen, rührt mich. Es kommt mir eigentlich nicht zu, mit Gottfried Holtz in einem Atemzug genannt zu werden“. Er geht auf Einzelheiten ein: In der neuesten Revision ist man bei Luk. 12, 19 zurückgekehrt zu ‚Liebe Seele‘. Vor allem aber bleibt die Aufgabe: „Keine Übersetzung wird uns davon dispensieren können, das Wort in unser Leben und die heutige Zeit hineinklingen zu lassen“. Rathke schrieb zu meinem 65. Geburtstag und zur Emeritierung 1989 von einer Reise nach Riga: „Viele gute Erinnerungen werden wach, wenn ich Ihnen schreibe. Da waren die Begegnungen in Rostock an der Sektion, die gemeinsamen Jahre in der Landessynode und unsere Bemühungen mit den Kandidaten bei den theologischen Prüfungen und die damit verbundenen Stunden persönlichen, fröhlichen Miteinanders. Haben Sie Dank! Lassen Sie sich grüßen, mit dem Wort, das gestern als Losung am Anfang dieser Reise stand und am Sonntag unser Predigttext war: ‚Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten ... ich will dich nicht verlassen, bis ich alles tue, was ich dir zugesagt habe (1 .Mo. 25, 15)‘“. Rathke legte einen Praxisbericht bei, den er im Herbst 1988 der Sektion Theologie Jena vorgetragen hatte: „Vorläufige, offene, brüderliche Gemeinde. Erfahrungen und Richtpunkte aus 3 Jahrzehnten in unterschiedlichen Gemeindesituationen“. In seinem Brief schrieb er dazu: „Ich lege Ihnen persönlich zugedacht die Ablichtung eines Vortrages bei, den ich im vergangenen Herbst bei der Theologischen Woche der Sektion Theologie in Jena gehalten habe. Darin werden Sie etwas von meinem Wirken und mir selbst wiederentdecken und damit von dem, was uns verbindet“. Tatsächlich nahm ich in mehreren meiner Arbeiten für Minderheiten Partei: 1961 stellte ich in dem Heft „Wulfila und Ambrosius“ zwei Bischöfe des späteren 4. Jahrhunderts gegenüber und zog den verfolgten Gotenbischof Wulfila dem politisch mächtigen Hofbischof Ambrosius vor. Die Arbeit endete mit dem Satz: „Wenn wir als evangelische Christen in der Kirche nicht primär eine Organisation sehen, die zu Macht und Einfluss gelangen soll, sondern primär den Ort, an dem das Evangelium verkündet wird und in dem sich Menschen um die Nachfolge Jesu bemühen, dann werden wir in Wulfila eher als in Ambrosius einen Weggenossen sehen können“.

Meine Rostocker Antrittsvorlesung am 30.5.1962 „Die Trennung der abendländischen Kirchen vom römischen Staat im Zeitalter der Völkerwanderung“ zeigte, wie bedrängte Kirchen in der schweren Zeit der Völkerwanderung ihren Glauben bewahrten. 1980 stellte ich die Vorgänge ausführlicher dar als Lehrbuch „Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung“, in dem ich u.a. Augustin aktuell zitierte.³⁰ Auch das 1978 gedruckte Heft „Amt und Gemeinde bei

³⁰ Aus Augustins „Gottesstaat“ (Buch 18,5) hatte ich zitiert: „So schreitet die Kirche auf ihrer Pilgerschaft fort zwischen Verfolgungen seitens dieser Welt und Tröstungen seitens Gottes. Und das war immer so auf dieser Welt in diesen bösen Tagen, nicht erst seit der leiblichen Gegenwart Christi und seiner Apostel, sondern schon von Abel an, den als ersten Gerechten

Luther im Kontext der Kirchengeschichte“ hat Rathke nahe gestanden: Luther hat zuweilen nachdrücklich die Verantwortung der Gemeinde betont, die in Notfällen auch einen Geistlichen absetzen kann und soll.³¹

Rathke hat 2004 aus meiner Rede zum Jubiläum „550 Jahre Theologie an der Universität Rostock“ (1982) eine Passage zitiert, deren wichtigste Sätze lauteten: „Die Theologische Fakultät wurde vor 550 Jahren erst mit 13 Jahren Verspätung zugelassen, weil der damalige Papst die kritische Rolle der Theologie fürchtete. Rund hundert Jahre danach hat der Universitätstheologe Martin Luther in noch stärkerem Maße Päpste und andere Menschen seiner Zeit beunruhigt. Über diese Verbindungslinie können wir als protestantische Theologen inneren Anteil nehmen an den damaligen Vorgängen. Protestantische Theologie ist kritische Theologie“³².

In seinem Bericht 1988 in Jena hatte Rathke u.a. gesagt: „Man spricht gern von Schlüsselgeschichten und Schlüsselerlebnissen. Für mich wurde das Synodale an der Kirche so besonders aufschlussreich: Immer neu an dem Bericht Lukas 24 von den zwei Männern, die miteinander fragend und zweifelnd unterwegs sind.“ Rathke erinnert aber an ein Erlebnis: In den späten fünfziger Jahren hatte er als Landpfarrer eine der damaligen Einladungen mitgemacht. Den versammelten Pastoren des Kreises Teterow sagte der für Kirchenfragen zuständige Genosse der SED: „Wir werden das Bewusstsein der Menschen so ändern, dass in 15 bis 20 Jahren keiner mehr nach der Kirche fragt“. Mehr als 20 Jahre danach erinnert Rathke als Landesbischof den Staatssekretär für Kirchenfragen Seigewasser an diese Voraussage und fragt nach seiner Ansicht. Der Staatssekretär antwortete: „Wir schätzen ein, dass wir noch 400 Jahre mit der Kirche (im Sozialismus) zu rechnen haben“.

sein gottloser Bruder erschlug. Und so wird es bleiben bis zum Ende der Welt“ (S. 80). Wenige Zeilen danach wird es noch aktueller: Augustin ruft auf zur Fürbitte für die heidnische Obrigkeit unter Berufung „auf die Stelle 2.Tim 2,2, die auch in unseren Agenden im Fürbittgebet steht: Der Apostel hat die Kirchen ermahnt, für die Könige und Hoheiten Babylons zu beten mit der Bemerkung ‚damit auch wir ein stilles und geruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit‘“ (a.a.O. S. 80 aus Buch 19,26). Der von der Zensur eingesetzte Kontrolleur soll ein junger marxistischer Historiker gewesen sein, dem die Aktualität dieser Augustin-Stellen wohl so fern stand, dass er sie unbeanstandet stehen ließ.

³¹ Amt und Gemeinde bei Luther im Kontext der Kirchengeschichte, Berlin 1979. Ursprünglich war es eine Gedenkvorlesung 1973 an die vor 450 Jahren erschienene Schrift Luthers „Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursach aus der Schrift“ (1523 – WA 11,408-416).

³² Heinrich Rathke: Von der öffentlichen Verantwortung für das Evangelium. Erfahrungen mit der Theologischen Fakultät Rostock. In: Festschrift 2004, hrsg. v. Heinrich Holze, (Anm. 5), S. 317.

Gleich nach der Wende schrieb mir Rathke am 29.12.1989 aus Crivitz: „In diesen Tagen nach Weihnachten kommen wir ein wenig zum Aufatmen. Da will ich Ihnen endlich danken für Ihre freundlichen Geburtstagsgrüße. Es tut immer gut, von Ihnen zu hören. Ich habe sehr bedauert, nichts von Ihrer Abschiedsvorlesung im September erfahren zu haben. Ich wäre gewiss gekommen, weil ich gern an viel Gemeinsames, das uns verbindet, denke. Zum anderen hätte mich auch das Thema sehr interessiert.³³ Aber vielleicht erscheint das auch einmal gedruckt. Wir sind in den Sturm der Zeit hier voll mit hineingerissen. Wir hatten uns persönlich und als Kirchgemeinde schon früh engagiert. Dabei bin ich nun noch in die Lage gekommen, die traurigen Aktivitäten des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes aufzudecken. Erschreckend, was da zutage tritt. Wir können nur dankbar sein, dass uns solche blutigen Ereignisse wie in Rumänien erspart geblieben sind ...“

In dieser Wendezeit hat Rathke seinen Beitrag für die Festschrift zum 55. Geburtstag von Ernst-Rüdiger Kiesow geschrieben, die 1991 unter dem Titel „Widersprechen und Widerstehen“ erschien.³⁴ Rathkes Beitrag steht am Anfang der Festschrift und begann mit einem Zitat aus einer Predigt von Kiesow am 1. Januar 1974: „Wirklich erfüllte und gern gelebte Zeit kann uns zuletzt nur Gott schenken“ (In: Universitätspredigten – Auch in unseren Tagen, Berlin 1978, S.34)“. Rathke will diesen Satz nun auch für den 55. Geburtstag von Ernst-Rüdiger Kiesow gelten lassen und erinnert an Gemeinsamkeiten: „Uns verbinden viele gemeinsame Erfahrungen in der Landessynode unserer Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und in der Sektion Theologie in Rostock. Gern erinnere ich mich an manche persönliche Begegnung. Wir haben miteinander Jahrzehnte durchlebt, in denen wir nach dem rechten Platz und unserer Verantwortung als Menschen und Christen in einer Gesellschaftsordnung suchten, die heute als überlebt, verfehlt oder gar verbrecherisch gilt. Wie gehen wir mit dieser Zeit um? Wie sehen wir auf sie zurück?“ Kurz danach sagt Rathke: „Nur vergangene, gar verlorene Zeit? Gewiss auch Zeit voller Widersprüche um uns herum und in uns!“

Rathke zitiert Worte von Bonhoeffer, die der Bonhoeffer-Biograph Eberhard Bethge an den Anfang des Briefbandes „Widerstand und Ergebung“ gestellt hatte unter dem Titel „Nach zehn Jahren“³⁵. Bonhoeffers Sätze von 1943 drängten sich Rathke in der Lage des Jahres 1990 auf: „Sind wir noch brauchbar? Wir sind

³³ Der Reichsbischof und die Theologischen Fakultäten 1933/34 . ThLZ 116, 1991, S. 1-16. Wiederabdruck in der Festschrift 2004, hrsg. Heinrich Holze, (Anm. 5), S. 321-39.

³⁴ Widersprechen und Widerstehen – Theologische Existenz heute. Festschrift für Ernst-Rüdiger Kiesow zum 65. Geburtstag am 9. Januar 1991. hrsg. von Franz-Heinrich Beyer, Helmut Fritzsche und Jens Langer. Universität Rostock 1991.

³⁵ Bonhoeffer hatte sich im Januar 1943 im Rückblick auf Hitlers Machtergreifung am 30. Januar 1933 geäußert.

stumme Zeugen schlimmer Taten gewesen, wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung misstrauisch gegen die Menschen geworden und mussten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?“ Aber Rathke zitiert positiv weiter: „Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht raffinierte Taktiker, sondern schlichte, einfache, gerade Menschen werden wir brauchen“. Man versteht recht gut, dass Rathke gerade in solchen Worten von Bonhoeffer Trost gefunden hat und sie als Zuspruch auch an den Jubilar Kiesow weitergeben wollte.

Auf eine neue Situation geht mein Brief vorn 29.9.1991 ein: „Lieber Bruder Rathke! Heute kam die Mecklenburgische Kirchenzeitung vom 29.9. mit der mir kaum fassbaren Überschrift ‚Ruhestand für Pastor Heinrich Rathke?‘“ Morgen Vormittag werde ich hier im Doberaner Münster besonders an Sie denken, wenn Sie zur gleichen Zeit sich von Ihrer Gemeinde verabschieden ... Sollten Sie einmal nach Doberan kommen, so würden meine Frau und ich uns freuen, wenn Sie bei uns einsehen könnten. Sie haben mir mal eine Rose gebracht, weil ich aus ‚taktischen Gründen‘ nicht am Treffen der Fakultät mit der Kirchenleitung teilnehmen sollte bzw. wollte. Aber auch sonst würde es an gemeinsamen Erinnerungen nicht fehlen ...“.

„Von den Schwierigkeiten an unserer Fakultät werden Sie wissen: Von 5 Professoren waren 2 in Kontakten mit der Stasi. Für beide hatte ich mich als Dekan 1966/68 eingesetzt, dass sie berufen wurden. Mit beiden habe ich ganz eng und vertrauensvoll zusammen gearbeitet. Beiden Kollegen glaube ich die Versicherung, dass sie keinem Menschen geschadet hätten. Trotzdem bleibt das Gefühl eines Reiters über den Bodensee: Wie eng war das Netz um uns geknüpft! Geahnt hatte man so etwas, aber so hat man sich das doch nicht vorgestellt“. (Dabei wurde die wirklich gefährliche Stasitätigkeit des IMs Heinz Graf erst Monate später nachgewiesen.³⁶)

³⁶ Man möchte die traurigen Vorgänge nach über 20 Jahren endlich ruhen lassen. In einem Zeitzeugenbericht am 27. Mai 2007 hatte ich kein Wort zur Stasiproblematik gesagt. In der Diskussion kam die Frage, die Versammlungsleiter Kersten Krüger als „Gretchenfrage“ bezeichnete, die ich „einfach ausgeklammert“ hätte (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte 2, 2008, S. 319). Das Problem wird erschwert durch Herrn Wendelborn: In dem Buch „Sie haben das Recht zur Revolution bejaht. Christen in der DDR“ (Bonn 1997) kommt er neben dem verstorbenen Theologen Karl Kleinschmidt und Hanfried Müller ausführlich zu Wort. Nach seiner Darstellung wurde er aus der Professur entlassen „wegen ehrenamtlicher Mitwirkung am politischen Leben in der DDR“ (Kiesow, wie Anm. 9, S. 98). War Stasitätigkeit ein „Ehrenamt“?? Zudem hatte er viele Vergünstigungen erhalten (Kiesow, wie Anm. 9, S. 101). Tatsache bleibt, daß er nach Aktenlage mehreren Menschen schaden wollte: Helmut Fritzsche, Hans-Friedrich Weiß, Ernst-Rüdiger Kiesow, Uwe Schnell und mehrfach auch mir.

Eine schöne Begegnung brachte die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Heinrich Rathke am 20. Januar 1999 mit der gelungenen Laudatio von Udo Kern sowie den Ausführungen von Rathke zu dem vertrauten Thema „Vom Übersetzen: Vom Umgang mit anderen und christlicher Weggefährtschaft“³⁷. Darin beginnt er mit Ignatios von Antiochien im Anfang des 2. Jahrhunderts und endet bei Heinrich Nazarenus, einem Prediger der Gegenwart in Karagandaj/Kasachstan. Schon vor der Wende war Heinrich Rathke in Kasachstan gewesen - also noch zur Zeit der Sowjetunion. Mit einem Kreis von Menschen unterstützte ich diese Arbeit und bekomme daher Fotos und Nachrichten über diese kleinen Gemeinden in der Ferne. Noch vor wenigen Jahren sah man Heinrich Rathke auf einem solchen Foto mit seiner Frau zwischen Menschen in Häusern Kasachstans sitzen.

In seiner Rede 1999 ging Rathke auf das Thema ein: „Übersetzen braucht Lehrer“ (Kap.2). Er nennt Gustav Stählin in Erlangen und Konrad Weiß in Rostock als Lehrer, die die seine Doktorarbeit begleiteten: „In den Hausabenden bei Gustav Stählin haben wir damals, kurz nach Kriegsende, das gerade erschienene Buch ‚Widerstand und Ergebung‘ von Dietrich Bonhoeffer mit Briefen und Aufzeichnungen aus der Haft gelesen. Das war prägend bis heute. Konrad Weiß gehört für mich zu jenen Theologen, die nach dem 2. Weltkrieg nicht nur durch ihre theologische Kompetenz, sondern auch durch ihre eindeutige Haltung, sprich Zivilcourage, hier im Osten Vorbild waren. Sein Greifswalder Kollege Ernst Lohmeyer, dort auch erster Nachkriegsrektor, stand dafür bis zum Letzten ein: Am 28. August 1946 zum Tode verurteilt, am 19. September hingerichtet. Wir denken an unsere Lehrer. Ich danke Ihnen“. Am Ende seines Vortrags warnte Rathke vor einem Missbrauch des Wortes „Versöhnung“: Das Wort werde oft nur oberflächlich gebraucht, sein biblischer Hintergrund werde vergessen (S.58).

Auch im fortschreitenden Alter nehmen wir Anteil an unserem Leben, das uns vor ähnliche Probleme stellt. In diesem Briefwechsel heißt es in einem Brief vom 20.12.2007: „Lieber Bruder Haendler! Ihr lieber Geburtstagsbrief freute mich sehr. Ich danke Ihnen herzlich. Über Jahrzehnte dauert nun schon unsere Verbundenheit. Schön war es, dass wir uns in der Rostocker Universitätskirche kürzlich wiedersehen konnten. Sie schreiben von Ihrem Seniorenchor mit seinen Einsätzen gerade jetzt in der Weihnachtszeit. Unser entsprechender Chor hier am Dom nennt sich 65 +. Meinen Geburtstag feierten wir in diesem Jahr auswärts, bei einer Adventsrüstzeit in Güstrow ... Viele alte Weggefährten traf man“. Besonders dankbar bin ich Rathke für seinen Brief zu meinem 86. Geburtstag am 17.8. 2010, den ich nach 56 Ehejahren erstmals ohne meine Frau erleben musste. Aus diesem Brief soll jedoch nicht zitiert werden, er ist rein persönlicher Natur und hat mit der Fakultät nichts zu tun. Aber wir haben wohl beide unsere stille Freude daran, dass

³⁷ Ehrenpromotionen der Theologischen Fakultät 1999: Joachim Gauck – Dr. Heinrich Rathke. Rostocker Universitätsreden – Neue Folge 3, Rostock 1999.

aus einer zunächst dienstlich begründeten Verbindung im Laufe von fast einem halben Jahrhundert eine immer festere Verbundenheit geworden ist, die auf einem anderen Fundament gegründet ist und für die wir nunmehr auch als „Octogenarii“ dankbar sind.

3. Christoph Stier. Landesbischof 1984-1996

Christoph Stier wurde 1941 in Magdeburg geboren und begann 1959 das Theologiestudium in Rostock. Dort lernte ich ihn im Herbst 1961 als neu berufener Professor kennen. Daraus ergibt sich, dass meine Erinnerungen an ihn nur wenig dem Bischof Stier gelten: Als Stier sein Amt als Landesbischof 1984 antrat, befand ich mich in den letzten Jahren vor der Emeritierung, die ich 1989 erreichte. Gerade in seinen Bischofsjahren hatten wir weniger Kontakte als vorher. Meine Erinnerungen gelten daher primär dem Menschen Christoph Stier und bieten nur indirekt auch einige Rückschlüsse auf das Verhältnis zwischen Landesbischöfen und der Fakultät.

Erstmals haben Christoph Stier und ich uns im Spätsommer 1963 auf einer Exkursion nach Thüringen näher kennen gelernt. Die Leitung jener Reise lag bei Peter Heidrich und mir, wir haben uns mit etwa 15 interessierten Studenten wichtige Stätten zwischen der Wartburg und Erfurt angesehen. Stier spielte auf dieser Fahrt insofern eine besondere Rolle, weil sein Vater, der Architekt Wolfgang Stier, im Rahmen der Denkmalpflege für viele Stätten zuständig war, die wir besichtigten. Gerade für Erfurt mit seinen vielen alten Kirchen hatte Wolfgang Stier sich erfolgreich eingesetzt.³⁸ Mir sind die fachkundigen Erklärungen von Christoph Stier in der Innenstadt Erfurts noch in guter Erinnerung. Damals habe ich ihn gefragt, ob er den Kantor Stier in Ilsenburg kenne. Er antwortete „Das ist mein Großvater!“³⁹ Dieser Kantor Alfred Stier war für meine Eltern eine begeisternde Persönlichkeit gewesen, nachdem sie eine Singefreizeit unter seiner Leitung in Ilsenburg miterlebt hatten. Ich fragte den Enkel, ob er auch so musikalisch sei wie sein Großvater. Da gab er mir einen bewegenden Bericht: Christoph Stier hatte an der Hochschule für Musik in Leipzig zum 1.9.1959 einen Studienplatz sicher, ein berühmter Flötist wollte ihn als Schüler fördern. Kurz vorher entschied sich Christoph Stier jedoch anders: Er wollte Theologie studieren. Er sagte das einem nahestehenden Lehrer, der ihm das Musikstudium empfohlen

³⁸ Wolfgang Stier war 1975-1983 Senior und (ab 1977) Ältester der Evangelischen Michaelsbruderschaft im Bereich der Kirchen in der DDR. Dieses Amt wurde sehr selten einem Nichttheologen anvertraut. 2005 kam das Sonderheft der Evangelischen Michaelsbruderschaft heraus: „in memoriam Wolfgang Stier 3.9.1905-31.11.2000“.

³⁹ Alfred Stier: Lobgesang eines Lebens – Ein Buch der Erinnerung und Hoffnung. Kassel 1964.

hatte und der natürlich zunächst enttäuscht war. Als er jedoch den Grund hörte, dass Stier Theologe werden wollte, sagte er anerkennend: „Ja, das ist dann natürlich etwas anderes“.

Im Studium schloss sich Christoph Stier besonders Konrad Weiß an, der ihn 1964 zu seinem Assistenten machte. Dadurch gehörte Stier zu einer Gruppe von jungen Leuten, mit denen ich öfter zu tun hatte. Am 26. August 1968 schrieb Christoph Stier das Protokoll einer denkwürdigen Fakultätssitzung: Der Dekan Ernst-Rüdiger Kiesow hatte am 22. August die Unterschrift unter eine Erklärung des Senats der Universität Rostock verweigert, die den Einmarsch der Truppen des Warschauer Vertrages in die Tschechoslowakei am 21. August begrüßte. Das lag sehr hart an der Grenze dessen, was wir uns als Theologen im Rahmen der Universität leisten konnten. In der Erklärung des Fakultätsrats bemühten wir uns unter Kiesows Leitung um ein gewisses Entgegenkommen ohne freilich Kiesows Standpunkt im Grundsatz aufzugeben.⁴⁰

Christoph Stier wurde nach Vikariat und Predigerseminar 1970-75 Pfarrer im Rostocker Neubaugebiet Lütten-Klein. Diese Arbeit in den Plattenbauten war eine Aufgabe, für die schon Heinrich Rathke in der Südstadt Erfahrungen gesammelt hatte. Für Stier kamen zwei wichtige Umstände dazu: Im nahen Dorf Lichtenhagen gab es eine Gemeinde mit einer alten Dorfkirche, der sich die Gemeinde aus dem Neubaugebiet anschließen konnte. Die alte Kirche musste renoviert werden. Arbeit für ihre Restaurierung war praktisch-sichtbar, sie war eine Aufgabe, für die sich Menschen begeistern ließen. Dazu kam ein weiterer Umstand: Der katholische Pfarrer Heinrich Kuhlage hatte von seiner Kirche die gleiche Aufgabe übertragen bekommen. Mit ihm hat Christoph Stier beim Aufbau der neuen Gemeinden ganz eng zusammen gearbeitet. Die Dorfkirche von Lichtenhagen, Gemeinderäume im Pfarrhaus und der Pfarrgarten wurden auch von der katholischen Gemeinde genutzt. Es gab jeden Monat einmal einen gemeinsamen Wortgottesdienst. An den Kosten der Renovierung hat sich die katholische Kirche großzügig beteiligt. Von diesen Vorgängen wurde in der Fakultät intern erzählt. Wir haben auch im Konfessionskundlichen Werk mal die Frage erörtert, ob wir eine Veranstaltung der evangelisch-katholischen Zusammenarbeit in Neubaugebieten widmen sollten, aber wir meinten dann, dass man diese Zusammenarbeit nicht an die große Glocke hängen solle.

1976-1984 wurde Christoph Stier Pastor für Weiterbildung und Akademiearbeit, blieb jedoch in Rostock-Lichtenhagen wohnen, wo seine Kinder eingeschult wurden. Daraus ergaben sich 1980-1982 Auseinandersetzungen, die in der Fakultät und weit darüber hinaus Aufsehen erregten. 1998 hat Anke Silomon eine Dissertation unter dem Titel „‘Schwerter zu Pflugscharen‘ und die DDR“ ge-

⁴⁰ Kiesow, a.a.O. (= Anm. 9), S. 28f.

schrieben mit reichem Material.⁴¹ Sie stellt die Vorgänge zuerst in einem größeren Zusammenhang dar: Die Sowjetunion hatte den Vereinten Nationen die Plastik eines sowjetischen Künstlers geschenkt, um den Friedenswillen der Sowjetunion zu zeigen: Das Kunstwerk stellt einen Mann dar, der ein Schwert zu einem Pflug umschmiedet. Dieses Denkmal, das ein Motiv aus dem Alten Testament aufnimmt, war in Schulbüchern der DDR abgebildet worden und allgemein bekannt. Der Bund evangelischer Kirchen in der DDR hat das Thema aufgegriffen, zumal die Landesjugendpfarrer. Vom 9.-19.11.1980 fand die erste Friedensdekade in den Kirchen der DDR statt. Danach stellt Anke Silomon einzelne Betroffene vor, die ihre Erlebnisse im Detail beschreiben. In diesem Rahmen berichtete Albrecht Stier, der älteste Sohn des damaligen Pastors Christoph Stier.⁴²

Am 1.9.1980 wurde Albrecht Stier in eine Vorbereitungsklasse aufgenommen. Im Sportunterricht sollten Schießübungen mit dem Luftgewehr absolviert werden. Albrecht Stier weigerte sich.⁴³ Am 1. Juni 1981 beantragte Pastor Christoph Stier die Freistellung seines Sohnes von der Teilnahme am Lager für Zivilverteidigung. Nach Aussprachen und Telefonaten wurde Christoph Stier am 1. Juli 1981 vom Rektor der Schule informiert, das Fachlehrerkollektiv werde seinen Sohn trotz seiner guten schulischen Leistungen nicht für die Abiturstufe vorschlagen. Die Klassenleiterin „sprach offen davon, dass die Ideen des Pazifismus eingedämmt werden müssten“.

Im August 1981 gab es ein Gespräch mit der Schulinspektion beim Rat der Stadt Rostock, die sich auf Anweisungen des Ministeriums für Volksbildung vom Mai 1981 zur vormilitärischen Ausbildung berief und den Vorwurf erhob, „dass Albrecht keine Bereitschaft zeige, den Frieden mit der Waffe zu verteidigen“. „Auch viele Mitschüler verurteilten seine Haltung“. Der Familie Stier teilte man am 20. August 1981 die Ablehnung mit. Die Eltern Stier richteten am 8.12. eine Eingabe an Honecker: Albrecht empfindet den Ausschluss „als ungerechtfertigte Bestrafung und Diffamierung seiner ernsthaften und aufrichtigen Haltung. Es sind in diesem Zusammenhang auch Äußerungen gefallen und Methoden angewendet worden, die wir nicht unwidersprochen hinnehmen können: Albrechts Haltung sei sozialismusgefährdend; Art und Weise einer öffentlichen Verurteilung der Haltung unseres Sohnes durch Mitschüler vor der FDJ-Leitung; Aufforderung an

⁴¹ Anke Silomon: „‘Schwerter zu Pflugscharen‘ und die DDR. Die Friedensarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR im Rahmen der Friedensdekaden 1980 bis 1982“. Göttingen 1999 (Diss. Stuttgart).

⁴² Silomon, a.a.O., S. 270-81.

⁴³ Nach meiner Erinnerung ist meine Tochter kurz vor dem Abitur 1973 von der EOS Bad Doberan nach Hause gekommen und hat erzählt, sie hätten im Sportunterricht geschossen. Ich wunderte mich, dass man Mädchen auf einen Schießstand führt, an einen grundsätzlichen Widerspruch hat man damals aber wohl überhaupt nicht gedacht.

Mitschüler, zu beobachten, mit wem Albrecht z.B. in den Pausen spricht“.⁴⁴ Die Eingabe wurde von Berlin zurückgegeben nach Rostock an die „zuständigen Organe der Volksbildung“, die am 1. März 82 die Ablehnung bestätigte.

Daraufhin heftete sich Albrecht Stier den Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“ an die Jacke, den viele junge Menschen trugen. Die Lage von Albrecht Stier Ende März 82 beschreibt Anke Silomon: „Albrecht blieb unter Verweis auf den positiven Inhalt des Zeichens ‚Schwerter zu Pflugscharen‘ bei seiner Weigerung, den Aufnäher abzutrennen, es sei denn, man werde so starken Druck auf ihn ausüben, dass er aus Angst das Abzeichen abnehmen müsse. Der Vertreter der Schule erwiderte, es interessiere ihn nicht, aus welchen Gründen er seine Weigerung aufgebe, ‚das Zeichen muss weg‘. Albrecht Stier wurde mit Hausverbot gedroht. Auf einer weiteren Klassenversammlung trat ein NVA-Offizier auf, der die Träger des Symbols der Dummheit bezichtigte“. Am 25. März begleitete Christoph Stier seinen Sohn, „um für notwendige Gespräche bereitzustehen“. Albrecht Stier erhielt einen Verweis. In dieser Zeit beriet Christoph Stier auf der Synode das Thema „Friedensverantwortung der Kirche“! In der Schule agitierte die Klassenlehrerin: „Wer irgendwelche Gesten der Solidarität mit Albrecht zeigen sollte, unterstütze staatsfeindliche Tendenzen“. Trotzdem besuchten einzelne Mitschüler Albrecht Stier zu Hause, „um ihm als Zeichen ihrer Solidarität einen blühenden Christudorn zu überreichen“⁴⁵.

Bei einem Gespräch beim 1. Stellvertreter des Oberbürgermeisters wurde erklärt, Träger jenes Abzeichens „Schwerter zu Pflugscharen“ seien für die Entwaffnung der DDR und stünden für einen „absoluten Pazifismus“ ein, sie forderten dazu auf, „die Ehrenpflicht des Dienstes bei der NVA“ zu verweigern. Der Schuldirektor habe seine Weisung erteilt und müsse „ordnungsstrafrechtlich“ vorgehen, wenn diese Vorgabe nicht befolgt werde. Daraufhin zog Pastor Stier am 30. März 1982 die Jacke seines Sohnes mit dem Zeichen „Schwerter zu Pflugscharen“ an und begleitete seinen Sohn in die Schule.⁴⁶ Diese Handlung erregte Aufsehen in Rostock, – insbesondere an unserer Fakultät: Wir kannten Stier über 10 Jahre lang als freundlichen Studenten und Assistenten, der gerade wegen seiner künstlerischen Sensibilität keineswegs als radikal galt.

Auch an der Fakultät gab es Probleme um den Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“. Mehrere Studenten trugen das Zeichen auf dem Ärmel. Einige Studenten wurden auf der Straße von der Polizei „zugeführt zur Feststellung eines Tatbestandes“: Man zwang sie zur Abnahme des Aufnehmers oder riss ihnen das Zeichen ab. Das gab Unruhe und einige Studenten fragten ihre Professoren, was

⁴⁴ Silomon, a.a.O., S. 273.

⁴⁵ Silomon, a.a.O., S. 275.

⁴⁶ Silomon, a.a.O., S. 276.

sie tun sollten: Das Abzeichen hatten sie noch mehrfach, sie könnten es sich also sofort wieder aufnähen. Sie wollten aber fragen, denn von ihrer Handlungsweise könnte auch die Sektion Theologie als Teil der sozialistischen Universität mit betroffen sein. Das traf leider zu: Die Sektion Theologie hatte wohl Freiraum für ihre Arbeit, es gab aber Grenzen, an die sie nicht anstoßen sollte. Daher rieten wir bei aller Sympathie den Studenten zur Vorsicht. Fragenden Studenten habe ich gesagt, dass wir eine Relegierung von der Universität Rostock nicht verhindern könnten, doch würde ich ihnen bei einem Übergang in eine kirchliche Ausbildungsstätte helfen. Dieser Fall ist jedoch niemals eingetreten.

Albrecht Stier war freilich am 31.03.1982 von der EOS strafversetzt worden in eine POS. Das war die höchste Schulstrafe in der DDR.⁴⁷ Im Juni 1982 bestand er die 10-Klassen-Abschlussprüfung, danach besuchte er das kirchliche Oberseminar in Potsdam-Hermannswerder, wo er 1985 das kirchliche Abitur ablegte, das alle Möglichkeiten im Raum der Kirche eröffnete, – nicht jedoch im staatlichen Bildungswesen. Im Januar 1987 hat er die Ausreise beantragt, im Oktober 1988 durfte er ausreisen. Für Vater Stier war das eine schwere Lage, denn die Kirche forderte zum Bleiben auf.

Christoph Stier war nicht nur durch diese Vorgänge bekannt geworden. Seit 1975 hatte er als Leiter der Akademiearbeit Tagungen zu organisieren und Studienkreise in Kirchgemeinden zu unterstützen. Als Pastor für Weiterbildung bot er Pastoralkollegs zu theologischen Grundfragen an, die auch für die Gemeindearbeit nützlich waren. Er gehörte der Kommission für Lehrgespräche zwischen VELK DDR und Unionskirche an, die zum Thema „Zwei-Reiche-Lehre und Königsherrschaft Jesu Christi“ 1980 ein Ergebnis vorlegte unter dem Titel „Königsherrschaft Christi und politische Ethik“. Zur eigenen Weiterbildung absolvierte er einen mehrjährigen Kurs für Seelsorge (CPT). Er gehörte der Landessynode und der Synode des Bundes evangelischer Kirchen in der DDR an, die ihn in die Konferenz der Kirchenleitungen wählte.

Daher kam Christoph Stier 1983 bei der Wahl eines neuen Bischofs ins Gespräch. Die Landessynode stellte ihn und Joachim Wiebering zur Wahl auf. Wir haben es an der Fakultät mit Freude und einiger Genugtuung zur Kenntnis genommen, dass beide Kandidaten für das Bischofsamt früher einmal Assistenten an unserer Fakultät gewesen waren. Dabei rechnete man allgemein Joachim Wiebering die besseren Chancen aus, da Stier erheblich jünger und zudem kein geborener Mecklenburger war, auch hatte Stier weder in einer Dorfgemeinde noch in einer Kleinstadt gearbeitet. Aber im November 1983 wurde überraschend Christoph Stier zum Landesbischof gewählt – erst 42 Jahre alt. Am 30. Juni 1984 wurde er in sein Amt eingeführt.

⁴⁷ Silomon, a.a.O., S. 277.

In einem von Rahel Frank wiedergegebenen Interview 2001 sagte Stier zu den Jahren 1981/82: „Die Erfahrungen mit ‚Schwertern zu Pflugscharen‘ und mit der Relegierung meines Sohnes waren ein entscheidender Einschnitt für mich, weil meine theologische Haltung hier konkret wurde. Das war gleichsam das Erleben, dass dieser Staat anders redet als handelt“⁴⁸. Eine Fülle von Intrigen setzte ein, die Stier nicht von seiner klaren Linie abbrachten. Das Verhältnis zur Fakultät spielte dabei nur eine geringe Rolle. Ich erinnere mich an die erste Beratung 1985 oder 1986: Wir saßen in Schwerin in den vertrauten Räumen des Oberkirchenrats dem uns wohlbekannten Christoph Stier als unserem bischöflichen Partner gegenüber. Eine gewisse Befangenheit über die neue Verteilung der Rollen wich bald einem vertrauensvollen Gespräch.

Dabei nutzte Sektionsdirektor Fritzsche erneut die Gelegenheit, um für sein „Güstrower Kolloquium“ zu werben. Nach einem Bericht der Mecklenburger Kirchenzeitung vom 15. Februar 1987 kam diesem Kolloquium inzwischen eine gewisse Tradition zu: „Vom 26. bis 28. Januar 1987 war es bereits das vierte Mal, dass sich zum interdisziplinären Gedankenaustausch Hochschultheologen, Pastoren, marxistische Philosophen und ... Humanwissenschaftler, dieses Mal überwiegend Mediziner, trafen“. Das Thema der Tagung war Sterben und Tod des Menschen, Tagungsort wieder das Haus der Kirche in Güstrow. Bischof Stier hat an den Kolloquien – ebenso wie sein Amtsvorgänger Rathke – niemals teilgenommen, aber die Landeskirche war vertreten durch Oberkirchenrat Dr. Schwerin. Vom 9. Juni 1987 ist ein Bericht für die Stasi datiert vom „IM Heinz Graf“ (=Wendelborn), der nachdrücklich vor den Intentionen dieser Güstrower Gespräche warnt: „Man darf sich nicht täuschen. Dieser Dialog ist ja bewusst anders aufgebaut als die linken Organe ihre marxistisch-christliche Zusammenarbeit konzipiert haben. Wenn es dort in erster Linie um einen Lernprozess der Christen in der Gesellschaft geht, so geht es hier umgekehrt darum, dass den Marxisten dort, wo sie vermeintliche oder wirkliche Lücken haben, bewusst gemacht wird, dass sie vom großen christlichen Reichtum zu lernen hätten, also doch ein Dialog mit umgekehrtem Vorzeichen“⁴⁹.

Wichtig war für Stier sein Amtsvorgänger Heinrich Rathke: „Rathke war mir immer Vorbild. Vieles war für mich selbstverständlich, beispielsweise Verhaltensweisen gegenüber staatlichen Stellen. Da brauchte es keine schriftliche Instruktion. Heinrich Rathke hatte mich in vielen Phasen meines Lebens begleitet, wir kannten uns sehr lange ...“. Auch „über die Frage der Kandidatur für das Bischofsamt habe ich mit Heinrich Rathke gesprochen. Für mich stand die Frage, wie ich

⁴⁸ Rahel Frank (= Anm. 12), S. 104f.

⁴⁹ Zitiert bei Kiesow, a.a.O. (=Anm. 9), S. 105. Der Bericht des IM Heinz Graf ist insgesamt 15 Seiten lang und offensichtlich gegen die von Fritzsche organisierten Gespräche gerichtet (Vgl. schon oben, Anm. 28).

in dieser Nachfolge das verwirklichen kann, was ich kann, ohne mich zu messen an meinem Vorgänger ... Heinrich Rathke hat es mir damals auch sehr leicht gemacht. Ich konnte ihn jederzeit um Rat fragen, und gleichzeitig hat er mir meinen Freiraum gelassen“⁵⁰. In den Jahren 1986-1988 war Stier Leitender Bischof der VELK DDR. Er suchte nach möglichst effektiven Leitungsmöglichkeiten und trug im Juni 1988 die Verantwortung für den Beschluss der General-synode der VELK DDR zur Vereinigung mit dem Bund Evangelischer Kirchen in der DDR mit.

Stier gehörte ab 1986 bis zur Wiedervereinigung mit der EKD der sogenannten Konsultationsgruppe zwischen DDR-Kirchenbund und der EKD an. Es gab Hintergrundgespräche zwischen den beiden Gremien, an denen nur ein kleiner Kreis teilnahm. Diese Gespräche blieben jedoch weithin unbekannt und wurden erst 1995 gedruckt.⁵¹ Dort steht über die 35. Konsultation am 9. Juni 1988 zu lesen: „Stier gibt einen Gesprächseinstieg unter dem Gesichtspunkt ‚Stärkung der Bleibenden‘ und geht besonders auf die Ausreiseproblematik ein. Er stellt fest, dass diese Problematik nicht durch Appelle lösbar ist, da Grundfragen angeschnitten sind. Spätfolgen des Krieges werden sichtbar. Das Attraktionsgefälle zwischen DDR und BRD ist auf absehbare Zeit nicht annähernd auszugleichen. Darum könne die DDR die Öffnung nicht durchhalten“. Das war eine glasklare Analyse der Unterlegenheit der DDR, die freilich damals von einem Bürger der DDR sonst wohl kaum so schonungslos offen ausgesprochen wurde.

Niemand konnte ahnen, was im November 1989 geschehen würde. Daher empfahl Stier damals im Juni 1988, „das Mandat der Kirche neu zu bedenken. Einzutreten hätte die Kirche für alle Menschen ‚in Not, aber nicht für alle ihre Motive. Die Kirche dürfe sich in Notlagen auch nicht als Lautverstärker betätigen. Kurzfristige Lösungen seien nicht abzusehen. Die DDR könne nicht alle Wünsche realisieren. Die Kirche kann auf durchschaubaren Regelungen bestehen. Aber das wird nur ein Minimalprogramm zur Veränderung der Verhältnisse ergeben ... An einigen Stellen könnten konkrete Forderungen erhoben werden, wie dass die DDR Ausreisen auf Zeit mit Rückkehrmöglichkeiten gewähren sollte, dass Finanzprobleme erleichtert würden durch bessere Umtauschmöglichkeiten ...“.

In der nächsten (36.) Konsultation in Meißen vom 25.-28. September 1988 ging es um den Begriff der Nation. Wieder gibt Bischof Stier eine Einführung: „Seit über 50 Jahren haben die Deutschen ein gestörtes Verhältnis zu ihrer Nation, was durch die Hitlerzeit verstärkt wurde. Nach der Teilung von 1945 gibt es für

⁵⁰ Rahel Frank (= Anm. 15), S. 114.

⁵¹ Walter Hammer – Uwe-Peter Heidungsfeld: Die Konsultationen. Ein Ausdruck der ‚besonderen Gemeinschaft‘ zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Bund der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik in den Jahren 1980 bis 1990. Hannover 1995, S. 232f.

die DDR Bürger keinen zusammenfassenden Nationalitätsbegriff. Alte Symbole für eine einheitliche deutsche Nation sind nicht mehr benutzbar. Nation ist kein rechtlicher Tatbestand, sondern ein geistiger. Entscheidendes Moment bleibt das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit⁵². Stier warnt jedenfalls deutlich vor einem Missbrauch dieses Begriffs und nennt drei Stichworte, mit denen man theologisch verantwortlich den Begriff Nation verwenden könne: „Haftungsgemeinschaft – Verantwortungsgemeinschaft – Solidargemeinschaft. Nation hat ihren Wert nicht in sich selbst.“

Beachtenswert sind die nachfolgenden Worte: „Wir können von der deutschen Nation nur noch reden innerhalb des europäischen Hauses“. Als Theologe fügt Stier hinzu: „Wenn wir als Kirchen von Nation reden, steht im Vordergrund die Gemeinschaft im Leibe Christi“. In der folgenden Debatte jenes Gremiums „wird vor allem die Frage erwogen, ob es sinnvoll und opportun sei, sich zu Fragen der Nation gemeinsam öffentlich zu äußern. Es wird aber mehrfach hervorgehoben, dass schon eine interne Klärung der angeschnittenen Problematik hilfreich und nützlich sei“.

Die Wende brachte für die Landeskirche und ihren Landesbischof eine neue Situation mit der Stasiproblematik. Die Vorgänge sind in dem Sammelband „Die Kirchenpolitik von SED und Staatssicherheit“ von Clemens Vollnhals 1997 als „Zwischenbilanz“ dargestellt. Dort sind 18 Beiträge abgedruckt, darunter einer von Christoph Stier, der ein Rundschreiben vom 25. November 1990 im Wortlaut bringt, aus dem einige Sätze zitiert seien. Stier formulierte: „Manche werden fragen, ob dieses Thema nicht schon genug Kräfte gebunden hat. Andere fragen sogar besorgt, ob nicht erst jetzt die böse Saat aufgehe und der Ungeist der Vergangenheit weiterwirke, wenn wir uns immer wieder damit beschäftigen. Doch, liebe Schwestern und Brüder, nichts entbindet uns von der Aufgabe, uns dieser lastenden Vergangenheit zu stellen. Es ist nur scheinbar vergangenheitsorientiert, wenn wir dies tun. In Wahrheit wäre es zukunftsbedrohend, wenn wir es unterließen und einfach zur Tagesordnung übergehen wollten“⁵³.

Aber Stier wendet sich gegen pauschale Urteile: „Anschuldigungen in Presse, Rundfunk und Fernsehen haben in den letzten Wochen einerseits den Eindruck vermitteln können, als sei der Kirche insgesamt zu misstrauen. Pauschale Aussagen sowie unbewiesene Beschuldigungen lösten erhebliche Beunruhigungen in den Gemeinden aus. Andererseits kann niemand behaupten, dass es in der Kirche keine schuldhaftige Verstrickung in die Tätigkeit des Staats-sicherheitsdienstes gegeben habe“. Die Landessynode hat dazu einen Vertrauensrat gebildet unter Leitung von Dr. Rathke: „Jeder Mitarbeiter, der sich belastet fühlt oder in den

⁵² Ebenda, S. 237.

⁵³ Clemens Vollnhals (Hrsg.): Die Kirchenpolitik von SED und Staatssicherheitsdienst, Berlin 1997, S. 425.

Verdacht gerät, inoffizieller oder sonstiger Mitarbeiter der Staatssicherheit gewesen zu sein, kann sich an den Vertrauensrat wenden“. Damit betrat die Landeskirche Mecklenburg Neuland, andere Landeskirchen folgten mit Beschlüssen zum Stasi-Problem erst später nach.

Stier nennt wichtige Gesichtspunkte, die zu bedenken seien: „Es geht um die Zusammenhänge von Gericht und Gnade, Schuld und Vergebung, Versagen und Neuanfang. Wir sind zugleich Sünder und vor Gott in Christus Gerechtfertigte“. Die Würde des Menschen wurde verletzt. Stier vermutet den „Kern des Unrechts darin, dass das Vertrauen zwischen Menschen tiefgreifend zerstört worden ist und dass so viele Menschen in Ängste gestürzt worden sind“. Man fühlt sich an die vorhin zitierte Erinnerung Rathkes an die Worte Bonhoeffers von 1943 erinnert „Sind wir noch brauchbar?“

Stier geht mit Fragen auf die Details ein: „Wo setzte das Unrecht ein? Was war vertretbar? Wer hätte nicht seine alltäglichen Kompromisse geschlossen? Es gibt eine Vielzahl von Übergängen und Verflechtungen. Das macht es so schwierig, eindeutige Kriterien zu finden“. In jener Zeit der Anschuldigungen und Rechtfertigungen gibt Stier ganz praktische Ratschläge: „Lassen Sie sich auf all diese Kontakte hin ansprechen und sprechen Sie andere darauf an“, Teilen Sie einander mit, wie Sie mit den Zumutungen gelebt haben. Das „kann und wird befreiend wirken“⁵⁴. Solche Ratschläge konnte freilich nur ein Mensch geben, dessen Integrität von niemandem bezweifelt wurde.

Kurz vor diesem Bericht hatte Stier im August oder September 1990 mich angerufen: Er erinnerte sich an Vorlesungen, die er als Student in Rostock Anfang der sechziger Jahre gehört habe. In der Alten Kirche war ein Bischof Cyprian von Karthago vorgekommen, der es auch damals schon mit der Problematik der „Abgefallenen“ zu tun gehabt hatte. Er wolle sich kurz informieren, da jetzt ähnliche Probleme auf ihn zugekommen seien. Ich nannte mein Lehrbuch „Von Tertullian bis zu Ambrosius“⁵⁵. Wir sprachen dann aber gleich noch am Telefon über den kirchengeschichtlichen Vergleich und waren uns einig darin, dass die Lage des Bischofs Cyprian von Karthago in der Mitte des 3. Jahrhunderts doch nur sehr begrenzt mit unserer Lage im Jahre 1990 vergleichbar sei.

Im 3. Jahrhundert war die Kirche eine kleine Minderheitskirche, die sich als Institution unter der Leitung energischer Bischöfe in einem Jahrhundert erstaunlich schnell verstärkte, so dass sie vom Kaiser Konstantin 312 anerkannt und von späteren römischen Kaisern immer mehr zur staatstragenden Größe gemacht

⁵⁴ Vollnhals, a.a.O. S. 427.

⁵⁵ Von Tertullian bis zu Ambrosius. Die Kirche im Abendland vom Ende des 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts. KGE 1/3, Berlin 1978, Kap. 4 Die Kirche in der decischen Verfolgung 250/51, S. 54-64. Der Bischof Cyprian von Karthago schrieb nach der Verfolgung, in der viele Christen abgefallen waren, die Schrift „De lapsis“.

wurde. Man konnte schließlich von einer „Staatskirche“ reden mit immer größeren Privilegien und Aufgaben. Im 20. Jahrhundert waren wir jedoch auf einem umgekehrten Weg: Von einer vom Staat noch anerkannten „Landeskirche“ zu einer Minderheitskirche, die ohne staatliche Hilfe und mitunter auch im eindeutigen Gegensatz zu manchen Zielen des DDR-Staates handelte und organisatorisch immer mehr in kleiner werdenden Gemeinden ihre Grundlage hatte.

Natürlich habe ich mich gefreut, dass ein ehemaliger Student nach annähernd drei Jahrzehnten sich noch an Einzelheiten einer Vorlesung erinnerte, die für sein Amt aktuelle Bedeutung bekommen hatten. Zudem konnte ein gewisses Grundanliegen Cyprians auch nach 1740 Jahren (250-1990!) aufgenommen werden: Bestimmte Forderungen müssen gestellt werden, primär jedoch sind seelsorgerliche Gesichtspunkte. Abzulehnen ist und bleibt zu allen Zeiten das Ideal der Kirche als einer „Kirche der Sündlosen“, das zu Cyprians Zeit gleich 2 Sekten vertraten: Die Montanisten und die Novatianer. Meine damaligen Gespräche mit Landesbischof Stier habe ich später aufgenommen als Grundlage für meinen Beitrag zu dem Sammelband für Stiers Nachfolger, Landesbischof Hermann Beste: „Kirchenleitung in theologischer Verantwortung“⁵⁶.

In seinem Abschlussbericht im März 1995 beschreibt Landesbischof Stier vor der Landessynode in Schwerin die gegebene Situation völlig ungeschminkt: „Wir sind tatsächlich vielen Zwängen ausgesetzt und müssen mit ihnen zurechtkommen, auch in der Kirche als Institution. Doch da es in der Kirche um das wirklich Entscheidende im Leben und im Sterben geht, gilt: Jesus Christus ist der Herr“⁵⁷. Von da aus geht Stier auf 3 Fälle ein, die in der Mecklenburgischen Landeskirche Überraschung und Enttäuschung hervorgerufen hatten. Stier berichtet jedoch immer fair und differenziert. Man spürt deutlich: Hier kümmert sich ein Christenmensch wirklich in seelsorgerlicher Verantwortung um den jeweils betroffenen Mitmenschen und nimmt an dessen Schicksal persönlich Anteil.

Der Präsident der Landessynode Siegfried Wahrman (Wismar) wurde in den Stasiakten als Laienchrist beschrieben, der Schaden von der Kirche abwenden wollte. Um Auseinandersetzungen zu vermeiden war er „bereit, in solchen Fällen als Vermittler aufzutreten“. Stier stellt fest, dass durch manche Berichte in Presse und Rundfunk „zusätzlich Schaden entstanden“ sei. Der 2. Fall war Siegfried Rossmann, der 1975 verstorbene Präsident des Oberkirchenrats. Er hat seine Bischöfe – Niklot Beste und ebenso Heinrich Rathke – informiert. Auf Drängen Rathkes hat er die Verbindung abgebrochen. Auch in diesem Fall nimmt Stier Anteil: Man kann ahnen, „in welche Situation Herr Rossmann geraten war und

⁵⁶ Kirchenleitung bei Bischof Cyprian in der Alten Kirche. In: Kirchenleitung in theologischer Verantwortung. Dankesgabe an Landesbischof Hermann Beste. hrsg. v. Heinrich Holze und Hermann Michael Niemann. Leipzig 2007, S. 81-98.

⁵⁷ Bericht des Landesbischofs vor der 3. Tagung der XII. Landessynode im März 1996, S. 3.

wie er nach seinen Möglichkeiten versucht hat, sich dem Ansinnen der Stasi zu entziehen“. Über Kirchenrat Werner Schnoor, den Chefredakteur der Mecklenburgischen Kirchenzeitung, gibt Stier keine Stellungnahme ab, da noch weitere Recherchen notwendig seien.⁵⁸ Zusammenfassend weist Stier den Vorwurf zurück, die Kirche wolle verdecken und verschleiern. Stier betont jedoch ebenso, „dass es um der Menschen willen notwendig ist, niemals pauschal und in Unkenntnis der tatsächlichen Umstände zu urteilen oder gar zu verurteilen“.

Grundsätzlich plädierte Landesbischof Stier dafür, „die Akten offen und rechtsstaatlich geordnet zugänglich zu halten“. Zur Begründung nennt er drei Gesichtspunkte: „Zu Schaden Gekommene können ihr Recht einfordern, moralisch und strafrechtlich Schuldiggewordene und Hochmütige werden in die Schranken gewiesen und zu Unrecht Beschuldigte können entlastet werden“⁵⁹.

Stier wirkte nach der Wende weit über Mecklenburg hinaus: 1990 wählte ihn die Vollversammlung des LWB in Curitiba (Brasilien) in den Rat des LWB, der wählte ihn zum Vorsitzenden des Ständigen Ausschusses für ökumenische Angelegenheiten. 1997 hielt er am Ende dieser Tätigkeit auf der Vollversammlung des LWB in Hongkong die Einführung in die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“. In Mecklenburg kann man aus seinen Berichten vor der Synode eine Kirchengeschichte der Jahre 1984-1996 ablesen. Persönlich habe ich von Christoph Stiers Wirken viele Jahre lang nur indirekt gehört.

Die Beratungen zwischen Oberkirchenrat und Fakultät sind jedoch weitergegangen. Vom landeskirchlichen Archiv bekam ich Protokolle über Zusammenkünfte zwischen der Fakultät und dem Oberkirchenrat mit Landesbischof Stier in den Jahren 1993 bis 1996.⁶⁰ Diese Protokolle zeigen die bedrückende Lage der Fakultät. Sie beginnen mit einem Gespräch in Schwerin am 13. April 1993. Zunächst berichtet der OKR-Präsident von den bevorstehenden Verhandlungen über den Staat-Kirche-Vertrag: „Angestrebt wird, dass beide Theologischen Fakultäten in M.-V. vertraglich garantiert werden; dass das Zusammenwirken von Landeskirchen, Fakultäten und Kultusministerium geregelt wird (Zustimmungsverfahren bei Besetzungen). Dr. Bieritz weist darauf hin, dass eine Bestandszusage für beide Fakultäten akut notwendig ist“. Die Notlage der Fakultät wird deutlich, die Landeskirche soll helfen. Dafür ist die Fakultät bereit, ihr ein gewis-

⁵⁸ Rahel Frank teilt mit, dass es eine Stasiakte „IM Schütz“ über Werner Schnoor gegeben habe, diese sei jedoch „gegenwärtig nicht auffindbar, möglicherweise ist sie in der Wendezeit vernichtet worden. Aus diesem Grunde ist es gegenwärtig schwierig, das Wirken Schnoors in seiner Funktion und in seinem Verhältnis zum Ministerium auszuleuchten“. A.a.O. (Anm. 12), S. 145.

⁵⁹ Bericht des Landesbischofs 1996, a.a.O., S. 20-22.

⁶⁰ Mit freundlichem Anschreiben von Dr. Johann Peter Wurm, dem für die von OKR Schwerin unterschriebenen Protokolle gedankt sei.

ses Zustimmungsrecht bei Berufungen zuzugestehen, das vorher nicht bestanden hatte.

Das Protokoll hält eine Verabredung fest, die ebenfalls die Lage beleuchtet: „Der vorliegende Entwurf des Staats-Kirche-Vertrags ist darauf durchzusehen, inwieweit die klassischen theologischen Disziplinen direkt aufgeführt sind. Sofern entsprechende Korrekturen vorzunehmen sind, werden diese der Fakultät mit der Bitte um Stellungnahme zugeleitet“. Wieder ist es ganz eindeutig die Landeskirche, die die Verhandlungen um den Staats-Kirche-Vertrag führt und die Fakultät in möglichen Zweifelsfällen informieren und um Rat fragen will.

Punkt 2.1 überliefert die Bitte der Landeskirche, die Fakultät solle für sie die 1. Theologische Prüfung abnehmen, „weil die Landeskirche zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht imstande ist, ein eigenes Prüfungsamt einzurichten und zu besetzen“. Auch das ist eine bezeichnende Änderung: Das 1. Theologische Examen war durch Jahrzehnte hindurch ein Fakultätsexamen, – und zwar seit den dreißiger Jahren, als Studenten sich nicht bei der damaligen deutsch-christlichen Prüfungsbehörde in Schwerin prüfen lassen wollten. Zu unseren Prüfungen wurde der Landesbischof eingeladen und seine Meinung erbeten und gehört. Der Prüfungstermin wurde nach den Möglichkeiten des Bischofs gelegt. Diese Fakultätsexamen hat die Mecklenburgische Landeskirche stets anerkannt. Jetzt wird daraus ein zeitlich begrenzter Auftrag der Landeskirche für die Fakultät. Daher sollen sich jene Studierenden, die in den Dienst der mecklenburgischen Landeskirche eintreten wollen, „beim Oberkirchenrat zur 1. Theol. Prüfung“ melden.

Überdeutlich ist auch Punkt 4.1: „Dr. Weiß erläutert einen am 5.4.1993 an die Landeskirche (Kirchenleitung und Landessynode) geschriebenen Brief zur Situation der Fakultät. Er betrifft die durch Sperrvermerke und Besetzungsbehinderungen gefährdete Arbeit der Fakultät. Die Landeskirche wird gebeten, unterstützend tätig zu werden“. Der Oberkirchenrat soll sich „an das Kultusministerium wenden mit der dringenden Bitte, – das Verfahren für die Besetzung des Lehrstuhls für Systematik zügig zu Ende zu führen, – die bevorstehenden Ausschreibungen für die Lehrstühle für Neues Testament, Kirchengeschichte und Religionsgeschichte sicherzustellen, – die für die Arbeit der Lehrstühle erforderlichen Assistenzstellen zu garantieren“.

Die Möglichkeit wird erörtert, die Landeskirche könne „für eine befristete Zeit von 2 Jahren die Finanzierung der Personalkosten für den Lehrstuhl für Systematik“ übernehmen. Auch die Möglichkeit einer Stiftungsprofessur taucht auf, andere finanzielle Hilfen werden angestrebt. Der letzte Punkt 8 hält fest: „Stier informiert über wichtige Probleme in der gegenwärtigen Situation der Landeskirche (Stellenbesetzungen, Bau- und Finanzfragen, Bereich Fortbildung, allgemeine geistliche und geistige Situation)“. Hier dürfte der Landesbischof vermutlich allzu große Hoffnungen der Fakultät auf Hilfe der Landeskirche etwas

eingegrenzt haben, denn auch die Landeskirche befand sich im Umbruch und hatte reichlich genug eigene Probleme zu bewältigen, die ebenfalls viel Geld kosteten. In der Sitzung am 25.10.93 (in der Wohnung von Prof. Dr. Weiß, Rostock, Blücherstraße 72) teilte Dekan Weiß Fortschritte bei der Besetzung der Systematischen Professur mit durch die Aufnahme von Kontakten zu Prof. Kern. Kompliziert ist die Beschreibung der Aufgaben für den neuen Universitätsorganisten. Die Assistentenstellen für Altes Testament und Praktische Theologie konnten besetzt werden, der Lehrstuhl für Ökumenik und Missionswissenschaften muss neu ausgeschrieben werden. 13 Theologiestudenten und etwa 25 Lehramtsstudierende wurden immatrikuliert. Prodekan Prof. Heidrich hält wöchentlich Gastvorlesungen in Greifswald im Rahmen einer Kooperation mit der dortigen Fakultät.

Präsident Müller berichtet von den Verhandlungen über den Staat-Kirche-Vertrag, zumal die allgemeine Formulierung der staatlichen Zuständigkeit für die theologische Forschung und Lehre im Land ist von Belang. Der Vertragstext soll im Dezember 1993 unterschrieben und im Frühjahr 1994 durch die Synode ratifiziert werden. Prof. Bieritz verweist auf den Entwurf des neuen Hochschulgesetzes, das eine Regelstudienzeit von 8 Semestern vorsieht. Dieser Zeitrahmen wird akzeptiert – „zuzüglich der erforderlichen Sprachsemester“.

TOP 2 des kirchlichen Protokolls lautet: „Frau Prof. Szagun berichtet über Irritationen in der Praxis der Vokation innerhalb der Religionslehrerschaft. Dr. Schwerin erläutert die Position der Landeskirche und deren Sicht der Problematik“. Frau Szagun hat nach Punkt 5 des Fakultätsprotokolls sich nochmal ausführlich geäußert.⁶¹ Sie „bittet um Intensivierung des Gesprächs über Religionsunterricht mit kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Nach ihren Erfahrungen besteht gegenüber Schule und Religionsunterricht in den meisten Fällen eine barsche Ablehnung“.

Eine kirchliche Mitfinanzierung bestimmter Lehrangebote „kann derzeit nicht gegeben werden“, auch die Einrichtung einer Stiftungsprofessur durch die Landeskirche ist „gegenwärtig unrealistisch“. Eine Neuregelung bereitet Schwierigkeiten: „OKR Dr. Schwerin erinnert an die Festlegung, dass sich Studierende zum Examen über die Landeskirche melden. (Bisher sind erst zwei Meldungen eingegangen).“ Es folgt ein Bericht von Prof. Niemann über Pläne für ein neues Wohnheim für Theologen, zu dem sich OKR Rausch und Präsident Müller äußern.

TOP 10 lautet: „OKR Flade trägt im Auftrag der Vorbereitungsgruppe zum Mecklenburg-Jubiläum der Fakultät die Konzipierung und Ausrichtung des Kliefoth-Gedenkens (Januar 1995) an.“ Eine solche Gedenkfeier hat es aber 1995

⁶¹ Von dieser Sitzung gibt es auch ein Fakultätsprotokoll mit der Unterschrift von Dozent Dr. Franz-Heinrich Beyer. Das Protokoll der Fakultät bringt ausführlicher die Beschwerden von Frau Szagun.

nach Auskunft der Kollegen Bieritz, Kern, Niemann, Weiß und Winkelmann in Rostock nicht gegeben. Bei aller Anerkennung der Verdienste Kliefoths für die Ordnung der Landeskirche und insbesondere der Liturgie wäre es für die Fakultät wohl nur schwer möglich gewesen, den Mann zu ehren, der in den Jahren 1856/58 maßgeblich jenes Verfahren gegen den aktiven und hoch angesehenen Rostocker Professor Michael Baumgarten betrieb, das zu Baumgartens Entlassung geführt hatte.⁶²

Eine Gedenkfeier zum 100. Todestag Kliefoths hat 1995 in Schwerin stattgefunden. Hermann Beste würdigte hier die „Veränderungen der Mecklenburgischen Kirche in der Amtszeit von Theodor Kliefoth“, Martin Grahl erinnerte an „eine mecklenburgische Friedenspredigt von Theodor Kliefoth 1871 im Dom von Schwerin“⁶³. An der Fakultät hat Grahl 2001 eine Dissertation „Verklärung. Die Konzeption der Heilsgeschichte bei Theodor Kliefoth“ verteidigt, die auch die umfangreiche Bibliographie Kliefoths enthielt.

Erst der letzte TOP 11 hält kurz fest: „Informationen durch den Landesbischof, den Präsidenten und die Oberkirchenräte“. In der Zusammenkunft am 25. April 1994 in Schwerin sprach Landesbischof Stier gleich zu Anfang über „Schwerpunktt Themen und Problemfelder wie Strukturfragen, Statistik, Verhältnis Landeskirche – Diakonie, geistliche Prozesse“. Danach berichtet Dekan Bieritz über die Besetzung der Lehrstühle Neues Testament und Kirchengeschichte, Probleme hinsichtlich der Assistentenstellen sowie die Entwicklung der Studentenzahlen. Vielsagend ist der Satz: „Möglicherweise ergibt sich die Notwendigkeit, dass die Landeskirche die Bemühung der Fakultät um ausreichende Assistentenstellen vor dem Hintergrund des Staat-Kirchen-Vertrages unterstützt“. Zu dem im Staat-Kirchen-Vertrag neu geregelten Berufungsverfahren sagt Bieritz, es werde „im großen und ganzen akzeptiert“. Prof. Niemann berichtet von Verhandlungen um das Theologenwohnheim. Frau Prof. Szagun „beschreibt die Arbeit im Bereich der religionspädagogischen Ausbildung“. Als Termin für die nächste Sitzung wird der 21.11.94 in Aussicht genommen, doch liegt darüber kein Protokoll vor, – die Sitzung könnte ausgefallen sein.

Von einer Sitzung am 15. Mai 1995 berichtet ein Protokoll der Landeskirche. Zunächst informiert Bieritz über den geschlossenen Kooperationsvertrag der theologischen Fakultäten Greifswald und Rostock. Dann geht es um offene Stellen der Rostocker Fakultät, auf die ein Brief des Dekans Bieritz den Oberkirchenrat schon hingewiesen hat „und zu denen der Oberkirchenrat im Kontakt mit dem Kultusministerium tätig geworden ist“. Einmal mehr wird so die Abhängigkeit der

⁶² Mit vielen Quellenzitaten dargestellt bei Karl Schmaltz: Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. 3, 1952, S. 376-89.

⁶³ Das Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte druckt in Band 13, 2010, den Beitrag von Hermann Beste auf S. 28-34 sowie den Beitrag von Martin Grahl auf S. 29-61.

Fakultät vom Oberkirchenrat deutlich. Dr. Schwerin berichtet von einem „Weiterbildungsbeirat“. Eine Teilnahme der Theologischen Fakultät Rostock an der Weiterbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Verkündigungsdienst werde geprüft. Als dringlich erweisen sich „Vokationstagungen“ bei der Anmeldung zum 1. theologischen Examen und vor der Übernahme in den kirchlichen Dienst. „Sie sind eine Möglichkeit, um die Eignung für den Verkündigungsdienst zu prüfen und festzustellen“.

In der Zusammenkunft am 27.11.1995 in Rostock wird informiert über die Vereinbarung zur Zusammenarbeit der Fakultäten Greifswald und Rostock. Im Winter 1995/96 betrug die Studentenzahl an der Theologischen Fakultät Rostock 63. Das Streben nach einem Magisterstudiengang Theologie „scheint im Kultusministerium nicht unterstützt und befürwortet zu werden. Dr. Schwerin wird unterstützend tätig werden“. Wieder bittet die Fakultät die Landeskirche um Hilfe gegenüber dem Kultusministerium.

Aber mittlerweile muss auch die Kirche mit einem neuen Stellenplan Kosten sparen. Das Protokoll nennt „tiefgreifende Konsequenzen für den Vorbereitungsdienst. Es werden ab 1996 nur sehr wenige Absolventinnen und Absolventen übernommen werden können“. Die sich ergebenden dramatischen Folgen „sind eine gemeinsame Aufgabe für die Landeskirche und die Fakultät“. Aber nach der gemeinsamen Aufgabe wird dann festgestellt, „dass die Prüfung der Eignung für den Verkündigungsdienst eine Aufgabe der Landeskirche und nicht der Fakultät ist“.

Am 6. Mai 1996 fand eine Zusammenkunft bei Landesbischof Stier in Schwerin statt, der einleitend einen Bericht zur Situation der Landeskirche gab. Ein Schwerpunkt waren „die künftigen Möglichkeiten der Landeskirche, hauptamtliche Mitarbeiter anzustellen“. Erneut wird das Problem der Vokation von Religionslehrern beraten. Eine „Auswahltagung der Landeskirche für Theologiestudierende, die ins Vikariat übernommen werden wollen, wird kritisch besprochen“. Die Tagung „hat Verletzungen und Demütigungen zur Folge gehabt“. Umstritten ist die Auswahl durch eine Beratergruppe. Es wird kritisiert, dass das Urteil der Beratergruppe einem Berufsverbot gleichkomme.

Es besteht Grund zu vermuten, dass diese Begegnung am 6. Mai 1996 die letzte gewesen ist, an der Christoph Stier als Landesbischof teilgenommen hat. Jedenfalls war für die nächste Tagung als Termin der 2. Dezember 1996 in Rostock vorgesehen worden. Ein Protokoll über eine derartige Sitzung liegt mir jedoch nicht vor. Die Beratungen 1993-1996 fanden unter völlig veränderten Umständen statt und brachten für alle Beteiligten Probleme, mit denen sie vorher nicht rechnen konnten.

Für mich persönlich war es eine Freude, dass im Jahre 2007 neue Begegnungen mit dem nunmehr in Rostock wohnenden Emeritus Stier zustande kamen. Bei zwei Besuchen 2010 in Bad Doberan übergab er mir auf meine Bitte hin Doku-

mente, die die Erstellung dieses Beitrages überhaupt erst ermöglicht haben, wofür ihm ganz herzlich gedankt sei, – auch wenn ich diese umfangreichen Dokumente wegen meiner nachlassenden Kräfte nur noch zu einem kleinen Teil auswerten konnte. Die Teilnahme an der harmonischen Feier von Christoph Stiers 70. Geburtstag am 7. Januar 2011 in der Rostocker Johanneskirche empfand ich als ein äußeres Zeichen für eine innere Verbundenheit durch nunmehr ein halbes Jahrhundert 1961-2011 mit all seinen reichlich bewegten Ereignissen.

Erfahrungen mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin¹

Der Jubilar Joachim Rogge nannte im Rückblick auf sein Leben die Evangelische Verlagsanstalt Berlin (EVA) seinen „Hausverlag“.² Diese Bezeichnung galt für die Mehrzahl der Theologen in der DDR. Es gab zwar noch einen Verlag mit christlicher Literatur: Den Union-Verlag, auch dort ist manches gute Buch erschienen. Aber wissenschaftlich arbeitende Theologen haben dort nur selten veröffentlicht, für uns Theologen war die Evangelische Verlagsanstalt (EVA) zuständig. Die EVA hatte eine kaum zu überschätzende Bedeutung für das Leben der Christen in der DDR. Das gilt für die breiten Leserschichten, die sie erreichte, sowie für Geschenke, die man anderen Menschen zukommen lassen wollte. Das gilt für manche Autoren, die hier - und manchmal eben nur hier - veröffentlichen konnten, aber auch für die vielen Mitarbeiter, die ihre Gaben in diesen Verlag einbrachten und in ihm jene „Nische“ gefunden hatten, in der sie ein sinnvolles Leben führen konnten. Eine Geschichte der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin würde sicher viele sachlich und menschlich interessante Einzelheiten bieten können.

Der von Siegfried Bräuer und Clemens Vollnhals herausgegebene Band mit dem ironischen Titel „In der DDR gibt es keine Zensur“ (EVA Leipzig 1995)³ informiert über einen wichtigen Aspekt: Die mitunter grotesken Hindernisse bei Druckgenehmigungen, denen der Verlag unterworfen war. Man erfährt auszugsweise, was hinter den Kulissen gelaufen ist. Der einleitende Überblick „Die staatliche Kontrolle der verlegerischen Arbeit für die evangelische Kirche und Theologie in der DDR“ (13-119) ist lesenswert, er berichtet u.a. auch über Hilfen aus dem Westen: Von dort kamen u.a. 90 % des Papierkontingents (18 f.). Nachstehend geht es nur um die Erfahrungen, die zwei Autoren, der 70-jährige Jubilar Joachim Rogge und der 75-jährige Verfasser dieser Zeilen, mit der EVA Berlin im Laufe ihres Lebens gemacht haben. Joachim Rogge und ich haben uns in diesem Verlag oft zu gemeinsamer Arbeit getroffen und standen (und stehen) seit rund 3 Jahrzehnten in einem ständigen brieflichen Austausch, der stets auch Verlagsangelegenheiten gilt.

¹ Aus: Unter dem Dach der Kirche: Festschrift für Joachim Rogge zum 70. Geburtstag. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 1999, S. 36-57.

² Joachim Rogge, Kirchengeschichtliche Forschung unter den Bedingungen der DDR. In: Kirchengeschichte als Autobiographie. Ein Blick in die Werkstatt zeitgenössischer Kirchenhistoriker. Hrsg. von Dietrich Meyer, Köln 1999, 289-332.

³ Siegfried Bräuer, Clemens Vollnhals (Hrsg.): „In der DDR gibt es keine Zensur“. Die Evangelische Verlagsanstalt und die Praxis der Druckgenehmigung 1954-1989. Leipzig 1995.

In dem Sammelband „Kirchengeschichte als Autobiographie“⁴ haben wir über unsere kirchengeschichtliche Arbeit berichtet. Freilich gibt es Unterschiede: Rogge schreibt von Berlin, ich von Rostock aus. Rogge ist primär an der Reformation und ihren Nachwirkungen bis heute interessiert, ich habe vor allem über die Alte und mittelalterliche Kirche gearbeitet. Auch unsere Mentalität ist verschieden: Joachim Rogges Temperament und Redegewandtheit ist mir nicht gegeben. Aber wir waren gleichzeitig Assistenten an der Theologischen Fakultät Berlin, wir hatten denselben Lehrer Walter Elliger, das allein verbindet schon zu gemeinsamer Arbeit. Bei Einzelfragen stellten wir immer wieder Übereinstimmungen fest, daraus erwuchs Vertrauen und freundschaftliche Verbundenheit. Ganz sicher sind wir uns darin einig, dass die EVA Berlin für unser Leben eine große Rolle gespielt hat und wir dem Verlag viel zu danken haben.

1. Erinnerungen an die EVA Berlin bis 1960

In den fünfziger Jahren arbeitete der 1946 neu gegründete Verlag im Hause Bischofstraße 6, mitten in der teilweise noch zerstörten Innenstadt von Berlin, wo mehrere kirchliche Institutionen auf engstem Raum untergebracht waren. Diese erzwungene Enge brachte auch einen gewissen familiären Rahmen, an den man sich - zumal im nostalgischen Rückblick - gerne erinnert. Man konnte dort leicht mal den für den Verlag verantwortlichen Kirchenmännern begegnen: Bischof Krummacher (Greifswald) und Propst Grüber (Berlin). Im Herbst 1968 zog der Verlag in die Krautstraße 52. Dort war mehr Platz, jeder Lektor hatte sein eigenes Zimmer, so dass man in Ruhe beraten konnte. Die Adresse in der Nähe vom Ostbahnhof war für auswärtige Besucher günstig. Aber die Gegend war hässlich, der Ausgang zum Verlag lag in einem Hinterhof mit Dreck und Lärm. Es war ein harter Kontrast, bis man die Verlagsräume erreicht hatte. Zuletzt bekam der Verlag Räume in der Ziegelstraße 30, nahe am Bahnhof Friedrichstraße. Dort war der Verlag so gut wie nie zuvor untergebracht.

Leider erlebte man dort nach der Wende auch das Ende der EVA Berlin. Der Neuanfang der EVA in Leipzig wird in den folgenden Zeilen nur gelegentlich noch kurz berührt werden.

Der Verlag erklärte mehrfach, wissenschaftlich-theologische Literatur könne nur als „Zusatzgeschäft“ am Rande eine Rolle spielen, man wolle primär den Gemeinden dienen. Aber das Interesse des Verlags auch an rein theologischer Arbeit war von Anfang an vorhanden, weil auch die theologische Ausbildung letztlich den Gemeinden dient. Daher gehörte also die Sorge um Lehrbücher zu

⁴ Vgl. den in Anm. 1 genannten Sammelband, in dem auch ich einen Beitrag geboten habe. G. Haendler, Kirchengeschichte – erlebt und dargestellt, a. a. O., S. 25-76.

den Aufgaben des Verlags. Wissenschaftlich-theologische Arbeit will und soll zudem sowieso nicht einfach an den aktuellen Problemen der Gemeinde vorbeigehen. Das gilt gerade für die beiden ersten Bücher, deren Druckgenehmigung in der EVA ich aus allernächster Nähe mit erlebt habe.

Walter Elliger schloss 1949 (noch in Greifswald) sein Buch ab „Luthers politisches Denken und Handeln“.⁵ Es erschien nach 3 Jahren Tautziehen endlich 1952. Es beruht auf Quellen, die meisten Anmerkungen sind Stellen in der Weimarer Lutherausgabe. Die Arbeit wollte aber primär in ihre Gegenwart hinein wirken. Im Vorwort schrieb Elliger: „Seit langem versucht eine mehr oder minder radikale Kritik, einen verhängnisvollen Einfluss Luthers auf die politische Entwicklung Deutschlands nachzuweisen, und sie hat gegenwärtig zum Teil Anschauungen vorgetragen, die das Bild des Reformators bis zur Unkenntlichkeit verändern. Darum erscheint es angebracht, in Auseinandersetzung mit solchen Anschauungen die überkommenen Vorstellungen wie die kritischen Einwände zu überprüfen und aus der verwirrenden Fülle der unterschiedlichen Meinungen ein möglichst klares Bild von Luthers Haltung zu gewinnen“. Wenig später fährt er fort: „Es ist mit Bedacht Wert darauf gelegt, Luther so viel als möglich zu Worte kommen zu lassen, damit der Leser sich ein eigenes Urteil bilden kann“(7). Das Buch kam in einer sehr kleinen Auflage heraus und durfte nicht nachgedruckt werden. Es zeigt immerhin, welche Freiheit 1952 noch in der DDR bestanden hat. Fast gleichzeitig hatte mein Vater Otto Haendler - ebenfalls noch in Greifswald - 1950 sein Buch abgeschlossen: „Angst und Glaube“.⁶ Auch hier gab es Schwierigkeiten, aber mein Vater konnte damals mit dem zuständigen Zensor direkt sprechen, um Probleme zu klären. Der Zensor äußerte die Befürchtung, die Angst könne als ein besonders typischer Zustand der Menschen in der DDR gemeint sein. Mein Vater hat einige Formulierungen geändert, um die Sorgen des Zensors zu zerstreuen. Das Buch konnte endlich 1953 erscheinen, das Vorwort sagt auch mit Rücksicht auf den Zensor: „Das Buch ist entstanden aus dem Miterleben mannigfacher Angst, hinter der doch in jedem Einzelfalle die Unsumme der Angst überhaupt in der Welt und die Tiefe der ‘Weltangst’ erspürt wurde. Es ist somit aus dem Leben gegriffen; es glaubt, ein dringendes Problem in Angriff zu nehmen und möchte zu seiner Lösung ein Beitrag sein...“(7). Das Buch war nach zwei Monaten vergriffen und bekam eine 2. Auflage, die im Vorwort neue Literatur nannte, sonst aber unverändert blieb.

Im Vergleich zu den späteren Zensurverfahren erscheinen jene Vorgänge als harmlos. Die beiden genannten Einzelerfahrungen lassen sich in einen größeren Zusammenhang einordnen. Friedemann Stengel hat in seiner umfangreichen, aus

⁵ Walter Elliger, Luthers politisches Denken und Handeln, Berlin 1952.

⁶ Otto Haendler, Angst und Glaube, Berlin 1954. Die in Anm. 3 und 4 genannten Bücher sind der Theologischen Fakultät Greifswald gewidmet.

Quellen erarbeiteten Darstellung „Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71“ (Leipzig 1998)⁷ dem ersten Kapitel die Überschrift gegeben: „Die Phase der relativen Autonomie der Theologischen Fakultäten 1946-1954“ (S.13-98). Eine solche „Phase der relativen Autonomie“ hat es in den ersten Nachkriegsjahren auch für die Veröffentlichungen der EVA in Berlin gegeben. Der Überblick von Bräuer/Vollnhals beginnt mit der Überschrift von Kapitel 1: „Die Sonderstellung der Evangelischen Verlagsanstalt“(16-21).

Als erste Reihe mit wissenschaftlichen Veröffentlichungen wurden die Theologischen Arbeiten begründet. 1954 erschien Band 1 mit einer ganz speziellen Thematik: „Die Überwindung der Anfechtung bei Luther – Eine Studie zu seiner Theologie nach den Operationes in Psalmos 1519-21“. Rudolf Hermann hatte diese Greifswalder Dissertation von Horst Beintker angeregt. Die gründliche Arbeit über eine lateinische Auslegung Luthers zu einem biblischen Buch mit systematisch-theologischer Ausrichtung war für die spezielle Lutherforschung interessant, sie war aber kaum geeignet, breitere Leserkreise zu erreichen. Die meisten Exemplare blieben viele Jahre lang unverkauft. Trotzdem hat der Verlag die Reihe weiter geführt. Herausgeber der Theologischen Arbeiten war der Ordinarius für Praktische Theologie Hans Urner (Halle) unter Mitarbeit von sechs Professoren: Kurt Aland, Martin Doerne, Walter Elliger, Erich Fascher, Alfred Jepsen, Alfred Dedo Müller. Drei Mitglieder dieses Kreises gingen zwischen 1954 und 1963 nach dem Westen: Den Anfang machte Martin Doerne, Professor für Systematische und Praktische Theologie in Halle, der 1954 einem Ruf nach Göttingen folgte, was damals noch relativ einfach möglich war. Als Nachfolger Doernes rückte der gerade aus Greifswald nach Berlin berufene angesehene Systematiker Rudolf Hermann in jenen Kreis ein.

Großes Aufsehen erregte das Kesseltreiben gegen Kurt Aland, den Ordinarius für Kirchengeschichte in Halle, der 1958 öffentlich angegriffen und schließlich aus der Professur entlassen wurde. Friedemann Stengel schildert in der genannten Arbeit die Vorgänge in dem Abschnitt „Der Fall Aland und die Zerschlagung des ‚Spiritus-Kreises‘ in Halle 1958“ (S.260-294). Er bringt zuletzt Zitate aus einem Dokument des damaligen Staatssekretariats für Hochschulwesen: Aland sei des „Intrigierens gegen Kollegen der Martin-Luther-Universität sowie des böswilligen Hemmens der sozialistischen Umgestaltung der Universitäten überführt“ worden (291). Aland war endlich zur Übersiedlung nach Münster gezwungen. In ähnlicher Weise hatte auch der Berliner Kirchenhistoriker Walter Elliger schon im Laufe der fünfziger Jahre manchen Streit durchgestanden. Sein eingangs genanntes Buch

⁷ Friedemann Stengel, Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71, Leipzig 1998.

hatte böse Kritik erfahren. Joachim Rogge und ich haben damals als seine Assistenten manche Emotionen aus der Nähe miterlebt,- z. B. beim Volksaufstand im Juni 1953 und beim Aufstand in Ungarn 1956. Besonders nach dem Mauerbau 1961 geriet Elliger in das Schussfeld seiner Gegner, sodass er – ganz entgegen seiner ursprünglichen Absicht – 1963 unter dem Druck drohender Verhaftung einen Ruf nach Bochum annahm. Stengel bringt die Vorgänge unter der Überschrift „Der Fall Elliger an der Berliner Fakultät“ (S.477-492, vgl. zu Elliger auch die vielen Hinweise im Register).

Die anderen Mitherausgeber blieben bis zur Emeritierung in ihren Fakultäten: Erich Fascher, Neutestamentler in Berlin, Alfred Jepsen, Alttestamentler in Greifswald, Alfred Dedo Müller, Praktischer Theologe in Leipzig, Rudolf Hermann, Systematiker in Berlin sowie Hans Urner, der Herausgeber der Reihe, in Halle. Aber alle diese Herren lehnten fremde Einflüsse ab und waren einig darin, dass die Reihe nur für saubere theologische Arbeit offen sein sollte. In dieser Reihe „Theologische Arbeiten“ erschien 1957 die Theologische Doktorarbeit von Joachim Rogge: „Der Beitrag des Predigers Jakob Strauß zur frühen Reformationgeschichte“.⁸ Rogge war von Walter Elliger zunächst angeregt worden, über den als „Schwärmer“ abgestempelten Hans Denck zu arbeiten. Denck hatte jedoch in Süddeutschland gewirkt, Quellenforschungen über ihn waren damals für einen ostdeutschen Doktoranden so gut wie unmöglich. Jakob Strauß stammte zwar auch aus dem Süden, seine Wirksamkeit als Reformator hatte aber Thüringen, insbesondere Eisenach, zum Schauplatz. Quellenstudien über ihn waren möglich. Der Anhang bietet einige Quellen im Faksimile (S.157-196).

Im Jahre 1958 wurde die Reihe angegriffen: Der damalige Leipziger Doktorand Kurt Meier, aktives Mitglied in der FDJ-Gruppe der Theologischen Fakultät Leipzig, war vom „Amt für Literatur“ mit einem Gutachten zum Band X der Reihe beauftragt worden. Dabei ging es nicht um normale Gutachten, wie sie jeder Verlag einholt, es ging um geheime Gutachten primär politischen Inhalts, die dem Verlag und natürlich auch den Autoren unbekannt blieben. Wir wussten von dieser Praxis und empfanden sie als heimtückische „Zensur“, weil man sich dagegen nicht wehren konnte. Nach der Wende wurden die Vorgänge bekannt und zum Teil gedruckt in dem genannten Buch von Siegfried Brauer und Clemens Vollnhals „In der DDR gibt es keine Zensur“ (Leipzig 1995). Über Kurt Meier und die Pläne der kleinen FDJ-Gruppe an der Theologischen Fakultät Leipzig informiert Stengels Buch ausführlich in Kapitel 2 „Die Phase der radikalen Veränderungen in der Politik gegenüber den Theologischen Fakultäten 1955-1958“ (S.99-308). Auf Meiers Gutachten vom 13. Mai 1958 zu Band X der Reihe „Theo-

⁸ Joachim Rogge, Der Beitrag des Predigers Jakob Strauß zur frühen Reformationgeschichte, Berlin 1957.

logische Arbeiten“ hatte Siegfried Bräuer in ThLZ 119 (1994)⁹ aufmerksam gemacht. Ihm verdanke ich eine Ablichtung jenes drei Seiten langen Dokuments.

Das Gutachten betraf meine Berliner Habilitationsarbeit „Epochen karolingischer Theologie“¹⁰ mit dem Untertitel „Eine Untersuchung über die karolingischen Gutachten zum byzantinischen Bilderstreit“. Der Gutachter kritisiert kaum den Inhalt des Buches; es geht ihm um die Reihe und ihre Herausgeber, insbesondere den damals schon umstrittenen Kurt Aland. Meier formulierte: „Schon die Tatsache, dass die Arbeit in der Reihe, die wesentlich von dem durch Prof. Aland bestimmten Gremium herausgegeben wird, erscheinen soll, zeigt dass der Verfasser persona grata in diesem Herausgeberkreis ist. Während bewährte Wissenschaftler und Friedenskämpfer wie Prof. Fuchs-Leipzig ihre Buchbesprechungen und Artikel von Prof. Aland meist nicht abgenommen erhalten und somit nicht zu Wort kommen können, soll die hier in einer sicherlich noch nicht sehr lange begründeten theologischen Schriftenreihe vorliegende Arbeit veröffentlicht werden“. Es folgt ein böser Satz, der pauschal die Reihe „Theologische Arbeiten“ verdächtigte: „Es wäre lohnenswert zu überprüfen, ob in den bisherigen neun Bänden der Reihe ein Verfasser ist, der als politisch positiv zu unserem Staat stehend zu bezeichnen wäre“. Meier schildert seine Gutachtertätigkeit für die Zensur rückblickend ohne eine Spur des Bedauerns.¹¹

Am Schluss seines Gutachtens 1958 warnt Meier vor einer Förderung von bestimmten Theologen, deren „Veröffentlichungen erscheinen, während die Herausgabe einer Schriftenreihe oder wenigstens einer wissenschaftlichen Zeitschrift der fortschrittlichen Kräfte bisher aus den genannten Gründen vereitelt wurde. Wenn die Hauptverwaltung Verlagswesen auch perspektivisch die Veröffentlichungen auf theologischem Gebiet etwas steuern will, dürfte dieser Gesichtspunkt nicht übersehen werden. Kurt Meier“. Dieser „Tiefschlag“ hatte freilich nicht die von Meier erhoffte Wirkung. Meine Habilitationsarbeit wurde 1958 gedruckt. 1960 erschien auch Joachim Rogges Berliner Habilitationsschrift:

⁹ Siegfried Bräuer, „dass die Zeitschrift eine progressive Tendenz erhält“. Der Herausgeberwechsel bei der ThLZ 1958-1960. Gründe und Hintergründe, ThLZ 119 (1994), 577-600.

¹⁰ Gert Haendler, *Epochen karolingischer Theologie. Eine Untersuchung über die karolingischen Gutachten zum byzantinischen Bilderstreit*, Berlin 1958.

¹¹ In dem in Anm. 1 genannten Band schreibt Kurt Meier: „Ich habe damals ausweislich meiner Unterlagen weit über 90% der von mir begutachteten Titel, manche durch entsprechend geringfügige Änderungsempfehlungen, zur Drucklegung verhelfen können“. (a.a.O., 203f.) Zu den Arbeiten, die dank seines positiven Gutachtens erscheinen durften, zählt Meier auch die Dissertation von „Joachim Rogge, später kirchenleitend tätig“. (a.a.O., 204)

„Johann Agricolas Lutherverständnis – unter besonderer Berücksichtigung des Antinomismus“.¹²

2. Wissenschaftliche Arbeiten in der EVA seit 1960 bis zum Verlagsjubiläum 1971

1960 begann ein langfristig geplantes Projekt der EVA: „Quellen - Ausgewählte Texte aus der Geschichte der christlichen Kirche“. Der damalige Verlagslektor Dr. Helmut Ristow lieferte einige Hefte und koordinierte die Reihe. Auch bei diesen Plänen spielte die Zensur eine Rolle. Ristow wollte von mir mehrere Hefte zum Mittelalter haben und schlug u.a. ein Heft „Kreuzzüge“ vor. Am 14.1.1961 warnte ich vor einem Heft mit diesem Titel, der einen Zensor zur besonderen Strenge reizen werde. „Dies wäre umso bedauerlicher, als die Kreuzzüge ja nun so wichtig nicht sind, dass sie ein Sonderheft gewidmet bekommen müssten. Daher schlage ich vor: Heft 18 ‚Kaisertum und Papsttum im Mittelalter‘; Heft 19 ‚Das Zeitalter der päpstlichen Weltherrschaft‘. In beiden Heften würde ich natürlich auch auf die Kreuzzüge eingehen, wobei die nötige Kritik an dieser Bewegung ebenso zum Ausdruck käme wie die historischen Bedingungen für die Kreuzzüge objektiv erklärt werden müssten“. So geschah es dann auch in den Jahren 1961-1965. In dieser Reihe sind damals zahlreiche Hefte herausgekommen mit zweisprachigen Texten, Einleitungen und Kommentierungen, die gerade von Studenten gerne benutzt worden sind.

Joachim Rogge hat fünf Hefte beigesteuert, zunächst 1962 Hefte über „Luthers Mitarbeiter“: Melancton (Heft 30/I) und Bugenhagen (Heft 30,II). Beide Hefte waren gerade angesichts der Quellenlage hilfreich, Bugenhagens Schriften lagen (und liegen leider noch immer) vielfach nur in uralten Ausgaben vor. Noch wichtiger wurden Rogges 1964 erschienene drei Hefte über Johannes Calvin (29, I-III), die neben lateinischen, auch französische Texte des Genfer Reformators boten. Die Zahl der Menschen, die sich an Calvins französische Texte herantrauen, ist ohnehin im deutschen Sprachraum nicht groß, in der DDR jedenfalls hatte Rogge bald als Calvinkenner eine Spitzenstellung. Die Hefte waren rasch verkauft, wurden aber leider nicht nachgedruckt. Die Pläne kamen allmählich zum Erliegen, weil Dr. Ristow in Westberlin wohnte und nach dem Bau der Mauer im August 1961 eine Pfarrstelle in Westberlin übernahm; er konnte seitdem nur noch indirekt durch Gutachten an der Arbeit des Verlags mitwirken. Es gab damals weiterreichende Pläne. In der Planung vom 20.1.1961 steht der Name von Joa-

¹² Joachim Rogge, Johann Agricolas Lutherverständnis unter besonderer Berücksichtigung des Antinomismus, Theologische Arbeiten Bd. XIV, Berlin 1960.

chim Rogge noch für zwei weitere Themen. „Protestantische Bekenntnisse und lutherische Orthodoxie“ (Heft 32); „Nebenströmungen der Reformation“ (Heft 33).

Ich habe fünf Hefte geliefert, die einen Überblick über fast ein Jahrtausend boten: Heft 16 A „Das Christentum und die Germanen bis Bonifatius“ begann im späten 3. Jahrhundert mit der Verschleppung von Wulfilas christlichen Vorfahren. Meine Beiträge endeten mit Heft 19 „Die Weltmacht des Papsttums“ bei Papst Innozenz III., der am Anfang des 13. Jahrhunderts weitgehend eine Weltherrschaft ausübte. In der Planung von 1961 war mir außerdem noch ein Heft 37 zgedacht, dessen Thema mich gereizt hätte: „Das Papsttum von der Gegenreformation bis zur Gegenwart“. Aber die ganze Quellenreihe ist leider auf der Strecke geblieben. Als dritte Reihe erschienen „Aufsätze und Vorträge zur Theologie und Religionswissenschaft“, die Erdmann Schott und Hans Urner herausgaben. Die beiden Hallenser Professoren hatten den etwas umständlichen Reihentitel mit Bedacht formuliert: Sie erstrebten einen möglichst weiten Spielraum. Ich habe davon profitiert mit drei unterschiedlichen Themen: Heft 15 „Wulfila und Ambrosius“ (1961) führt in die alte Kirchengeschichte, Heft 62 „Schwedisch-deutsche Kirchenbeziehungen 1901-1936“ (1975) greift ein Thema der modernen ökumenischen Beziehungen auf, Heft 72 „Amt und Gemeinde bei Luther im Kontext der Kirchengeschichte“ (1979) geht auf einen Vortrag vor dem Theologischen Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) in Wittenberg zurück. Die Hefte wurden meistens vom Stuttgarter Calwer Verlag übernommen in die dortige Reihe „Arbeiten zur Theologie“. Von Stuttgart aus ist mein zuletzt genanntes Heft auch in den USA bekannt geworden. Ruth Gritsch übersetzte es ins englische, ihr Mann Eric W. Gritsch brachte es zum Druck beim Fortress-Verlag Philadelphia (1981). In dieser Ausgabe stand vorne, die Arbeit sei ursprünglich im Calwer Verlag Stuttgart erschienen. Nachträglich wurde auf Hinweis der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin richtig gestellt, dass diese Arbeit zuerst in Ostberlin gedruckt worden war.

Auch Joachim Rogge hat für diese Reihe „Aufsätze und Vorträge“ wichtige Beiträge geliefert. Heft 26 „Zwingli und Erasmus. Die Friedensgedanken des jungen Zwingli“ (1962) griff ein Thema auf, das den Autor später noch häufig beschäftigen sollte. Das gilt in noch stärkerem Maße von dem 1965 erschienen Heft 30 „Virtus und Res. Um die Abendmahlswirklichkeit bei Calvin“. Hier kamen seine wesentlich von Rudolf Hermann geförderten Lutherkenntnisse und seine neuen Calvinforschungen voll zum Zuge. Man kann durchaus behaupten, dass Rogge mit diesem Heft der Konkordie von Leuenberg 1973 wie auch dem späteren Zusammenrücken der evangelischen Kirchen in der DDR zu einem „Bund evangelischer Kirchen“ den kirchengeschichtlichen Boden bereitet hat, obwohl darauf später nicht ausdrücklich Bezug genommen wurde.

Mit dem Mauerbau im August 1961 wuchsen die Aufgaben für die in der DDR verbliebenen Kirchenhistoriker. Kurt Alands Vertreibung 1958 war be-

schrieben worden. Nur wenig später ging der Leipziger Dozent Erich Beyreuther nach Erlangen. Durch den Bau der Mauer wurde Walter Dreß faktisch ausgesperrt: Der an der Humboldt-Universität lehrende Kirchenhistoriker war zugleich Pfarrer in Westberlin. Walter Delius von der Kirchlichen Hochschule in Westberlin hatte kurz vor dem Mauerbau seine Wohnung von Ostberlin nach Westberlin verlegt. Walter Elliger folgte 1963 - wie schon beschrieben - unter dem Druck der Ereignisse einem Ruf nach Bochum. Klaus Wessel verließ nach kurzer Wirkungszeit Greifswald. Ernst Barnikol (Halle) und Hanna Jursch (Jena) wurden Anfang der sechziger Jahre emeritiert. Auf den am Berliner Sprachenkonvikt lehrenden Dozenten Joachim Rogge kamen Aufgaben in Hülle und Fülle zu, während ich an der Theologischen Fakultät Rostock seit Herbst 1961 für die EVA nicht ganz so leicht erreichbar war. So konnte ich mich stärker auf meinen neuen Wirkungskreis an der Rostocker Universität und in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs einstellen. Aber ein Kontakt zur EVA Berlin blieb.

Die EVA Berlin bat Joachim Rogge um Festschriften: Die zum 400. Todestag Melanchthons, lag pünktlich 1960 vor. Eine Festgabe zum 400. Todestag Calvins konnte sogar schon ein Jahr vorfristig 1963 erscheinen.¹³ In demselben Jahr 1963 wurde Joachim Rogge in der Nachfolge von Walter Elliger Vorsitzender des Arbeitskreises für kirchengeschichtliche Forschung in der EKV. In dieser Funktion hat er über 3 Jahrzehnte hinweg gewirkt. Die reichste Frucht dieser Arbeit ist die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union, die ersten Bände sind 1992 und 1994 in der EVA Leipzig erschienen;¹⁴ der 3. Band steht vor dem Abschluss. In seinem Rückblick sagt Rogge: „Große Teile der deutschen Geschichte seit Beginn des 19. Jahrhunderts, die sich in der Geschichte der Unionskirche spiegeln, sind hier zur Darstellung gekommen“ (319 f.). Für das Jahr 1971 erbat die EVA zum 450. Jahrestag des Reichstages von Worms 1521 ein recht gründliches und doch verständliches Quellenbuch. Rogge legte eine Darstellung vor unter dem Titel „1521-1971. Luther in Worms. Ein Quellenbuch“.¹⁵ Es enthielt die wichtigsten Quellen - primär die Reichstagsakten - weithin im vollen Wortlaut mit Übersetzungen und Kommentierungen, manche Texte wurden sogar im Faksimile geboten. Dieses Buch habe ich oft Studenten für ein Referat im Proseminar übertragen, weil an dieser Arbeit sowohl inhaltlich wie auch methodisch viel zu lernen war.

¹³ Philipp Melanchthon. Eine Gabe zu seinem 400. Todestag, hrsg. von Joachim Rogge, Berlin 1960.

¹⁴ J. F. G. Goeters/J. Rogge (Hrsg.), Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch, Bd. 1: hrsg. von J.F.G. Goeters und R. Mau, Leipzig 1992, Bd. 2: Hrsg. von J. Rogge und G. Ruhbach, Leipzig 1994, Bd. 3, Leipzig 1999.

¹⁵ 1521-1971. Luther in Worms. Ein Quellenbuch, hrsg. von J. Rogge, Berlin 1971.

Über die Kirchengeschichte hinaus ging eine neue Schriftenreihe der EVA, die unmittelbar nach dem Mauerbau 1961 begann: Die „Theologischen Versuche“. Ab Band 2 wirkten die habilitierten Theologen Joachim Rogge und Gottfried Schille als Herausgeber. Die Reihe galt als das inoffizielle Veröffentlichungsorgan für die Dozenten der kirchlichen Ausbildungsstätten in der DDR. Die Theologen der staatlichen Fakultäten hielten sich daher etwas zurück, was nicht als Zeichen der Überheblichkeit gedeutet werden sollte. Ich bin jedenfalls sehr dankbar für die Aufnahme von zwei Beiträgen altkirchlichen Inhalts: Band IV (1972) brachte meinen Aufsatz „Das neue Bild des Kaisers Konstantin und der sogenannte „Konstantinismus“ (S.71-87). Im abschließenden Band XVIII (1993) wurde meine 1986 in Hamburg, Kiel und Göttingen gehaltene Gastvorlesung gedruckt: „Antike und Christentum bei den älteren lateinischen Kirchenvätern“ (S.99-116). Für die Aufnahme der letztgenannten Arbeit bin ich Joachim Rogge besonders dankbar, denn für diesen letzten Band lagen viele Beiträge zur Auswahl vor.

Das Vorwort des letzten Bandes erinnert an die Anfänge der „Theologischen Versuche“ am Ende des Jahres 1961: „Der Verlag hat die schwierige Situation in ein Angebot verwandelt. Da es seinerzeit keine Möglichkeit gab, eine selbständige theologische Zeitschrift zu gründen, hat man sich zur Herausgabe von Sammelbänden entschlossen, die in loser Folge erscheinen sollten. Es ist der rührigen Werbung der Bekennenden Kirche zu danken, dass der erste Band bei seinem Erscheinen überzeichnet war und sofort in einer Nachauflage herausgebracht werden konnte. Damit war dokumentiert, dass eine Reihe mit wissenschaftlich-theologischen Beiträgen im Raum der DDR gewünscht und auch von theologisch interessierten Lesern getragen wurde. Niemand hat seinerzeit geahnt, dass die Theologischen Versuche zu einer Reihe von insgesamt 18 Bänden mit etwa 250 Beiträgen anwachsen würden“(5). Das Vorwort erwähnt Widrigkeiten für die Herausgeber. „Zu nennen ist hier der Streit mit dem damaligen Ministerium für Kultur, gegen dessen Votum die Herausgeber bei Ansinnen von Änderungen und Streichungen von Partien und ganzen Beiträgen oft Stellung nehmen mussten. Hier gilt unser Dank dem theologischen Lektorat der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin“(6). Zum Inhalt heißt es: Die Bände bieten „keine DDR-spezifischen theologischen Aussagen, wie sie von bestimmten Kreisen des damaligen Staates gefordert wurden. Sie belegen jedoch unverwechselbar, wie in der damaligen DDR theologisch gedacht worden ist. In dieser Hinsicht werden die ‚Theologischen Versuche‘ bleibenden Wert behalten“(6). Im Jahre 1970 plante die Evangelische Verlagsanstalt einen Band zum 25-jährigen Verlagsjubiläum 1971. Joachim Rogge und ich sollten mitwirken. Wir bekamen jedoch von der Zensorin Rosemarie Müller-Streisand schlechte Noten, die im Buch von Brauer/Vollnhals gedruckt wurden. Wir sind geistig „weitgehend in Westdeutschland beheimatet“. Mein Beitrag erschien „völlig unannehmbar“, eine „reaktionäre Geschichtsklitterung“,

die Berliner Kollegin empfand ihn „als einen mittelgroßen Skandal“ (221). Joachim Rogge „referiert mit mäßigem Niveau Probleme der Kontinuität der Fragestellungen vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert“. Stoecker (Antisozialist, Antisemit) und Naumann (Ideologe des Imperialismus) werden „viel zu positiv beurteilt... Das Ganze bleibt recht verschwommen“ (S.225). Der Band konnte nur mit Änderungen und Zusätzen 1971 erscheinen.¹⁶ Mein Beitrag wurde später in den Theologischen Versuchen IV, 1972 gebracht, der offenbar einem freundlicheren Zensor vorgelegen hatte.

3. Mitarbeit in der Theologischen Literaturzeitung (ThLZ)

An dieser Stelle sei die ThLZ genannt, deren Gründung am Ende des 19. Jahrhunderts auf eine Initiative des jungen Adolf Harnack in Leipzig zurückgeht. Sie war im Hinrichsverlag erschienen, der im Kriege weitgehend zerstört worden war. Die EVA hat die Tradition der ThLZ weitergeführt. Bis 1958 amtierte Kurt Aland als Herausgeber unter Mitwirkung von Ernst Sommerlath (Leipzig). In Alands Berliner Zimmern (in Ost und West) türmten sich die Bücher, die er oft im Alleingang an Rezensenten vergab. Das Kesseltreiben 1958 gegen Aland wirkte natürlich auch auf die ThLZ: Das Juniheft 1958 nannte als Herausgeber „i. V. Ernst Sommerlath“. Im Osten fürchtete man, die ThLZ werde nach Alands Übersiedelung nach Münster nun im Westen erscheinen. Das Gerangel in der DDR hat Siegfried Bräuer beschrieben in ThLZ 119 (1994) Sp.577-6008. Ende 1958 wurde Ernst Sommerlath Herausgeber, dem ein Redaktionskollegium beratend zur Seite stand: Erich Fascher, Neutestamentler in Berlin, Gerhard Gloege, Systematiker in Jena, Erich Hertzsch, Praktischer Theologe in Jena, Erhard Peschke, Kirchenhistoriker in Halle.

Wir jüngeren habilitierten Nachwuchskräfte bekamen allmählich Bücher zur Rezension. Joachim Rogge gehörte schon bald zu den Rezensenten der ThLZ als Fachmann für die Reformation, zumal für die Reformatoren in der Schweiz war er mit erste Wahl; zudem zeigte sich, das er pünktlich seine Rezensionen lieferte. Ich selbst erinnere mich gerne an meinen ersten Rezensionsauftrag 1957: Festschrift zur 400-Jahrfeier der Universität Greifswald (1956).¹⁷ Ich habe auch später weniger beliebte Festschriften, Sammelbände und fremdsprachige, zumal französische Bücher übernommen, für die sonst Rezensenten nur schwer zu finden waren. Meine Termine habe ich stets eingehalten.

¹⁶ Bericht von der Theologie. Resultate - Probleme - Konzepte, hrsg. von G. Kulicke, K. Matthiae und P.P. Sängler, Berlin 1971.

¹⁷ ThLZ 83 (1958), 429-433. Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald, 2 Bde., Greifswald 1956.

1979 erhielt ich Einblick als Fachberater für Kirchengeschichte im Redaktionskollegium. Drei- bis viermal im Jahr reiste ich dazu nach Leipzig. Hier bemerkte ich mit Staunen, dass manche Kollegen - auch solche in der DDR - die zur Rezension angebotenen Bücher ablehnten oder die Termine erheblich überzogen. Im Laufe von über 40 Jahren habe ich über 500 Bücher zur Rezension erhalten, in späteren Zeiten habe ich mir gelegentlich auch das eine oder andere Buch erbeten. Dieser Weg war oft die einzige Möglichkeit, um zu DDR-Zeiten bestimmte Fachbücher zu bekommen, die im Westen erschienen waren. Freilich übernahm man die Verantwortung, die Ergebnisse eines Buches so mitzuteilen, dass die DDR-Leser, die das Buch nicht erhalten konnten, möglichst zuverlässig informiert wurden. Ich habe daher häufig auf jedes polemische Urteil verzichtet: Die Leser der ThLZ sollten das mir anvertraute Buch kennen lernen, meine Meinung zu dem Buch war nur sekundär bedeutsam.

Die Redaktionssitzungen fanden im Gebäude des Hinrichsverlages in der Scherlstraße statt, damals Außenstelle der EVA in Leipzig. Das Haus war teilweise noch zerstört, die ganze Gegend war zum Abriss vorgesehen und verfiel sichtbar. Ein paar schöne alte Bäume auf dem Hof vor dem halbwegs verfallenen Hause wirkten wie eine makabere Kulisse. Die Räume waren im Winter recht kalt, im engen Beratungszimmer wurde ein kleiner Ofen geheizt, der aber manchmal so viel Hitze abstrahlte, dass wir uns nur in einem gewissen Abstand zu ihm aufhielten. Als Herausgeber amtierte noch Emeritus Ernst Sommerlath. Die Leitung der Sitzungen lag aber bei seinem Schüler Ernst-Heinz Amberg, der dann sein Nachfolger wurde sowohl in der systematischen Professur der Theologischen Fakultät Leipzig wie auch in der Herausgeberschaft der ThLZ. Ein weiterer Schüler Sommerlaths wirkte mit: Ulrich Kühn, damals Dozent am Leipziger Theologischen Seminar und lange Jahre Gastprofessor in Wien. Zwei Schüler von Amberg rückten in den achtziger Jahren nach: Martin Petzold als systematischer Fachberater und Annette Weidhas als Redakteurin. Aus Halle waren der Neutestamentler Traugott Holtz und der Praktische Theologe Eberhard Winkler stets dabei. Nach der Wende kam noch der Religionspädagoge Christian Grethlein aus Halle dazu sowie der damals noch in München lehrende Alttestamentler Jörg Jeremias, der Karl-Heinz Bernhardt (Berlin) ablöste. Ich war in jenem Kreise das einzige „Nordlicht“. Als Kirchenhistoriker hatte ich mir die Arbeit zu teilen mit dem stets kooperativen Verlagsdirektor der EVA Siegfried Bräuer. Die Sitzungen verliefen in einer sachlichen und menschlich angenehmen Atmosphäre, dazu trug die ruhige Leitung durch Herrn Amberg wesentlich bei.

Rückschauend kann man sagen, dass in der ThLZ zu DDR-Zeiten nie ein Wort der Akklamation zur Regierungspolitik oder zu Jubiläen, auch nie eine allzu angepasste Rezension oder gar ein „linkslastiger“ Leitartikel erschienen ist. Freilich sind wir bei manchem Buch der Ansicht gewesen, dass es unter den gegebenen Umständen nicht in der ThLZ besprochen werden sollte oder nur als

Titelaufnahme genannt werden könne. Hinterher kann man fragen, ob wir manchmal etwas zu vorsichtig gewesen sind? Fragen dieser Art legen sich gerade die Angehörigen der staatlichen Theologischen Fakultäten sowieso vor. Aber wer Verantwortung trägt für ein traditionsreiches, altes Schiff, sei es die Theologische Literaturzeitung oder eine Fakultät (oder auch eine Gemeinde oder eine Landeskirche), der musste sich hüten, zu hart an eine Kaimauer anzustoßen oder gar das Schiff auf Grund zu setzen. Menschen, die nicht mit im Boot gesessen haben, können die Situation schwer zutreffend beurteilen.

Im Laufe der achtziger Jahre wurde unser Spielraum etwas größer. Das Lutherjubiläum 1983 trug wesentlich mit dazu bei. Einen Aufsatzband „Zur Geschichte der Theologischen Fakultät Berlin“, der in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Humboldt-Universität als Heft 7/1985 erschienen war, habe ich so deutlich kritisiert,¹⁸ dass sich ein betroffener Berliner Dozent beschwerte und eine Gegendarstellung forderte. Unser Herausgeber Amberg lehnte dieses Ansinnen kühl ab mit dem Bemerkung, meine Rezension entspreche voll und ganz den gegebenen Tatsachen. So ist mindestens in diesem einen Falle die Grenze der damals gegebenen Möglichkeiten voll ausgereizt worden. Nach der Wende schien mit dem Ende der EVA Berlin zunächst auch das Ende für die ThLZ gekommen zu sein. Bei der Gründung der neuen EVA in Leipzig wurde dann aber auch die ThLZ weiter geführt. Ich bin erst 1995 aus der Redaktion ausgeschieden, als der jüngere Kollege Amberg aus Altersgründen zurücktrat. Die Mitarbeit in der Redaktion der ThLZ war mir aus sachlichen und menschlichen Gründen besonders wertvoll.

4. Von der Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1970 bis zum Luther-Jubiläum 1983

Der TARF geht auf eine schwedische Initiative zurück. Eine Gruppe skandinavischer Gäste hatte 1967 bei den Feiern zum 450. Jahrestag der Reformation vom damaligen Direktor der Lutherhalle Wittenberg Oskar Thulin einige Sorgen gehört, wie es mit der Lutherhalle nach seiner bevorstehenden Emeritierung weitergehen solle. Man gründete einen „ökumenischen Freundeskreis der Lutherhalle Wittenberg“ unter Leitung des schwedischen Bischofs Askmark, dem als Sekretär Propst Sam Aurelius zur Seite stand. Dieser Kreis wurde 1968 aufgewertet durch den Beitritt der Erzbischöfe von Schweden und Finnland. Auf Anregung des Freundeskreises hin wurde am 16. März 1970 in Berlin (Ost) auf Ein-

¹⁸ ThLZ 111 (1986), 91f.

ladung von Bischof Werner Krusche (Magdeburg) der TARF gegründet.¹⁹ Unter den Gründungsmitgliedern waren Joachim Rogge und ich.

Im September 1972 fand in Eisleben die 3. Arbeitstagung des TARF statt, auf der konkrete Pläne gemacht wurden, die primär die EVA betrafen: Eine wissenschaftliche Studienausgabe von 5 Bänden sollte erarbeitet werden, außerdem eine Taschenbuchausgabe in einer modernen deutschen Sprache. Wir stritten, ob für die DDR 2 Lutherausgaben zu verkräften seien, der Verlag äußerte Bedenken.

Es kam der Gedanke auf, eine Lutherausgabe könne im Unionverlag erscheinen, was jedoch auf Widerspruch stieß. Beide Lutherausgaben wurden zu einem vollen Erfolg, der freilich auch auf bestimmten (u.a. finanziellen) Voraussetzungen beruhte. Das Vorwort des 1979 erschienenen Bandes 1 der Studienausgabe sagt im letzten Absatz: „Dank gebührt der Kanzlei der Evangelischen Kirche der Union - Bereich DDR -, vornehmlich den beiden Präsidenten Franz-Reinhold Hildebrandt und Reinhold Pietz († 1976), die während ihrer Amtszeit nacheinander wesentliche Impulse für das Zustandekommen der Ausgabe gegeben haben“ (S.8). Dieser Dank gebührt ebenso dem folgenden Präsidenten Joachim Rogge, der rückblickend sagte: „Zu einem kleinen Teil bin ich an der Herausgeberschaft beteiligt und konnte einiges beitragen, um das Quellenwerk, das inzwischen in der internationalen Fachwelt allgemeine Akzeptanz gefunden hat, auf den Weg zu bringen. Wie in anderen Fällen wissenschaftlicher Publikationen hat die Evangelische Kirche der Union hier finanziell und nicht nur in dieser Beziehung geholfen“ (S.318).

Eine weitere günstige Voraussetzung für das Erscheinen der beiden Lutherausgaben nennt das Buch „In der DDR gibt es keine Zensur“. Die Neubewertung Luthers durch die DDR war offenkundig. Luther war nicht mehr der „Fürstensknecht“, sondern „einer der größten Söhne des deutschen Volkes“. Kein anderes Ereignis hat die Zensur gegenüber der EVA „so nachhaltig beeinflusst wie die offizielle Neubewertung Luthers“ (S.56). Der Herausgeber der Studienausgabe Hans-Ulrich Delius hatte die neue Studienausgabe mustergültig vorbereitet, die Texte waren durchweg neu kollationiert worden. Siegfried Bräuer stellt fest: „Eine merkliche Lockerung des Verhandlungsklimas war die Folge, so dass die Spielräume von Beginn der achtziger Jahre an ausgeweitet werden konnten“ (S.56). Probleme gab es bei jenen Bänden, die der Berliner Zensorin Rosemarie Müller-Streisand vorlagen. Das betraf u. A. den 5. Band der Taschenbuchausgabe, den Hubert Kirchner unter dem griffigen Titel „Christ und Gesellschaft“ gestellt hatte. Diesen Buchtitel nannte Frau Müller-Streisand „eine im Grunde demagogische Irreführung“, da Luther doch von „Gesellschaft“ noch nichts gewusst habe (57).

¹⁹ Gert Haendler, Nordeuropäische Einflüsse zur Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1969/70. Der Vortrag in Wittenberg auf der 23. Tagung des TARF wurde gedruckt in *Kyrkohistorik Årsskrift* 1996, 107-114.

Aber auch als Person war der Herausgeber der Zensur nicht genehm: Kirchner war ein Schüler von Walter Elliger und vertrat nach Frau Müllers Ansicht „durchaus dessen apologetisches, konservatives bis reaktionär gefärbtes Lutherbild“ (S. 57, Anm. 112). Die Taschenbuchausgabe, gegen die wir im TARF zunächst so viele Bedenken gegeben hatten, wurde ein Verkaufserfolg. Die 5 Bände kamen in rascher Folge in den Jahren 1981-1984 in den Buchhandel und waren bald ausverkauft. Auch die neue Wissenschaftliche Studienausgabe liegt in den ursprünglich geplanten 5 Bänden vor, Übersetzungen und ein Glossar sollen folgen. Hans-Ulrich Delius, mittlerweile auch Emeritus, kann auf ein sehenswertes Lebenswerk zurückschauen, das auch er bei gleichbleibender Unterstützung durch die EVA erarbeiten konnte.

Vor dem Lutherjubiläum 1983 stand das Müntzerjubiläum 1975: Man gedachte in der DDR des Jahres 1525 und Thomas Müntzers, der von jeher den Marxisten als Ahnherr galt. Aber auch im kirchlichen Raum hatte man sich an die Arbeit gemacht. Im Vergleich zu Luther liegt von Müntzer nur eine geringe Zahl von Quellen vor. Trotzdem betrieben staatliche wie kirchliche Stellen einen hohen Aufwand. Die EVA legte den Band vor: „Thomas Müntzer. Anfragen an Theologie und Kirche“ (1977). Der Magdeburger Bischof Dr. Christoph Demke war Herausgeber, Joachim Rogge steuerte einen Aufsatz bei: „Müntzers und Luthers Verständnis von der Reformation der Kirche“. Der Band wurde schon 12 Jahre danach überholt durch den Sammelband „Der Theologe Thomas Müntzer. Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Lehre“.²⁰ Diesen Band brachte die EVA Berlin 1989 heraus zu Müntzers 500. Geburtstag, (der mit hoher Wahrscheinlichkeit 1489 anzusetzen ist). Dieses Buch dürfte wohl für längere Zeit das Standardwerk über Müntzer sein. Die von Walter Elliger seit jeher vertretene Sicht, Thomas Müntzer sei als Theologe zu verstehen, wurde hier bestätigt. Das Register des Bandes weist Walter Elliger als den weitaus am meisten zitierten modernen Autor aus.

Als dritte Veröffentlichung der EVA zu Müntzer erschien ein schmales Heft: „Thomas Müntzer, Deutsche Evangelische Messe 1524“, ediert 1988 von Siegfried Bräuer, dem Cheflektor der EVA. Er verweist in der Einleitung darauf, „dass drei von den neun Druckschriften Müntzers liturgische Werke sind“. Zu dem Bild des Bauernführers Müntzer wollte natürlich Müntzer als Liturgiker kaum passen. Diese Seite wurde umso mehr als fremd empfunden, da ein Vergleich der reformatorischen Gottesdienstordnungen zu der Feststellung führte, Müntzer sei der konservativste von allen Liturgikern der Reformatoren (S.5). Die Erneuerung des Gottesdienstes nach 1945 knüpfte an Luthers Deutsche Messe an, während Müntzers liturgische Werke ziemlich unbekannt blieben. Bräuer formuliert: „Die mehr

²⁰ Der Theologe Thomas Müntzer. Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Lehre, hrsg. von Siegfried Bräuer und Helmar Junghans, Berlin 1989.

musikalisch orientierte reichere Gregorianik der Allstedter Gottesdienste blieb der Aufmerksamkeit musikgeschichtlicher und liturgischer Spezialkenner überlassen“ (5). Das Heft kann kaum ein Verkaufserfolg geworden sein, umso mehr ist dem Herausgeber und Verlagsdirektor zu danken.

In Vorbereitung zum Lutherjubiläum erbat Joachim Rogge im Herbst 1980 einen Beitrag für den geplanten Band „Themen Luthers als Fragen der Kirche heute“, den er gemeinsam mit Gottfried Schille als Sonderheft der Reihe „Theologische Versuche“ herausbringen wollte. Dieser Band sollte vor dem Jubiläumsjahr 1983 im Buchhandel vorliegen. Rogge hatte von meiner Gastvorlesung in Helsinki 1980 gehört über „Das Erbe Martin Luthers an der Theologischen Fakultät Rostock 1848-1918“. Diese Gastvorlesung hatte ich aber bereits dem Herausgeber des Jahrbuchs „Herbergen der Christenheit“, Dr. habil. Karlheinz Blaschke, geschickt, der sie in Heft 13 (1981/82) zum Druck führte.²¹ Ein Rückblick auf die EVA muss auch dieses regionalgeschichtliche Jahrbuch nennen, das der Historiker und Archivar Blaschke trotz mancher Widrigkeiten alle zwei Jahre wieder mit interessanten Beiträgen zusammengestellt hat. Damals teilte ich Rogge den Stand der Dinge mit. Ein Briefausschnitt vom 20.12.1980 mag den lockeren Ton und den dennoch damit verbundenen Informationswert exemplarisch zeigen: „Meine Gastvorlesung in Helsinki über ‚Das Erbe Martin Luthers an der Theologischen Fakultät Rostock 1848-1918‘ ruht zur Zeit beim Chefredakteur der Herbergen der Christenheit in Friedewald bei Dresden. Er plant ein Heft über Luthers Nachwirkungen auf die verschiedenen Landschaften der DDR. Er hatte allerlei bekommen für den Süden, ein Beitrag aus Mecklenburg lag ihm auch vor, passte ihm aber wohl nicht so ganz in seine Pläne. Da hörte er bei unserer TARG-Tagung in Connewitz von meiner Gastvorlesung in Finnland, er biss sofort an. Meine Arbeit wertet an sich nur Promotionsarbeiten aus, die ich zu unserem Rostocker Universitätsjubiläum 1969 angeregt hatte. Es geht vor allem um August Wilhelm Dieckhoff, Michael Baumgarten und Wilhelm Walther, die sich viel auf Luther berufen haben. Insgesamt kommt dabei ein recht unterschiedliches Bild heraus. Vater Luther musste eben für alles herhalten: Für die lutherische Orthodoxie (Dieckhoff), für den Protestantenverein (Baumgarten) und für den Kriegsausbruch 1914 (Walther),- um gleich die Extreme zu nennen.“

Für Rogges geplanten Sammelband lieferte ich ein Referat, das ich auf einer Tagung in Aarhus 1981 gehalten hatte: Die Bedeutung Martin Luthers auf den Konferenzen der Hochschultheologen der Ostseeländer 1961-1980.²² Jener Sam

²¹ Gert Haendler, Das Erbe Martin Luthers an der Theologischen Fakultät Rostock 1848-1918, in: Herbergen der Christenheit. Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte 13, 1981/82, hrsg. von Karlheinz Blaschke, Berlin 1982.

²² Gert Haendler, Die Bedeutung Martin Luthers auf den Konferenzen der Hochschultheologen der Ostseeländer 1961-1980, in: Themen Luthers als Fragen der Kirche heute, hrsg. von J.

melband geriet in die Hände der Zensorin Rosemarie Müller-Streisand, die ihn hart kritisierte. Das Buch „In der DDR gibt es keine Zensur“ bringt ihre Äußerung: Der geplante Sammelband zeige „die Sterilität der heute noch gängigen Lutherforschung der in der DDR herrschenden Theologie“ (S. 57). Besonders betroffen war der Beitrag von Rudolf Mau über „Die Problematik kirchlichen Rechts in reformatorischer Sicht“. Frau Müller meinte, vom Rechtsmonopol des Staates her sollte darauf gedrungen werden, „den Begriff des Kirchenrechts nicht mehr zu gebrauchen“. Die Zensur nahm diesen bössartigen Hinweis nicht auf. Man war damals „bereit, die Gegenargumente von Autoren und Verlag zu respektieren. Die geforderten Änderungen wurden somit nur zu einem geringen Teil ausgeführt“ (S. 58).

Besonders gut gelungen waren die zwei Bände „Leben und Werk Martin Luthers 1526-1546“, die 1983 vorlagen.²³ Helmar Junghans stellt als Herausgeber im Vorwort fest, Luthers Wirken bis 1517 sei gründlich erforscht; Interesse fanden auch die danach folgenden „Kämpfe gegen das Papsttum, innerreformatorische Strömungen und Erasmus von Rotterdam, d.h. die Jahre vom Thesenanschlag bis zum Bauernkrieg“ (S.9). Aber für die Jahrzehnte danach sagt Junghans: „Den Ereignissen in Luthers Leben nach 1525 wandten sich schon viel weniger Forscher zu, sofern es sich nicht um die Confessio Augustana und die damit verbundenen Vorgänge handelt. Eine Gesamtdarstellung der letzten zwanzig Lebensjahre Luthers, die den erschlossenen Quellen und neueren Fragestellungen Rechnung trug, unterblieb ganz“ (S.9). Diese Situation „erwog der Theologische Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung, als er sich mit den Vorbereitungen für das Lutherjubiläum 1983 zu beschäftigen begann. Es wurde eine Festgabe ins Auge gefasst...“ (S.9). Junghans hat von 42 Lutherforschern aus aller Welt Beiträge erhalten und zwei inhaltreiche Bände vorgelegt.

Einen Höhepunkt eigener Art bildete Joachim Rogges großformatiger Band „Martin Luther – Sein Leben, seine Zeit, seine Wirkungen“.²⁴ Er lag 1982 vor, also noch vor dem Jubiläum 1983. Rogge nennt es sein „Lieblingsbuch“. Besonders die 532 Abbildungen, die zumeist noch ausführlich erklärt werden, sowie die folgenden Farbfotos sind mit viel Mühe zusammen gestellt worden. Diese Arbeit wollte natürlich gerade auch auf breitere Leserkreise wirken und dürfte dieses Ziel erreicht haben. Aber man kann auch als Fachmann heute noch dieses Buch mit Gewinn heranziehen zum Nachschlagen von Einzelheiten. Der Prachtband war rasch vergriffen, ebenso eine 2. Auflage, eine weitere Auflage war dann

Rogge und G. Schille, Berlin 1982, 179-188.

²³ Helmar Junghans (Hrsg.), Leben und Werk Martin Luthers 1526-1546. Festgabe zu seinem 500. Geburtstag, 2 Bde., Berlin 1983.

²⁴ Joachim Rogge, Martin Luther. Sein Leben. Seine Zeit. Seine Wirkungen, Berlin 1982.

offenbar nicht erwünscht. Rogge dankt ausdrücklich für die Unterstützung durch den Verlag: „Frau Marianne Menkel, die Lektoren Dr. Karl Matthiae und Ernst Oskar Petras, die Cheflektoren Johannes Adler und Dr. Siegfried Bräuer und der Verlagsdirektor Hans Laurentius, denen vermutlich kaum Denkmäler gesetzt werden, sind hier vornehmlich zu nennen“ (19).

5. Die Reihe Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen (KGiE)

Nach dem Mauerbau wurde die Einfuhr theologischer Literatur aus dem Westen zunehmend schwieriger. Theologieprofessoren konnten bis 1960 eine „Zulassungsnummer“ beantragen, die der Absender im Westen auf die Adresse schreiben sollte, um den Empfang zu sichern. Solche Nummer habe ich aber nicht mehr erhalten. Diese Abgrenzung von Westliteratur galt keineswegs nur für Theologen, sie betraf alle Fachgebiete. Kollegen an naturwissenschaftlichen Instituten klagten oft darüber, dass sie von neueren Ergebnissen abgeschnitten würden; dies werde auf lange Sicht einmal böse Folgen haben, da die Wissenschaft nicht ohne internationalen Austausch leben könne. Nach der Beschlagnahme einer mir besonders wichtigen Büchersendung habe ich brieflich beim Zoll Einspruch erhoben. Vom Zoll bekam ich keine Antwort, dafür wurde ich vom Prorektor vorgeladen und belehrt, dass eine Eingabe an eine staatliche Dienststelle nur über das Rektorat der Universität erfolgen dürfe.

Prüfungen habe ich fast immer mit der Frage eingeleitet, welche Gestalt oder welches Problem den Kandidaten besonders beschäftigt habe und was er speziell gelesen habe. Die Auskünfte waren oft deprimierend: Bücher aus dem 19. Jahrhundert wurden genannt oder es kam immer häufiger auch die entwaffnende Auskunft: Ich habe mich nur nach den Vorlesungsmitschriften vorbereitet. Natürlich rührt es einen, wenn ein junger Mensch in der Prüfung genau das wiedergibt, was man selbst in der Vorlesung gesagt hat. Aber ein Studium ohne Lesen neuerer Literatur durfte nicht zum Dauerzustand werden. Aus dem sächsischen Sprachraum wurde die Geschichte von einem Examenskandidaten kolportiert, der in einer Klausurarbeit geschrieben habe, „der Dullian“ habe dieses und jenes gesagt. Gemeint war Tertullian.

In der Evangelischen Verlagsanstalt bemühte man sich um Abhilfe durch den Erwerb von Lizenzausgaben westlicher Bücher. Es wurden auch eine Reihe wichtiger Bücher von der EVA auf den Markt in der DDR gebracht. Aber das Verfahren war schwierig, gerade hier war die Zensur wachsam. Jahre lang habe ich zu einer Kommission der EVA gehört, die über diese Möglichkeiten beriet. Der Verlag schickte Bücherlisten und wir boten dann gemeinsam, welche Bücher vordringlich seien. Ich schlug anfangs den „Grundriss der Kirchengeschichte“ von Kurt Dietrich Schmidt vor. Man stimmte zu und bat mich um eine

schriftliche Begründung,- aber ich stellte fest, dass dieses Buch Beurteilungen der Lage in der Sowjetunion enthielt, die einen Druck in der DDR unmöglich zugelassen hätten.

Man hätte K. D. Schmidt auch kaum um Änderungen bitten können. Ich bemühte mich dann um die von Kurt Dietrich Schmidt und Ernst Wolf begründete Reihe „Die Kirche in ihrer Geschichte“. Für diese Reihe hatte ich doch selbst 1959 den Teil E 1 „Frühmittelalter und Germanenmission“ geschrieben, der 1961 in Göttingen erschienen war. Man warnte mich jedoch dringend, ausgerechnet auf diesen Vorgang zu verweisen, weil er schon damals formal hart an der Grenze der Gesetzlichkeit gelegen habe. Vor dem Mauerbau jedoch sei manches noch möglich gewesen, was jetzt unmöglich sei. Immer wieder habe ich Campenhausens Bücher empfohlen. Sein Buch „Die Entstehung der christlichen Bibel“ wurde 1975 als Lizenzausgabe gedruckt. Mehrfach bat ich um die Patrologie von Berthold Altaner (bzw. Altaner-Stuiber), aber von katholischer Literatur hieß es, gerade sie sei beim Amt für Literatur unerwünscht und habe keine Aussicht auf Genehmigung. Die Sitzungen im Verlag waren an sich interessant, aber letztlich fuhr ich nach solchem anstrengendem Beratungstag in Berlin abends recht frustriert nach Hause.

Anfang 1970 schlug ich der EVA vor, eine Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ zu beginnen, um wenigstens über einzelne Epochen neue Darstellungen zu bringen. Auf längere Sicht könne man daraus eine Gesamtdarstellung werden lassen. Der Verlag war leider sehr skeptisch: Die Zensur werde Schwierigkeiten machen, das Papierkontingent sei begrenzt, mit den Druckereien werde es auch immer schwieriger. In dieser Lage bat ich Joachim Rogge um Hilfe. Wir sahen uns sowieso regelmäßig bei Sitzungen des TARF und beim Wissenschaftlichen Beirat des Konfessionskundlichen Werkes in Potsdam, oft nahm Rogge mich im Auto von Berlin nach Potsdam mit, so dass wir uns auf der Fahrt ausführlich unter vier Augen beraten konnten. Rogge war damals noch Dozent am Sprachenkonvikt und auch schon Oberkirchenrat. Er hatte Bedenken anderer Art: Wir sollten nicht den Anschein erwecken, als ob wir die erzwungene Abgrenzung gegen westliche Literatur unsererseits mit vollziehen wollten. Er wusste aber aus seiner eigenen Lehrtätigkeit in Berlin, dass der Bedarf nach neueren kirchengeschichtlichen Lehrmaterialien wirklich dringend war, obwohl das Sprachenkonvikt in Ostberlin wesentlich besser vom Westen her beliefert wurde als die Theologischen Fakultäten. Es ist Joachim Rogge zu danken, dass sich die Ablehnung der EVA änderte, der Verlag stimmte einer kirchengeschichtlichen Reihe zu. Es gab freilich gleich noch ein Problem: Nach meiner Meinung hätten Rogge und ich als Herausgeber kaum die Hürden der Zensur überwinden können. Wir waren Schüler von Walter Elliger, der 1963 - also nur sieben Jahre zuvor - im Zorn aus der DDR gegangen war. Wir brauchten nach meiner Ansicht noch einen dritten Herausgeber, der ein fortschrittlicheres Ansehen hatte. Der damalige Cheflektor

Adler sträubte sich heftig, auch Joachim Rogge fiel die Zustimmung schwer. Aber endlich einigten wir uns auf Kurt Meier in Leipzig, der gerne zusagte. Unsere Sorge, er werde in die Reihe möglichst linientreue Autoren hineinbringen wollen oder sie inhaltlich in seinem Sinne zu gestalten suchen, erwies sich als unbegründet. Meier stimmte unseren Vorschlägen stets ohne Widerspruch zu und verzichtete darauf, die Reihe aktiv mitzugestalten.

Seitdem ist der briefliche Austausch zwischen Joachim Rogge und mir über den Fortgang der Reihe KGiE in der EVA eng und stetig geblieben bis heute. Die Reihe wurde zunächst auf 30 Bände geplant, sie lief aber zunächst sehr schwer an. Ich hatte die Fürsorge für die 10 geplanten Bände von Teil I „Alte Kirche und früheres Mittelalter“, Rogge kümmerte sich um den Teil II „Spätmittelalter und Reformation“, Meier war für den Teil III „Neuzeit“ zuständig. Ich bekam leider zunächst viele Absagen, es folgte noch mancher Autorenwechsel. Ich habe zahlreiche Briefe, später auch recht drängende Mahnungen schreiben müssen.

Vor allem wollte ich aber selbst mit gutem Beispiel vorangehen und konnte bis zur Wende 1989 drei Teilbände vorlegen: I/3, (1978), I/5 (1980) und I/7 (1985). Das erforderte den Verzicht auf andere Möglichkeiten. Hans-Ulrich Delius hatte mich gefragt, ob ich an der Luther-Studienausgabe mitarbeiten wolle. Meine Absage kam rasch, denn mit der Kollationierung von Texten hatte ich keine Erfahrung; ich hätte mich in ein neues Gebiet mit unbekannter Arbeitsmethode einarbeiten müssen, das hätte vermutlich einen hohen Arbeitsaufwand erfordert. Schwerer fiel mir die Absage auf eine Anfrage von Helmar Junghans, der mir im Rahmen seines genannten zweibändigen Werks „Martin Luther – 1526-1546“ ein Thema anbot, das mich sehr gereizt hat und das ich auch gut hätte schaffen können. Nur zu gerne hätte ich auch einen Beitrag von mir unter den 42 Arbeiten jenes gelungenen Sammelwerks gesehen. Aber der Verzicht war notwendig: Die Reihe KGiE hatte für meine eigene Arbeit eindeutig und für lange Zeit (bis heute!) den Vorrang.

Dieser eigene Verzicht brachte es freilich mit sich, dass ich mich ärgerte, wenn andere Autoren unserer Reihe vereinbarte Termine nicht einhielten mit der Begründung, sie hätten erst noch andere Arbeiten abgeschlossen, die für sie dringender gewesen seien. Zum Beweis erhielt ich dazu Bücher oder Sonderdrucke. Das aber ärgerte mich nur noch mehr, denn ich hatte auf schöne Angebote verzichtet, um primär für die Reihe KGiE zu schreiben. Bis zur Wende lagen vom Teil I die Bände 1-8 vor, ich hatte damit auch als Herausgeber meine Aufgabe doch einigermaßen gut gelöst. Ich hoffe auch, dass mir meine manchmal etwas barschen Mahnungen von den betroffenen Kollegen inzwischen vergeben worden sind.

Auch Joachim Rogge hat als Herausgeber seine Aufgabe primär darin gesehen, durch einen eigenen Beitrag ein gutes Vorbild zu geben. Sein Doppelband II/3/4 erschien im Lutherjahr 1983 unter dem Titel „Anfänge der Reformation.

Der junge Luther 1483-1521. Der junge Zwingli 1484-1523“ . Die Zusammenstellung der beiden Reformatoren entsprach der theologischen Konzeption des aktiven Unionsmannes. Es wurde später kritisiert, der Doppelband sei „übergewichtig“ gegenüber den anderen Bänden. Das ist insofern richtig, als zum Beispiel Hubert Kirchner in seinem schmalen Band II/6 die reichhaltige Reformationsgeschichte von 1532-1555/66 bieten musste mit den wichtigen Stichworten Calvin und Trient. Aber der Doppelband II/3/4 entsprang nicht einer Eigenmächtigkeit von Joachim Rogge. Wir haben im Verlag gründlich darüber gesprochen, dass unsere Reihe nicht gleichmäßig „flächendeckend“ alle Epochen darstellen könne. Wir wollten Schwerpunkte setzen. Und welche Epoche wäre wohl besser zur Schwerpunktbildung geeignet gewesen als eben die Anfänge der Reformation? Erfreulich für unsere Arbeit war der Umstand, dass mit Dr. Siegfried Bräuer ein Kirchenhistoriker den Posten eines Cheflektors, d.h. Theologischen Direktors der EVA erhalten hatte. Wir kannten uns von der gemeinsamen Arbeit im TARF her, Bräuer hat uns bei der Arbeit an unserer Reihe KGiE stets mit Sachkunde und eigenen Ideen unterstützt. Mit der Wende im Spätherbst 1989 und dem folgenden Ende der EVA Berlin schien auch das Ende unserer Reihe gekommen zu sein. Es gab nun reichlich Lehrbücher. Freilich tat mir das für meine Arbeit ganz persönlich leid, denn ich hatte auch noch einen Teil I/9 versprochen und schon einige Vorarbeiten dazu. Groß war die Freude, als ich in einem Gespräch mit dem Leiter der neuen EVA in Leipzig, Herrn Röbbelen, erfuhr, dass eine Fortsetzung unserer Reihe fest geplant sei. In einem Gespräch mit Joachim Rogge im Leipziger Verlag wurde uns erklärt, dass wir uns nach einem neuen Mitherausgeber für die Neuzeit umsehen müssten, da Kurt Meier wegen Stasitätigkeit (als IM „Werner“) nicht mehr in Frage komme. Rogge und ich waren uns darin einig, dass wir keine Veranlassung hätten, uns für Kurt Meier einzusetzen. Er war nur aus politischen Gründen Mitherausgeber der Reihe geworden - nach schweren Bedenken des Verlags. Sachlich hatte er wenig für die Reihe beigetragen, sein versprochener eigener Beitrag war 17 Jahre lang nicht fertig geworden. Die beiden Bände von Teil III „Neuzeit“, für den er zuständig war, verdankten ihre Entstehung primär der Vermittlung von Rogge und mir. Erst durch den Geburtstagsartikel von Siegfried Bräuer in der ThLZ 1994 erfuhr ich, dass ausgerechnet Kurt Meier 1958 gegen den Druck meiner Habilitationsschrift votiert hatte. Erst 1999 erfuhr ich aus dem Buch von Friedemann Stengel, in welchem Ausmaß Kurt Meier in den fünfziger Jahren im Rahmen der kleinen Leipziger FDJ-Gruppe intrigiert hatte.

Joachim Rogge und ich schlugen dem Verlag als neuen Mitherausgeber für die Neuzeit Ulrich Gäbler (Basel) vor, einen guten Bekannten aus dem TARF. Gäbler hat unserer Reihe schon manchen wichtigen Impuls gegeben. Mein geplanter 4.Beitrag I/9 konnte im Jahre 1994 erscheinen. Der von mir betreute Teil I „Alte Kirche und Früheres Mittelalter“ ist damit abgeschlossen. Wir erstrebten nun eine Ausweitung auf die Zeitgeschichte als Teil IV. Zu DDR-Zeiten hätten

wir solche Ausweitung wohl kaum gewagt. Jetzt hoffen wir darauf, dass unsere Reihe KGiE in absehbarer Zeit abgeschlossen vorliegen möge. Auf die weitere Hilfe der EVA dürfen wir dabei sicher rechnen.

Erinnerungen an die Arbeitsgruppe Ökumenische Kirchengeschichte im Osten Deutschlands 1983-2000¹

1. Die Einladung nach Erfurt zum 20. August 1983

Ein knappes halbes Jahr vor dem 6. Internationalen Kongress für Lutherforschung, der vom 14.-20. August 1983 in Erfurt stattfand, erhielten einige Kongressteilnehmer in der damaligen DDR ein bemerkenswertes Schreiben. Es war datiert vom 25. März 1983 und unterzeichnet von dem Erfurter römisch-katholischen Kirchenhistoriker Professor Dr. Franz Peter Sonntag sowie von Dr. Joachim Rogge, dem damaligen Präsidenten der Kirchenkanzlei der EKV und langjährigen Dozenten für Kirchengeschichte am Sprachenkonvikt Berlin, der 1986 Bischof von Görlitz werden sollte. Die entscheidenden Sätze jenes Briefes aus Erfurt lauteten: „Wir würden uns freuen, wenn es Ihnen zeitlich möglich wäre, unmittelbar im Anschluss an den 6. Internationalen Kongress für Lutherforschung am 20.8.1983 noch für einen Tag, und zwar für einen Arbeitstag, in Erfurt zu bleiben. Veranlassung unseres Zusammenseins wäre der Versuch, dass römisch-katholische und evangelische Kirchenhistoriker sich verständigen über Gesichtspunkte zur Erarbeitung eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes. In Vorgesprächen ist immer wieder die Frage aufgetaucht, welcher gemeinsame Verkündigungsgehalt auch von kirchengeschichtlicher Seite mit zu reflektieren wäre. Die beiden Unterzeichner würden sich freuen, wenn ein Gedankenaustausch in dem oben genannten Sinne möglich wäre.“²

Als Tagungsort wurde das Philosophisch-Theologische Studium in Erfurt genannt, Antworten wurden erbeten an die Adresse von Prof. Dr. Franz Peter Sonntag in Erfurt. Die Initiative lag also ganz überwiegend auf katholischer Seite, aber auch Joachim Rogge war stark am Zustandekommen dieser Begegnung interessiert. Er hatte an sich damals mit der Durchführung des 6. Internationalen Kongresses für Lutherforschung in Erfurt, den er gemeinsam mit dem dänischen Professor Leif Grane verantwortete, ein gerüttelt Maß an Arbeit. Aber Rogge rief mich im April an, wann ich wieder mal nach Berlin käme, wir hätten Manches zu besprechen.

Bei dem Gespräch im Mai ging es fast nur um den Kongress in Erfurt, insbesondere um die Begegnung im katholischen Priesterseminar. Rogge bat mich,

¹ Gert Haendler: „Erinnerungen an die Arbeitsgruppe Ökumenische Kirchengeschichte im Osten Deutschlands“ In: Herbergen der Christenheit. Leipzig. 2001, S. 73-92.

² Franz Peter Sonntag; Joachim Rogge: Einladung vom 25. März 1983 zu einem Treffen in Erfurt am 20. August 1983. Die nachfolgend zitierten Briefe, Rundschreiben, Stellungnahmen und Protokolle sind bisher alle ungedruckt und befinden sich im Besitz des Verfassers.

über dieses geplante Treffen zu keinem anderen Menschen zu sprechen: Es sollte ein kleiner Kreis zusammenkommen, wir evangelischen Kirchenhistoriker wollten nur mit einer kleinen Mannschaft erscheinen, damit eine gewisse zahlenmäßige Parität gewahrt bliebe, wir dürften uns auf keinen Fall mit inkompetenten oder gar unzuverlässigen Teilnehmern blamieren. Es wurden keine Namen genannt, aber es war uns sowieso klar, dass wir ähnlich wie bei den Zusammenkünften der Kirchenhistoriker aus beiden deutschen Staaten in Ostberlin möglichst unter uns bleiben wollten, um in aller Ruhe gemeinsam arbeiten zu können.

Vor jener Beratung erhielten die eingeladenen Teilnehmer eine sieben Seiten lange Ausarbeitung von Franz Peter Sonntag unter der Überschrift: „Zur Frage eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes in der DDR“. Die Zielsetzung für die gemeinsamen Beratungen wurde darin klar formuliert: „Die Glaubensverkündigung in der DDR bietet eine erste Anregung, der Frage nach der Möglichkeit eines gemeinsamen überkonfessionellen Kirchengeschichtsbildes nachzugehen“.³ Sonntag ging recht konkret auf die damalige Lage in der DDR ein, die für katholische wie evangelische Christen in gleicher Weise bedrängend war.

Als ersten Punkt nannte Sonntag die Situation an den Schulen, die immer wieder als bedrückend empfunden wurde. Er beschrieb zunächst die bestehenden Verhältnisse: „Zu einer Schulklasse von 30-40 Kindern gehören schätzungsweise im Durchschnitt 2-4 getaufte christliche Kinder. Die Schule vermittelt ein einheitliches, auf historischem Materialismus aufbauendes Geschichtsbild. Die christlichen Kinder erhalten in Christenlehre und Konfirmandenunterricht, in Seelsorgeunterricht und sonstiger Verkündigung eine konfessionell divergierende Unterweisung. Die sich hieraus ergebenden Probleme wiederholen sich im Wesentlichen auf allen anderen Stufen christlicher Unterweisung bis hin zur theologischen Erwachsenenbildung (Erwachsenenkatechese, theologisches Fernstudium u. Ä.).“

Diese Formulierungen zeigen, dass Sonntag „getaufte christliche Kinder“ als eine Einheit sah ohne konfessionelle Unterscheidung. Das entspricht der gemeinsamen Auffassung von der Taufe als einer die Konfessionen ökumenisch verbindenden Grundlage. Sonntag unterstrich diesen Gedanken noch: „Eine glaubhafte christliche Verkündigung hat u.a. das Einssein der Christen, ungeachtet der Pluralität in religiösen Ausdrucksformen, zur Voraussetzung. Es stellt sich die Frage, ob Kirchenhistoriker in der DDR durch eine entsprechende Kirchengeschichtsschreibung einen Beitrag zur Bewusstseinsbildung der Christen, gemeinsam ‚der christlichen Kirche‘ anzugehören, leisten können“. Damit sprach Sonntag ein in den Ortsgemeinden weithin vorhandenes Bewusstsein an, das vielfach schon als ganz selbstverständlich galt. Die Schlussfolgerungen, die Professor Sonntag

³ Franz Peter Sonntag: Zur Frage eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes in der DDR (vorgelegt am 20. August 1983).

damals im Frühjahr 1983 für die Zunft der Kirchenhistoriker zog, waren leider keineswegs selbstverständlich. Sonntags Überlegungen verdienen auch heute noch (oder heute sogar erst recht?) aufmerksames Gehör.

Sonntag formulierte die Frage, „ob kirchengeschichtliche Darstellungen möglich sind, die in den theologischen Studieneinrichtungen aller Konfessionen und Gemeinschaften und vielleicht auch z.T. in der pastoralen Praxis über die konfessionellen Grenzen hinaus empfohlen werden können, oder etwas vorsichtiger ausgedrückt: Ist es möglich, einem kritisch suchenden Bürger der DDR christlicher Herkunft ein glaubhaftes Kirchengeschichtsbild zu vermitteln, wenn er sich nicht damit begnügt, lediglich das zu lesen, was ihm durch die religiöse Kontaktgruppe (Konfession) vermittelt wird?“

Für eine gemeinsame Basis nannte Sonntag mehrere Punkte: An erster Stelle steht das gemeinsame Glaubensbekenntnis. Man sollte „das persönliche Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Sohn Gottes im Verständnis der Christologie des 1. Jahrtausends ungeachtet aller erforderlichen hermeneutischen Interpretationen“ voraussetzen können. An diesem Punkt konnte es kaum einen Dissens geben. Beim zweiten Punkt sah Sonntag bleibende Differenzen voraus, nämlich bei der „Frage nach einem gemeinsamen theologischen Kirchenverständnis“. Aber gerade an dieser Stelle wollte er weiterkommen. Es ging ihm darum, „in geeigneter Weise zum Ausdruck zu bringen, wie weit der Konsens reicht, welche Konvergenzen sich anbahnen und was die wesentlich bleibenden Differenzen sind“.

Punkt 3 forderte Einigkeit darüber, dass „die Maßstäbe einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung anzuerkennen und zu gewährleisten sind, auch unter Einbeziehung wissenschaftlicher Erfordernisse, die an einen Profanhistoriker gestellt werden, einschließlich des kritisch reflektierenden Bewusstseins über Denkformen historischer Konzeptionen (3). Punkt 4 wollte die grundsätzliche Frage klären, „inwieweit christliche Kirchengeschichtsschreibung der Verkündigung zu dienen hat bzw. ob sie nicht als eine spezielle Form christlicher Verkündigung verstanden werden kann, ohne das dadurch die Kirchengeschichte als wissenschaftliche Geschichtsschreibung in Frage gestellt erscheint“. Punkt 5 fordert Einigkeit darüber, dass „als Adressat Leser unseres Lebensraumes berücksichtigt werden, die unter entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnissen, verbunden mit weltanschaulichen Vorgegebenheiten, leben“. Auch zu den Punkten 3, 4 und 5 war von evangelischer Seite kaum Widerspruch zu erwarten.

In einem folgenden Absatz stellte Sonntag dann die entscheidende Frage, „ob unter den Kirchenhistorikern der DDR sich hierzu ein entsprechend religiöses Engagement vorfindet, so dass eine solche Zielsetzung nicht nur theoretisch bejaht wäre, sondern auch eine gewisse Verwirklichung erhoffen lässt“ (3). Man sollte vorhandene Arbeiten sondieren und bei bereits in Bearbeitung befindlichen Projekten sich konsultieren. Sonntag forderte „praktische Begegnungsmöglichkeiten für Kirchenhistoriker“ und zwar „auf überkonfessioneller Basis“. Auf den

geplanten gemeinsamen Tagungen sollte man sich bibliographische Hilfen zur Verfügung stellen, „vor allem für neue Literatur, die ohne Fernleihe zugänglich gemacht werden kann“ (4).

Ausdrücklich sagte Sonntag, „dass es keineswegs um eine uniforme Geschichtsschreibung gehen kann, sondern ein gemeinsames Kirchengeschichtsbild in sehr verschiedener Weise dargestellt werden kann und wohl auch sollte“ (7). Zum Schluss liest man die Sätze: „Vom Geschichtsbild her ist wohl auch etwas zu sagen, was nicht nur die Kirche im eigentlichen (engeren) Sinne betrifft, die sich ja nicht mit dem Reich Gottes im historischen Raum deckt. Mit anderen Worten: Kirchengeschichte ohne positive Blickrichtungen auf andere Religionen und einen Atheismus, der mehr als primitiver Materialismus ist, würde im heutigen Bewusstsein eines mündigen Christen im luftleeren Raum stehen.“ (7).

Auf diese Arbeit des katholischen Professors Franz Peter Sonntag hatten zwei evangelische Kollegen Antworten formuliert. Dozent Dr. Rudolf Mau vom Sprachenkonvikt Berlin verfasste „Erwägungen zu dem Papier ‚Zur Frage eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes in der DDR‘“. Er nimmt das Anliegen grundsätzlich positiv auf und zitiert mehrfach Sätze von Sonntag zustimmend. Mau wollte jedoch nicht „von der Zielvorstellung eines geschlossenen Gegenentwurfs zum Geschichtsbild des historischen Materialismus, der dann mit analogem Anspruch zu vertreten wäre, ausgehen“. Vielmehr möchte Mau „der Tendenz nach an eine kritisch-vermittelnde Bezugnahme auf geläufige (hist.-mater.) Denkformen im Sinne eines nachdrücklichen ‚Ja-aber‘ denken, die zum Wahrnehmen und Aufzeigen von sonst (durch ideologisch programmierte Sprache und Kategorien) verdeckter Wirklichkeit führt: nämlich der Existenz von Kirche als Wirklichkeit des Glaubens, die nicht anderweitig ideologisch ‚erklärt‘ und verrechnet werden kann“.⁴

Eine zweite schriftliche Stellungnahme kam von Dr. theol. habil. Hubert Kirchner, dem Referenten des Konfessionskundlichen Werkes (Evangelischer Bund) beim Bund Evangelischer Kirchen in der DDR. Kirchner bot „Erwägungen zu einem Projekt ‚Gemeinsames kirchengeschichtliches Bild‘“. Auch er nahm die Anregungen von Sonntag weithin positiv auf und zitierte ihn mehrfach in zustimmendem Sinne. Kirchner machte dann einen ganz konkreten Vorschlag, auf welcher Grundlage man zu einem gemeinsamen Kirchengeschichtsbild kommen könnte: „Als eine Möglichkeit dafür stelle ich den Gesichtspunkt der ‚Nachfolge Christi‘ zur Diskussion. ‚Nachfolge Christi‘ bezeichnet sowohl christliche Ver-

⁴ Rudolf Mau: Erwägungen zu dem Papier „Zur Frage eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes in der DDR“ (vorgelegt am 20. August 1983).

kündigung, Glauben und Bekennen wie den Weg durch die Zeiten und das Handeln in der Welt.”⁵

Kirchner differenzierte noch seinen Vorschlag: „Als Modell der Geschichtsbetrachtung umfasst ‚Nachfolge‘ ebenso die christologische Grundlegung wie den objektiven Bezug, dazu aber auch das subjektive Moment der Gestaltung (incl. eventueller Sonderwege), die Befreiung von ekklesiologischen (wenn nicht gar gruppenbezogenen) Engführungen, den Aspekt möglicher Wandlungen und schließlich auch die Möglichkeit einer gewissen Vielfalt bei übereinstimmendem Ziel”.

Am Schluss der Tagung verfasste Mau ein knapp formuliertes Protokoll „Erfurter Gespräch über die Frage eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes in der DDR, 20. 8. 1983, 9.30 Uhr-15.20 Uhr”. Er stellte zunächst zum Verlauf des Vormittags fest: „Ein erster längerer Gesprächsgang betraf verschiedene Aspekte einer Darstellung von Kirchengeschichte, die dem weithin erkennbaren Bedürfnis eines nicht an Konfessionsgrenzen gebundenen Verständnisses gerecht wird.”⁶ Hier tauchten die von Sonntag genannten Probleme in Kürze wieder auf. „Erörtert wurden u.a. der Verkündigungsbezug von Kirchengeschichte, das Verhältnis zum marxistischen Geschichtsverständnis, die Bedeutung von Orts- und Heimatgeschichte, einer personenbezogenen Darstellungsweise sowie des ökumenischen Horizonts des Verständnisses von Kirchengeschichte.”

Danach wurden mehrere konkrete Punkte für die in Zukunft zu leistende Arbeit genannt: Als Punkt 1 hielt Mau eine Anregung von Kirchner fest: „Die Darstellung von Kirchengeschichte sollte am Gedanken der ‚Nachfolge‘ orientiert sein. Das besondere Augenmerk soll sich auf die (verschiedenartigen) Situationen von Christen, Kirchen, christlichen Gruppen und Gemeinschaften im Zusammenhang des Zeitgeschehens richten. Auswahl und Darstellung kirchengeschichtlich relevanter Vorgänge und Zusammenhänge sollten in deutlichem Bezug zu Fragen von Menschen unserer Zeit stehen.” Die katholischen Teilnehmer Dr. Paul Schimke (Dresden) und Dr. Franz-Georg Friemel (Erfurt) erklärten sich bereit, in dieser Hinsicht die Arbeiten beratend zu begleiten.

Punkt 2 nennt ein erstes Forschungsprojekt, das damals beschlossen wurde: Die Beurteilung des Zeitraums vom Ende des 1. bis Ende des 2. Weltkrieges, also jene Jahre 1918-1945, in denen wesentliche Voraussetzungen für unsere Lage in der DDR gelegt worden waren. Dazu wurde eine Arbeitsgruppe gebildet mit den Kollegen Sonntag (Erfurt), Dozent Dr. Karlheinz Blaschke (Leipzig) und Dozent Dr. Martin Onnasch (Naumburg), die bis zum 1. Juli 1984 eine Konzeption zu

⁵ Hubert Kirchner: Erwägungen zu einem Projekt „Gemeinsames kirchengeschichtliches Bild” (Vorlage am 20. August 1983).

⁶ Rudolf Mau: „Protokoll Erfurter Gespräch über die Frage eines gemeinsamen kirchengeschichtlichen Bildes in der DDR, 20. 8. 1983”.

dem vorgeschlagenen Projekt erarbeiten sollte. Diese Dreiergruppe „sollte ggfs. Varianten in Bezug auf Ausführung und Gestaltung zur Diskussion stellen“. Außerdem sollten schon die verlegerischen Möglichkeiten eines solchen Projekts erkundet werden. Der St. Benno-Verlag in Leipzig und die Evangelische Verlagsanstalt Berlin werden im Protokoll genannt.

Als Termin und Ort für die nächste Zusammenkunft des Ökumenischen Arbeitskreises für Kirchengeschichte wurde Sonnabend, 23. September 1984, in der Lutherhalle Wittenberg in Aussicht genommen. Ursprünglich gab es Bedenken einiger evangelischer Teilnehmer, ob man den katholischen Kollegen die Lutherhalle Wittenberg überhaupt als Tagungsort zumuten könne. Diese Befürchtungen erwiesen sich als völlig unbegründet. Katholische Kirchenhistoriker zeigten sich sogar ausgesprochen interessiert daran, die Wirkungsstätten Martin Luthers nicht nur einmal kurz zu sehen, sondern gerade dort auch gemeinsam mit evangelischen Kirchenhistorikern theologisch zu arbeiten.

2. Arbeitstagungen in der Wittenberger Lutherhalle 1984 und 1985 sowie in Naumburg 1986

Am 23. September 1984 traf man sich wie vorgesehen in Wittenberg. Dazu hatten die drei beauftragten Kollegen Sonntag, Blaschke und Onnasch ein Dokument erarbeitet: „Ökumenische Kirchengeschichte 1918-1945“. Sie hatten die Epoche in fünf Abschnitte aufgliedert: Lage 1918, 1918-1925, 1925-1933, 1933-1937, 1938-1945. Man dachte damals an eine Mehrzahl von spezialisierten Bearbeitern für jeden der Abschnitte. Deutlich wird das grundsätzliche Anliegen formuliert: „Das Ziel der Arbeit ist es, die ökumenischen Beziehungen zu fördern und die Gemeinsamkeit der Konfessionen darzulegen.“⁷

Problematisch war der geographische Raum: Sollte man etwa von der DDR ausgehen? Das Dokument sagt dazu: „Als Gegenstand ist die Christenheit in Deutschland als Gesamtheit zu betrachten, eine schematische Trennung von jeweils evangelischen und katholischen Gesichtspunkten muss vermieden werden. Dabei wird natürlicherweise von der heutigen Lage ausgegangen.“ Das Wort „Deutschland“ in diesem Dokument von 1984 war nicht selbstverständlich, die danach gebrauchte Formulierung „heutige Lage“ meinte die Trennung in zwei deutsche Staaten. Angestrebt wurde eine „Selbstdarstellung der christlichen Kirchen, die ihre eigenen Positionen darlegen, um damit eine Wirkung in der DDR-Öffentlichkeit zu erzielen“. Für Freikirchen sollte die Tür offen sein, als

⁷ Franz Peter Sonntag; Karlheinz Blaschke; Martin Onnasch: Ökumenische Kirchengeschichte 1918-1945 (vorgelegt am 23. September 1984)

Form für eine Veröffentlichung erschien eine „kleine Reihe“ ebenso möglich wie eine „Gesamtmonographie“.

Es fehlte nicht an selbstkritischen und kritischen Bemerkungen: „Die offenkundige Tatsache mangelnder Gemeinsamkeit der Konfessionen vor und nach 1918 ist kritisch zu untersuchen, tatsächliche Gemeinsamkeiten sind herauszuarbeiten (christliche Gewerkschaften), christliche überkonfessionelle Zusammenschlüsse auf sozialer und beruflicher Grundlage sind zu beachten. Bedeutung des Evangelischen Volksdienstes und ausgesprochen christlicher Parteien.“ Das Problem der Trennung von Staat und Kirche 1918 wurde von den Kirchen verschieden gesehen. Auf evangelischer Seite bestand offenkundig eine noch erheblich engere Bindung an die in Deutschland untergegangenen Monarchien.

Seit 1925 erfolgte eine „Wendung der Kirchen nach rechts.“ In beiden Kirchen betonte man zunehmend stärker „Heimat, Vaterland und nationale Werte“, so auf der Seelsorgekonferenz in Paderborn und besonders beim Evangelischen Kirchentag Königsberg 1928, der sich als „vaterländische Kundgebung“ verstand. Ganz deutlich wird die besorgte Frage ausgesprochen: „Wie war die Christenheit in Deutschland 1933 für den Ansturm des Ideologiestaates gewappnet?“ Bei der Beurteilung des Jahres 1933 kam das Reichskonkordat in seinen Absichten und seinen Auswirkungen ebenso in den Blick wie der „Reichsbischof“ und die „Deutschen Christen“. Aber daneben gab es Freundschaften über Konfessionsgrenzen hinweg: Reinhold Schneider — Jochen Klepper; Robert Grosche — Karl Barth.

Die Tagung in Wittenberg 1984 hatte noch ein völlig unerwartetes Nachspiel: Im ENA, dem hektographiert erscheinenden „evangelischen Nachrichtendienst“ in der DDR, konnte man im Februar 1985 in der Sparte „Aus den Kirchen der DDR – kurz notiert“ als erste Notiz die Meldung lesen: „Etwa 20 katholische und evangelische Kirchengeschichtler hatten sich im vergangenen Herbst in Wittenberg versammelt, um über die Möglichkeit zu diskutieren, eine ökumenische Kirchengeschichte zu erarbeiten. Das erste Treffen dieser Art hatte im Herbst 1983 im Anschluss an den Lutherforscherkongress in Erfurt stattgefunden. Professor Dr. Franz Peter Sonntag und Präsident Dr. Dr. Joachim Rogge sind die beiden Leiter des Gesprächskreises. Die Entwicklung einer ökumenisch verantworteten Kirchengeschichtsschreibung hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Annäherung der beiden Konfessionen. Auf dem Wege dahin sind jedoch eine Reihe bisher gegensätzlich dargestellter kirchengeschichtlicher Epochen zu bearbeiten. Ein drittes Treffen ist für Oktober vorgesehen“.⁸

Zehn Monate nach dieser Kurzmeldung schrieb mir die Redaktion der Potsdamer Kirche am 5. Dezember 1985: „Anfang des Jahres 1985 war in einer ENA-Meldung u.a. davon die Rede gewesen, dass im Oktober 1985 auf einer Tagung in

⁸ ENA 38 (1985) Nr. 7 vom 14. Februar.

Wittenberg weitere Überlegungen im Blick auf eine Kirchengeschichtsschreibung in ökumenischer Zusammenarbeit angestellt werden sollten. Können Sie uns in einem Beitrag (30-60 Schreibmaschinenzeilen) etwas über den Sachstand mitteilen? Falls das Vorhaben einige Chancen auf Verwirklichung hat, sollte man dies auch der kirchlichen Öffentlichkeit mitteilen. Wir wären Ihnen dankbar, wenn der erbetene Beitrag Mitte Januar 1986 in der Redaktion sein könnte. Mit freundlichem Gruß Lutz Borgmann, Chefredakteur.”⁹

Schon am 6. Dezember 1985 schrieb ich Herrn Borgmann: „In Beantwortung Ihres Schreibens vom 5.12. muss ich Ihnen leider mitteilen, dass jene ENA-Meldung, die ich nicht kenne, entweder voreilig oder missverständlich gewesen ist. Es gibt einen ökumenischen Arbeitskreis für Kirchengeschichte, der sich auf Anregung der katholischen Kollegen - insbesondere Prof. Dr. Sonntag - im Herbst 1983 nach dem Kongress für Lutherforschung in Erfurt zusammenfand. Dieser kleine Kreis hat sich dann im Herbst 84 erneut in Wittenberg getroffen ...”

Die Bedeutung der Tagungen habe ich dann jedoch absichtlich heruntergespielt: Die Tagungen haben „keine kirchenamtliche Legitimation, die Teilnehmer müssen ihre Fahrtkosten selber tragen. Mir wäre es lieber, wenn darüber keine Berichte erscheinen würden. Dies gerade auch deshalb, weil die Initiative von katholischer Seite ausging. ... Wenn nun von unserer Seite aus darüber berichtet würde, so könnte dies in Erfurt doch mit Überraschung zur Kenntnis genommen werden. Mich wundert es daher, dass im ENA etwas darüber gestanden hat. Meinerseits möchte ich mich über diese Tagungen möglichst nicht äußern,- es sei denn nach gründlicher Absprache mit den katholischen Kollegen. Aber ich denke, dass nach Lage der Dinge ein Zeitungsbericht kaum erforderlich ist.”¹⁰

Bei den bisherigen Sitzungen hatte Joachim Rogge die Rolle eines Sprechers der evangelischen Kirchenhistoriker übernommen. Im Sommer 1985 wurde Rogge zum Bischof von Görlitz gewählt. Auf dieses Ereignis nimmt ein Brief von Sonntag an mich vom 9. August 1985 Bezug: „Die Ernennung unseres Mitbruders und Kollegen Rogge zum Bischof hat mich mit Freude erfüllt, aber auch in Verlegenheit versetzt. Ich bin dabei, die Einladungen für unsere Zusammenkunft am 12. Oktober 1985 in Wittenberg versandfertig zu machen. Da es mir unmöglich zu sein scheint, einen Bischof ein solches Schreiben mit unterzeichnen zu lassen, erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie als einer der ältesten Kollegen von evangelischer Seite in diesem Kreise diese Schreiben mit unterzeichnen möchten. Ich würde Ihnen die fertiggestellten Einladungen zur Unterschrift zusenden.”¹¹

⁹ Lutz Borgmann an Gert Haendler vom 5. Dezember 1985.

¹⁰ Gert Haendler an Lutz Borgmann vom 6. Dezember 1985.

¹¹ Franz Peter Sonntag an Gert Haendler vom 9. August 1985.

Das Schreiben zeigt einmal mehr, wie stark sich Sonntag auch in kleinen Einzelheiten der gemeinsamen Arbeit engagiert hat. Der Brief zeigt freilich auch, wie selbstverständlich er als der Anreger der Tagungen und auch als dienstältester Kollege die Fäden fest in seiner Hand hielt. Schließlich kann man auch mit einigem Interesse sehen, dass ein bedeutender katholischer Kleriker offenbar ganz selbstverständlich die Würde eines evangelischen Bischofs sehr hoch eingeschätzt hat,- obwohl gerade im Amtsverständnis die Unterschiede zwischen den Konfessionen bekannt sind. Ich bin mit Rogge erst am 19. August 1985 in Kleinmachnow zusammen getroffen, wo wir unserem Lehrer Walter Elliger die letzte Ehre erwiesen. In einem Gespräch stimmte Rogge dem Anliegen von Sonntag zu und bat mich darüber hinaus, überhaupt seine Funktion als Sprecher der evangelischen Kollegen in diesem Kreis zu übernehmen; er müsse zur Zeit verschiedene Ehrenämter aufgeben, um seine Kraft ganz ungeteilt für seine neue Aufgabe als Bischof von Görlitz einsetzen zu können.

Die Tagung in der Wittenberger Lutherhalle am 12. Oktober 1985 galt dem Verhältnis von Staat und Kirche in der Weimarer Republik. Das Thema wurde von Sonntag aus katholischer Sicht und von Onnasch aus evangelischer Sicht dargestellt. Die Gesprächsleitung lag nun bei mir, so wie sie bei der 2. Arbeitstagung bei Rogge gelegen hatte. Aber es war Sonntag, der Älteste in unserem Kreise, der sowohl Rogge wie nun auch mich bei Beginn der Tagung um Übernahme der Gesprächsleitung gebeten hatte, er blieb immer der Mann, dem in unserem Kreise die letzte Autorität zukam.

Beide Redner verwiesen übereinstimmend auf die Probleme, die schon in dem Dokument der Arbeitsgruppe 1984 herausgearbeitet worden waren: Beide Konfessionen fanden – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen – nur schwer ein positives Verhältnis zur Weimarer Republik. Das wertet man im Rückblick sicher als eine verpasste Chance. Gemeinsamkeiten zwischen beiden Kirchen waren relativ selten, man kann aber etwa zwischen den liturgischen Erneuerungsbewegungen im Raum der katholischen und evangelischen Kirche durchaus parallele Erscheinungen feststellen.

Sonntag verwies auf Papst Benedikt XV., der 1921 neue Regelungen gefordert hatte, da die alten Verträge mit Monarchien abgeschlossen worden seien und nicht auf Dauer auch für eine Republik gültig bleiben könnten. Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., setzte sich als Nuntius in Berlin seit 1919 vor allem auch für den Abschluss eines Konkordats mit Preußen ein, das 1929 zustande kam. Der Breslauer Kardinal Bertram wollte Pacellis Absichten bremsen. Der führende Zentrumspolitiker Ludwig Kaas unterstützte jedoch den Nuntius. Die Zentrumspartei stellte zwei Kanzler: 1921/22 amtierte Josef Wirth, 1923/25 und 1926/28 Wilhelm Marx. Beide bemühten sich um den Abschluss eines Konkordats mit Deutschland.

Onnasch fand anerkennende Worte für den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin, der zwar zunächst nach 1918 den neuen Machthabern völlig ablehnend gegenüber stand, sich dann aber realistisch um ein neues Verhältnis bemühte. Otto Dibelius forderte nicht nur die Eigenständigkeit der Kirche („Jahrhundert der Kirche“), sondern auch eine aktive Teilnahme von Christen am politischen Leben. Bewusst evangelische Abgeordnete gab es vor allem in der Deutschnationalen Volkspartei, die mitunter auch Kontakte zur katholischen Zentrumspartei suchte. Die jeweils anstehenden Probleme mit dem Staat wurden nach und nach gelöst, der Staatsvertrag mit Preußen 1931 war ein herausragendes Ergebnis. Freilich hat die Deutschnationale Volkspartei durch ein Bündnis mit Hitler zu dessen Machtgreifung 1933 beigetragen, auch unter Zustimmung damaliger führender Kirchenmänner. Insofern trifft die evangelische Kirche indirekt auch eine gewisse Mitschuld am Untergang der Weimarer Republik.

Die Tagung in Wittenberg wurde durch einen unvorhergesehenen Tagesordnungspunkt stark beansprucht. Blaschke informierte über einen Vorgang internationalen Maßstabs. Das Protokoll berichtet darüber: „Demnächst wird in der DDR eine Subkommission der internationalen Kommission für vergleichende Kirchengeschichte gegründet. Dies wurde unter der Bedingung gestattet, dass sie allen Interessierten offen stehen müsse. Herr Brendler ist bereits als Sekretär ernannt, die konstituierende Sitzung wird im Herbst sein. Soll diese Angelegenheit den marxistischen Kirchenhistorikern überlassen oder als Chance angesehen werden?“¹²

Die Mehrheit der Teilnehmer hatte bis dahin von dieser Kommission kaum Kenntnis gehabt; aber der marxistische Historiker Dr. Gerhard Brendler war bekannt durch sein 1983 erschienenes Lutherbuch, das als offizielle marxistische Lutherdarstellung galt. Durch meinen Kollegen Alfred Raddatz von der Evangelisch-Theologischen Fakultät Wien hatte ich von der neuen Organisation gehört. Das Protokoll fährt fort: „Man einigte sich, dass zunächst so verfahren werden soll: Das Gespräch zwischen christlichen und marxistischen Kirchenhistorikern wird abgewartet. Diejenigen, die eine Einladung zur konstituierenden Sitzung erhalten, teilen dies Herrn Blaschke mit, der die Koordination übernimmt.“ Die Thematik tauchte noch öfter auf und wurde erst durch die „Wende“ 1989/90 überholt.

Die vierte Arbeitstagung in Naumburg am 18. Oktober 1986 vereinigte zwölf Kirchenhistoriker, darunter vier katholische: Neben den drei Erfurter Kollegen Sonntag, Gerhard Feige und Franz Schrader nahm auch Schimke (Leipzig) teil, der sich oft hinter den Kulissen intensiv für unsere Tagungen eingesetzt hatte. Ferner nahm Oberkirchenrat Dr. Konrad von Rabenau, der viele Jahre Dozent für Altes Testament in Naumburg gewesen war, an jener Sitzung teil. Von Rabenau

¹² Protokoll der Tagung in Wittenberg am 12. Oktober 1985.

berichtete als zuständiger Ausbildungsreferent beim Bund Evangelischer Kirchen in der DDR von den ersten Kontaktbemühungen des Kirchenbundes zu staatlichen Stellen, die eine Mitwirkung aller christlichen Kirchenhistoriker der DDR bei der neu zu gründenden DDR-Subkommission der Internationalen Kommission für vergleichende Kirchengeschichte (CIHEC) sichern sollte. Die Arbeitsgruppe dankte von Rabenau und bat ihn, die begonnenen Gespräche in diesem Sinne fortzusetzen.

Die beiden Referate betrafen wie vorgesehen das Mittelalter und boten wenig Anlass zu kontroversen Diskussionen. Der Naumburger Dozent Dr. Günter Schulz, damals Rektor des Katechetischen Oberseminars Naumburg und insofern Hausherr der Tagung, hielt das erste Referat über „Die Taufe der Russen 988-1988“. Es lag auf der Hand, dass wir Kirchenhistoriker in der DDR dieses Jubiläum, das auch in der Sowjetunion begangen werden durfte, nur zu gerne aufnahmen. In der DDR wurde wohl mal ein 20. oder 30. Jahrestag gefeiert,- aber nun begingen Christen in der Sowjetunion eine Tausendjahrfeier! Und das geschah offenbar mit Wissen oder sogar einer gewissen Zustimmung der neuen sowjetischen Staatsführung unter Michael Gorbatschow.

Der Referent war zudem als Slawist und Theologe für dieses Thema bestens ausgewiesen. Er führte in die komplizierte Quellenlage ein und verwies auf umfangreiche Literatur, die zu dieser Thematik relevant war. Mehrfach kam auch die belastende Kirchengeschichte in der Sowjetunion mit in den Blick. Schulz sprach in einer kritischen Offenheit über die Verfolgungen der Kirchen in der Sowjetunion, die in der DDR bis dahin selten war. Aber damals erlaubte man sich nach und nach mehr, im Rückblick könnte man hier eine Entwicklungslinie zur Wende im November 1989 erkennen.

Das zweite Referat hielt Schrader über „Die ersten Spuren des Christentums im Thüringerreich und die Gründung der Bistümer Erfurt, Halberstadt und Verden“. Der Referent erwies sich als ein äußerst kenntnisreicher Historiker, der viele spezielle Einzelheiten gerade auch über die älteste Pfarrorganisation in Mitteldeutschland – damals überwiegend in der DDR gelegen – vortragen konnte. Er hatte sich zu dieser Thematik im Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 1977 zum Thema geäußert, aber dieses Jahrbuch war im Colloquium-Verlag in Westberlin herausgekommen und daher in der DDR so gut wie unbekannt.¹³ Schraders Vortrag zeigte einmal mehr, wie eine auf die engere Heimat bezogene Kirchengeschichte, selbst wenn sie mehr als ein Jahrtausend zurück liegt, auch in der Gegenwart noch ansprechen und motivieren kann.

¹³ Franz Schrader: Gestalt und Entstehung der mitteldeutschen Pfarrorganisation der Stadt Halberstadt, Jahrbuch für Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 26 (1977), 1-51.

3. Persönliche Erinnerungen an Franz Peter Sonntag (1. April 1920 - 22. Mai 1987)

Ganz besonders eng gestaltete sich die Zusammenarbeit zwischen Sonntag und mir. Sie sei hier skizziert, denn sie war eine Frucht unserer ökumenischen Arbeitsgruppe; ohne diesen Kreis wären wir uns wohl kaum begegnet. Wir haben uns bald gegenseitig unsere Bücher und Artikel geschickt – ganz im Rahmen dessen, was auch sonst unter Kollegen üblich sein kann, wenn sie sich näher kennen. Sonntags Anfrage, ob ich einmal in einem Semester als Gastdozent in Erfurt Vorlesungen halten könne, konnte ich wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse nicht annehmen. Eine Reise von Rostock nach Erfurt war zu DDR-Zeiten kein Vergnügen. Vom nahe gelegenen Jena aus hat dann Martin Seils diese Aufgabe mit Erfolg und Freude wahrgenommen.

Die Zusammenarbeit mit Sonntag betraf andere Gebiete: Wegen einer geplanten Lizenzausgabe schrieb er mir am 11. August 1985: „Der St. Benno-Verlag trägt sich mit dem Gedanken, die vor kurzem im Verlag Styria, Graz, erschienene einbändige Kirchengeschichte herauszugeben, die von einem Autorenkollektiv unter Führung unseres Kollegen Josef Lenzenweger erarbeitet wurde. Der Verlag hat mich gebeten, die hiesige Ausgabe zu betreuen. Darf ich Sie - auch im Namen des Verlages - bitten, das Buch einmal durchzusehen, um uns auf Textstellen aufmerksam zu machen, die dem ökumenischen Denken abträglich wären. Ich habe das Buch schon einmal durchgesehen. Es käme uns vor allem auf eine genauere Begutachtung der Geschichte der Reformation an“.¹⁴

Schon am 25. August 1985 bestätigte Sonntag mein Gutachten: „Sehr herzlich danke ich Ihnen für Ihre rasche Erfüllung meiner Bitte, ein Gutachten über die einbändige Kirchengeschichte von Lenzenweger zu erarbeiten ... Sehr freue ich mich, dass Sie der Arbeit im wesentlichen zustimmen, und ich denke, dass nun, nachdem wir die von Ihnen vorgeschlagenen Änderungen im Text vorgenommen haben, das Buch hier bei uns erscheinen kann“.¹⁵ Schon dieses Verfahren stellte einen großen Vertrauensbeweis dar, aber später wurde die Zusammenarbeit noch enger.

Sonntag hat mir so viel Vertrauen geschenkt wie kein anderer Kollege. Das gilt trotz der guten Zusammenarbeit, die ich mit evangelischen Kirchenhistorikern reichlich erleben durfte. In einem kurzen Lebenslauf habe ich beschrieben, was mir in meinem Leben der Zusammenhang mit anderen Christen bedeutete, wobei es sich natürlich um evangelische Christen handelte: Ich bin in einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen und habe in meinem Leben häufig die bergende

¹⁴ Franz Peter Sonntag an Gert Haendler vom 11. August 1985.

¹⁵ Franz Peter Sonntag an Gert Haendler vom 25. August 1985.

Hilfe eines Pfarrhauses erleben dürfen.¹⁶ Immer wieder sind mir evangelische Theologen in meinem Leben begegnet und haben mein Leben geprägt. Das gilt seit 1962 besonders auch für Kollegen aus dem Norden Europas.¹⁷ An einem Einzelbeispiel habe ich zuletzt noch die besonders vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Rogge durch Jahrzehnte hindurch darstellen können.¹⁸ Aber auch angesichts der hier nur kurz skizzierten guten Beziehungen zu evangelischen Kollegen erreichte die Zusammenarbeit mit Sonntag doch eine noch besondere Dimension.

Fast scheue ich mich, über die Einzelheiten des Briefwechsels zu berichten, die mir in einem dicken Aktendeckel vorliegen. Aber auch andere Kollegen unseres Arbeitskreises haben geäußert, dass sie gerade das persönliche Vertrauen über konfessionelle Grenzen hinweg mit als wichtigstes Ergebnis in Erinnerung behalten. Solche Stimmen der Kollegen Josef Pilvousek und Ernst Koch bilden den Schluss dieses Beitrags. So wäre wohl auch Sonntag einverstanden, dass ein wohl ziemlich einzigartiger Vorgang mitgeteilt wird.

Es ging um ein Buch von Sonntag, dessen Manuskript ich erstmals Mitte März 1985 erhalten hatte. Der Band „Das frühe Christentum“ sollte im Union-Verlag in der Reihe „Weltreligionen“ herauskommen. Auf Anregung des Autors hin hatte der Union-Verlag ein Gutachten von mir erbeten, das ich am 10. April 1985 auf sechs eng beschriebenen Seiten geliefert hatte. Er dankte mir am 17. April 1985 „für drei Dinge: 1. für die sehr sorgfältige Prüfung des Textes bis in Einzelheiten; 2. für die Fragen, die Ihnen bei der Lesung des Manuskripts aufstanden und 3. für die faire Art, wie Sie mit meiner Arbeit umgegangen sind“.¹⁹

20 Monate später gab es neue Schwierigkeiten um jenen Band, die ein Brief von Sonntag vom 2. Dezember 1986 beschreibt: „Sie hatten die Freundlichkeit, für diesen Band das Gutachten zu machen. Nachdem ich, wesentlich Ihrem Gutachten folgend, die entsprechenden Umstellungen und Änderungen am Text vorgenommen habe, ist jetzt der Union-Verlag der Meinung, dass dieser Band zu umfangreich ist. Vor allem sind es ökonomische Gründe, die den Verlag ver-

¹⁶ Gert Haendler: Kirchengeschichte erlebt und dargestellt. In: Kirchengeschichte als Autobiographie/ hrsg. von Dietrich Meyer. Köln 1999, S. 25-75, in diesem Band S. 9-54.

¹⁷ Gert Haendler: Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart: Festschrift zum 75. Geburtstag des Autors/ hrsg. von Heinrich Holze. Leipzig 1999, S. 13-26, 181-219.

¹⁸ Ders.: Erfahrungen mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin. In: Unter dem Dach der Kirche: Festschrift für Joachim Rogge zum 70. Geburtstag/ hrsg. von Ralf Hoburg. Leipzig 1999, S. 36-57.

¹⁹ Franz Peter Sonntag an Gert Haendler vom 10. April 1985.

anlasst haben, Streichungen zu wünschen”.²⁰ Man spürt diesen Worten die nur zu verständliche Enttäuschung des Autors über den Verlag ab. Sonntag schildert seine bedrängte Lage: „Ich habe mich wochenlang mit diesem Problem geplagt, sehe aber keine Möglichkeiten, die Kürzungen selbst vorzunehmen.”

Sonntag hatte diese Schwierigkeiten dem Union-Verlag bereits vorgestellt und dazu einen ungewöhnlichen Vorschlag gemacht: Der Verlag sollte sich damit einverstanden erklären, „dass ich jemanden bitte, der in der Materie steht und ein Mann meines Vertrauens ist, die Streichungen vorzunehmen. Dabei habe ich – und das ist meine an Sie gestellte Bitte – an Sie gedacht.” Sonntag äußerte selbst einige Bedenken, ob er mir diese Arbeit zumuten dürfe, aber er formulierte wörtlich: „Ich würde Sie von Herzen um diesen freundschaftlichen und kollegialen Dienst bitten. Sie haben alle Vollmacht und ich würde Ihre Streichungen alle annehmen. Der Union-Verlag ist mit dieser Lösung einverstanden.”

Unter solchen Umständen konnte ich nicht ablehnen. Ich habe mich daher an diese außerordentlich beschwerliche Arbeit gemacht und am 12. Januar 1987 ein erstes Zwischenergebnis mitgeteilt: Mir erschienen die geforderten Streichungen kaum möglich zu sein; von 500 Seiten sollten 150 „eingespart” werden! Ganze Kapitel hätten wegfallen müssen, um dieses Ziel zu erreichen. Am 20. Januar 1987 dankte der Autor für „die große Last”, die ich übernommen hatte und schrieb: „Ich ahne, welche Mühe es gekostet hat, einen solchen Vorschlag zu erarbeiten.”²¹

Schon bald darauf traten diese Buchpläne ganz zurück. Das Leben von Sonntag ging überraschend rasch seinem Ende zu. Am 4. Februar 1987 teilte er mir mit, er müsse sich demnächst in Köln einer Operation an der linken Hüfte unterziehen. Am 18. März desselben Jahres schrieb er aus Erfurt, dass er vor seiner Operation noch die Einladungen für die nächste Tagung unserer ökumenischen Arbeitsgruppe vorbereitet habe; man kann auch an diesem Detail ersehen, dass die Arbeit für unseren ökumenischen Arbeitskreis ihn bis ganz zuletzt nicht losgelassen hat. Am 22. März schickte er mir noch ein neues, von ihm herausgegebenes Buch mit Briefen von Thomas Morus, zu dem ich ihm gratulierte. Am 22. Mai 1987 wurde Franz Peter Sonntag in Köln nach einer medizinisch durchaus erfolgreich verlaufenen Operation heimgerufen.

In einem Gedenkblatt heißt es über ihn: „In einem reich erfüllten, selbstlos dienenden Priesterleben hat der Verstorbene durch die Gabe seines Wortes, seines Schreibens und seines Beispiels immerfort gläubige Menschen, vor allem junge Menschen, aus seiner urwüchsigen irdischen Kraft auf den Menschensohn verwiesen und diesen als das eigentliche Ziel des Menschen dargestellt. In seinen letzten Lebenstagen wurde er auf ein schmerzliches Krankenlager gerufen, das er mit

²⁰ Franz Peter Sonntag an Gert Haendler vom 2. Dezember 1986.

²¹ Franz Peter Sonntag an Gert Haendler vom 20. Januar 1987.

mannhaft schweigsamer Geduld ertrug und das ihn dem Menschensohn ähnlich machte.“²²

Der Nachruf in der evangelischen Monatsschrift „Standpunkt“ ging auch auf den ökumenischen Arbeitskreis ein: „Im August 1983 kamen auf seine Initiative hin einige katholische und evangelische Kirchenhistoriker aus der DDR im Priesterseminar Erfurt zusammen, an dem er damals noch als Ordinarius aktiv war. Man vereinbarte einen Meinungs austausch über geplante Bücher sowie gemeinsame Beratungen, die dann auch zustande kamen. In der Wittenberger Lutherhalle berieten im Herbst 1985 katholische und evangelische Kirchenhistoriker über die verhängnisvolle Entwicklung vor 1933. Franz Peter Sonntag sprach über ‚Die Katholische Kirche und die Weimarer Republik‘. Seine umfassende Kenntnis und seine freundliche Güte prägten unsere Begegnungen. Sein Leben war tief verwurzelt: Er wollte in seiner Weise den Weg der Nachfolge gehen; er wusste sich von Gott angenommen und hat die erfahrene Liebe an seine Mitmenschen weitergegeben. Sein Leben war erfüllt und segensreich.“²³

Nachfolger von Sonntag als Sprecher der katholischen Kirchenhistoriker wurde Schrader. Äußerlich war das ein deutlich sichtbarer Wechsel, denn an Körpergröße und Stimmgewalt stand Schrader hinter seinem Vorgänger zurück. Auch die fachlichen Interessen waren verschieden; Schrader kam mehr von der Regionalkirchengeschichte her. Aber im Hinblick auf hohen persönlichen Einsatz, auf ganz solide Arbeit und menschliche Freundlichkeit gab es kaum einen Unterschied. Wir evangelischen Teilnehmer können über den neuen katholischen Sprecher nur Gutes sagen. Zu Beginn der 5. Sitzung am 24. Oktober 1987 im Haus der Leipziger Mission würdigten Schrader und ich unseren fünf Monate zuvor heimgegangenen Kollegen Sonntag.

Der Heimgang von Sonntag hatte noch weitere Probleme mit sich gebracht. Im Sommer 1987 waren Schrader und Schimke mit einem Auto nach Bad Döberan gekommen, wo wir in meiner Wohnung über die Möglichkeiten der weiteren Arbeit im Ökumenischen Arbeitskreis berieten. Das Gespräch betraf auch Einzelheiten und dauerte ziemlich lange. Danach schien es mir sinnvoller zu sein, wenn ein evangelischer Kollege in Leipzig für die katholischen Kollegen als Partner zum Gespräch bereit stehe. Reisen nach Bad Döberan waren kaum zumutbar, durch das Telefon mochte man manche Dinge nicht verhandeln. Briefe dauerten oft lange, mit möglichen Kontrollen war bei Briefen und Telefonaten immer zu rechnen.

In dieser Situation habe ich den Kollegen Dr. Ernst Koch, Dozent für Kirchengeschichte am Theologischen Seminar Leipzig, gebeten, die Funktion des Sprechers der evangelischen Seite zu übernehmen. Koch äußerte zunächst Ein-

²² Gedenkblatt, nach dem 22. Mai 1987 gedruckt, Verfasser ungenannt.

²³ Gert Haendler: F. P. Sonntag †. Standpunkt 15 (1987), S. 223 f.

wände: Es sei doch besser, wenn ein Universitätsprofessor diese Funktion wahrnehme, im Laufe der Jahre hatte ich doch schon einige Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den katholischen Kollegen gewonnen. Auf meine Bitte hin hat sich damals noch einmal Rogge eingeschaltet. Auf schriftlichem Wege hat er Koch zur Übernahme der neuen Funktion motiviert, die dieser dann auch mit gutem Erfolg bis zum Ende des Arbeitskreises im Herbst 2000 ausgeübt hat.

4. Die 5.-7. Arbeitstagung 1987-1989 unter Leitung von Franz Schrader und Ernst Koch – das Problem der CIHEC.

Auf der 5. Tagung, die am 24. Oktober 1987 im Haus der Leipziger Mission stattfand, hielt Onnasch das 1. Referat über das Thema „Kirche im Dritten Reich“. Er suchte nach Möglichkeiten, diese Epoche im ökumenischen Geist darzustellen. Das Reichskonkordat 1933 und die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche waren am gleichen Tage, dem 14. Juni 1933, im Kabinett beraten und im gleichen Gesetzblatt veröffentlicht worden. Theologen beider Konfessionen hatten sich mit Alfred Rosenbergs Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ kritisch auseinander gesetzt. Die Bulle von Papst Pius XI. „Mit brennender Sorge“ (1937) wurde auch in evangelischen Pfarrhäusern mit Anteilnahme gelesen. In Konzentrationslagern begegneten sich mitunter die Pfarrer beider Konfessionen. Dabei blieben jedoch die alten Differenzen im Selbstverständnis der beiden Kirchen, die eine Kirchengeschichtsschreibung auf keinen Fall ausklammern kann.

Das zweite Referat von Dr. Siegfried Seifert (Meißen) betraf ein exemplarisches Ereignis aus jener Zeit: „Das Bistum Meißen 1933-1945 unter besonderer Berücksichtigung des Devisenprozesses“. Jener Prozess betraf den Meißener Bischof Petrus Legge, seinen Generalvikar Dr. Wilhelm Soppa, den Bruder des Bischofs, Dr. Theodor Legge, in Paderborn und dessen Sekretärin Auguste Klein. Legge gehörte zunächst zu jenen katholischen Bischöfen, die dem neuen Regime durchaus loyal gegenüber standen. Im Bistum Meißen wurde im Herbst 1933 der Abschluss des Reichskonkordats mit einem Dankgottesdienst gefeiert.

Hintergrund des Prozesses waren Schulden, die das Bistum Meißen in Holland abzutragen hatte. Die Tilgung sollte über eine Bank in Münster erfolgen. Die neuen Devisengesetze in Deutschland 1934 machten die anstehenden Rückzahlungen jedoch schwierig. Einer der beteiligten Bankiers flüchtete ins Ausland. Die für das Bistum Meißen verantwortlichen Personen wurden verhaftet, am 9. Oktober 1935 auch Bischof Legge selbst. Am 14. November 1935 wurde der Bischof wegen „Fahrlässigkeit“ zu einer Geldstrafe verurteilt und freigelassen, sein Bruder bekam fünf Jahre und sein Generalvikar drei Jahre Zuchthaus. Aus der Diözese

Meißen waren bis 1945 von rund 200 Priestern 36 inhaftiert, davon drei im KZ Dachau, drei Priester sind dort verstorben. Bei dem Prozess 1935 zeigte sich, dass es nicht so sehr um Recht oder Unrecht ging. Vielmehr war dieser Prozess für die neuen Machthaber eine unerwartet günstige Gelegenheit, um die katholische Kirche in der Öffentlichkeit zu diskreditieren.

Zur 6. Tagung am 22. Oktober 1988 hatte Schrader in seine Wohnung in Magdeburg eingeladen, acht Kollegen versammelten sich dort. Schrader selbst bot das erste Referat „Die Anfänge des landesherrlichen Episkopats in den Bistümern Magdeburg und Halberstadt“. Er erwies sich einmal mehr als ein spezieller Kenner der Kirchengeschichte in jenem Raum, der damals zentral in der DDR lag. Es ergab sich eine gute Diskussion, da auch die Teilnehmer des Gesprächs die regionalgeschichtlichen Voraussetzungen mitbrachten. Das zweite Referat hielt Blaschke über „Fiskus, Kirche und Staat in Sachsen vor und während der Reformation“, das sich ebenfalls durch gediegene Sachkenntnis der regionalgeschichtlichen Zusammenhänge auszeichnete. Dieses Referat wurde bald darauf in einem internationalen Sammelband gedruckt.²⁴

Es folgte ein längeres Gespräch über die Internationale Kommission für vergleichende Kirchengeschichte (CIHEC). Brendler hatte am 11. Januar 1988 eine Subkommission für die DDR gebildet. Blaschke gab als Kenner der komplizierten Zusammenhänge dazu einige kritische Informationen. Die Kollegen in Magdeburg fassten den Beschluss: Koch sollte einen Brief an Präsident Dr. Friedrich Winter entwerfen, der Entwurf sollte allen Mitgliedern der Arbeitsgruppe zur Unterschrift zugehen und dann mit möglichst vielen zustimmenden Unterschriften an die Kirchenkanzlei in Berlin weiter geleitet werden. Einen solchen Briefentwurf habe ich nicht erhalten, auch Koch erinnert sich nicht mehr an einen solchen Brief, aber Winter bestätigte am 2. Dezember 1988 den Empfang eines solchen Briefes. Bei der Arbeitstagung in Magdeburg am 22. Oktober 1988 war ich nicht dabei, aber die immer wiederkehrenden Erregungen wegen der CIHEC empfand ich zunehmend als störend. Im Ökumenischen Arbeitskreis wollte ich die Kollegen näher kennen lernen und in Ruhe arbeiten, um fachlich etwas dazu zu lernen. Natürlich hatten unsere Begegnungen auch Bedeutung für die Kirchenpolitik, eine kirchenpolitische Instrumentalisierung unseres Kreises lag jedoch nicht in meiner Absicht.

Blaschke hatte schon am 11. Juni 1978 ein Rundschreiben über die Anfänge der CIHEC an die Dozenten für Kirchengeschichte an den kirchlich-theologischen Ausbildungsstätten geschrieben, er unterhielt Kontakte zu Professor Dr. Kaspar Elm in Westberlin, dem damaligen Vizepräsidenten der CIHEC. Blaschke bemüht-

²⁴ Karlheinz Blaschke: Fiskus, Kirche und Staat in Sachsen vor und während der Reformation. In: Fiskus, Kirche und Staat im konfessionellen Zeitalter. Hrsg. von Hermann Kellenbenz und Paolo Prodi. Berlin 1994, S. 53-69.

te sich immer wieder, manchmal in recht dringender Form, um direkte Gespräche mit Brendler, der jedoch persönlichen Begegnungen mit Blaschke offensichtlich möglichst auszuweichen suchte.

Im Ökumenischen Arbeitskreis für Kirchengeschichte haben diese Vorgänge nur am Rande eine Rolle gespielt. Trotzdem hat es aber deshalb mitunter innerhalb der eigenen Reihen Spannungen gegeben. Pilvousek bedauert in seinem Brief vom 4. Dezember 2000, dass einer seiner Kollegen gelegentlich falsch informiert habe, was „fatale Folgen“ gehabt hätte. Er nennt jedoch keine Einzelheiten und stellt ausdrücklich fest, er erwähne diese Vorgänge nicht, um noch „nachzukarten“, die Ereignisse seien für ihn abgeschlossen.

Der Ökumenische Arbeitskreis sei eben keine „Insel“ gewesen, „die damalige gesellschaftliche Realität hat uns auch in diesem scheinbar geschlossenen Raum eingeholt“.²⁵

Die Bestrebungen von Blaschke werden besonders deutlich in einem von ihm aufbewahrten Brief vom 14. Februar 1988 an Brendler, nachdem dieser im Januar 1988 seine CIHEC-Subkommission für die DDR gegründet hatte. Blaschke beruft sich auf die „ökumenische Arbeitsgruppe für Kirchengeschichte, die 1983 im Anschluss an den Erfurter Lutherforscherkongress entstanden ist und in jährlichen Arbeitstagungen eine kontinuierliche Arbeit leistet. Ihre Mitglieder stammen aus Universitäts- und Hochschuleinrichtungen beider Konfessionen ... Die Gruppe von Kirchenhistorikern des kirchlichen und theologischen Bereichs, in deren Auftrag ich spreche, besteht durchweg aus promovierten, vielfach auch habilitierten Fachleuten, die ihre hohe Qualifikation durch Publikationen und persönliches Auftreten bei internationale kirchengeschichtlichen Veranstaltungen bewiesen haben. Ich halte es nicht für sachgemäß und nicht mit den Intentionen der CIHEC vereinbar, dass die DDR-Unterkommission konstituiert worden ist, ohne diesen Personenkreis mit einzubeziehen“.²⁶

Auch Kirchenpräsident Winter war nicht glücklich über diesen Brief, den Blaschke ihm in Abschrift zugeschickt hatte. In der Berliner Kirchenzentrale verfolgte man einen anderen Kurs. In zähen Verhandlungen mit dem Staatssekretariat für Kirchenfragen erreichte man nach und nach Verbesserungen. Blaschkes Temperament erinnert an Luthers Urteil über Melanchthon vom 15. Mai 1530: „denn ich so sanft und leise nicht treten kann“. Aber die „leise“ Kirchendiplomatie brachte Erfolge: Ende der achtziger Jahre gab es in Ostberlin eine kirchliche Reisestelle, die jene begehrten „Dienstreisepässe“ verwahrte, die man für Auslandsreisen benötigte. Das war für mich ein großer Fortschritt, für den ich dankbar war, denn er lockerte die Kontrolle der Universität über meine Auslandsreisen.

²⁵ Josef Pilvousek an Gert Haendler vom 4. Dezember 2000.

²⁶ Karlheinz Blaschke an Gerhard Brendler vom 14. Dezember 1988 (Privatarchiv Blaschke).

Diese Neuregelung hatte Auswirkungen: Zum 7. Internationalen Lutherforscherkongress in Oslo im August 1988 reisten fast alle DDR-Teilnehmer mit „kirchlichen“ Pässen an. Aber dieser geduldige Verhandlungsstil lag Blaschke nicht. Ich erinnere mich an einen Abendempfang beim 7. Internationalen Lutherforscherkongress im August 1988 in Oslo. Völlig überraschend forderte Blaschke mich auf, wir sollten bei dieser Gelegenheit endlich das Gespräch mit den marxistischen Lutherforschern suchen. Ich lehnte das ab, auch als sich Blaschke auf einen Beschluss im Ökumenischen Arbeitskreis berief. Er war enttäuscht. Aber wir hatten keinen konkreten Auftrag und auch gar kein Konzept für ein Gespräch, die marxistischen Partner hatten keine Vollmacht (und sicher auch keine Lust) zu Verhandlungen. Ein Gespräch damals 1988 in Oslo hätte nicht die geringsten Aussichten auf Erfolg gehabt. Gleich hinterher erzählte ich Rogge, mit dem ich das Quartier teilte, von Blaschkes Gesprächsplan. Rogge dankte mir für meine Zurückhaltung.

Im Ökumenischen Arbeitskreis für Kirchengeschichte bedrückten uns noch andere Probleme. Am 24. Oktober 1988, also nur zwei Tage nach jener Tagung in Magdeburg, schickte Koch einen mahnenden Brief an die evangelischen Teilnehmer des ökumenischen Arbeitskreises. Der neue „Chairman“ stellte kritisch fest: Die Zahl der Teilnehmer am Gespräch in Magdeburg war nur sehr gering. Koch formulierte deutlich: Ich fühle „mich gedrängt, Ihnen meine Sorge mitzuteilen, dass wir, wenn die im Gang befindliche Tendenz unserer Teilnahme anhält, bei unserem Partner Eindrücke erwecken könnten, die wir nicht möchten. Darum bitte ich Sie um Verständnis für meine Bitte, mir bis Jahresende mitzuteilen, ob Sie in der Lage sind, weiterhin an der Arbeitsgruppe so teilzunehmen, dass mit Ihrer Anwesenheit gerechnet werden kann“.²⁷

Der nur von Koch unterschriebenen Einladung zur 7. Tagung, die im Missionshaus Leipzig am 28. Oktober 1989 stattfand, folgten 13 Kollegen, davon elf evangelische. Kochs Appell hatte also Wirkung gehabt. Das 1. Referat hielt Dr. Kurt Nowak, Dozent an der Theologischen Fakultät Leipzig: „Akademische Theologie im Dritten Reich“. Hitlers Machtübernahme am 30. Januar 1933 empfand die Mehrheit der Theologen eher als Rettung, weniger als Bedrohung. Das galt für die verbreitete liberale und verfassungstreue Zeitschrift „Christliche Welt“, das galt wohl noch mehr für die national-konservativen Hans Lietzmann und Karl Müller und dann vollends für Emanuel Hirsch, den bekanntesten Theologieprofessor der Deutschen Christen. Es gab auch Kritik, z. B. durch Paul Tillich und Karl Barth, die Deutschland aber bald verlassen mussten. Auch Hans von Soden äußerte sich kritisch, wollte aber an seiner Universität Marburg bleiben, solange dort noch Theologie gelehrt werden könnte. Nowak beschäftigte sich

²⁷ Rundschreiben von Ernst Koch vom 24. Oktober 1988 an die evangelischen Mitglieder des Arbeitskreises.

ausführlich mit der Rolle, die in jenen Jahren Heinrich Bornkamm an der Theologischen Fakultät Leipzig gespielt hatte. Nach anfänglichem Schwanken hatte Bornkamm eine klare kritische Linie gefunden. Nowaks Referat war Grundlage für einen längeren Beitrag in der ZKG.²⁸

Das zweite Referat hielt Schrader zum Thema „Joseph Lortz und der Nationalsozialismus“. Den evangelischen Teilnehmern war Lortz durch sein zweibändiges Lutherbuch bekannt, weil er für damalige Verhältnisse großes Verständnis für Luther aufgebracht hatte. Kaum bekannt war, dass Lortz dem Nationalsozialismus zeitweise recht zugetan war und seine Professur in Münster 1935 auf eine etwas merkwürdige Weise erhalten hatte. Sein Vorgänger Georg Schreiber wurde damals aus Münster verdrängt und kehrte 1945 zurück, so dass dann Lortz unter Druck geriet und 1950 nach Mainz ausweichen musste. Schrader war Schüler von Lortz, sein Vortrag erweckte größtes Interesse - gerade nach Nowaks kritischen Worten über die damaligen evangelischen Theologieprofessoren.

Die gemeinsame Betroffenheit über das problematische Verhalten der theologischen Hochschullehrer beider Konfessionen im „Dritten Reich“ führte die Teilnehmer des Ökumenischen Arbeitskreises noch näher zusammen: Keiner konnte sich über den anderen erheben, keine Seite konnte der anderen Vorwürfe machen, es waren vielfach persönlich unsere Lehrer. Es blieb uns nur die gemeinsame Anerkennung von schuldigen Verstrickungen und die Bitte um Vergebung. Im Rückblick erscheint mir die Tagung 1989 als Höhepunkt an Gemeinsamkeit. Wir trennten uns damals mit der festen Absprache, dass die nächste Sitzung am 27. Oktober 1990 in Erfurt stattfinden solle mit dem Thema „Die Französische Revolution und die Kirche“. Aber es kam anders: In einem Rundbrief vom 28. September 1990 teilte Koch mit, dass Schrader aus gesundheitlichen Gründen seine Teilnahme und sein Referat auf der geplanten Tagung abgesagt habe. Daher müsse die Sitzung überhaupt auf 1991 verschoben werden. Leider stellte sich dann heraus, dass die vorgesehene Tagung auch 1991 nicht durchführbar war. Die Frage nach der Notwendigkeit des Ökumenischen Arbeitskreises für Kirchengeschichte im Osten Deutschlands stand im Raum.

5. Die 8.-14. Tagung in den Jahren 1992-2000

Eine 8. Sitzung kam endlich am 13. Juni 1992 zustande, freilich im denkbar kleinsten Rahmen. Schrader hatte uns nach Magdeburg in seine Wohnung eingeladen, wo er fünf Gäste begrüßte. Es war für ihn ein Abschied, er wollte seinen

²⁸ Kurt Nowak: Zeiterfahrung und Kirchengeschichtsschreibung: Heinrich Bornkamm im Dritten Reich. ZKG 103 (1991/92), S. 46-80.

Ruhestand in Paderborn erleben, was man ihm herzlich gerne gönnte. Für alle Teilnehmer war jene Zusammenkunft bewegend, weil sich der Eindruck aufdrängte, dass unsere Arbeit im Ökumenischen Arbeitskreis nun wohl doch dem Ende zu gehe. Unser Thema war die Lage der beiden Kirchen in den Jahren 1945-1949 in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone. Diesem Thema hatten wir uns vor der Wende kaum offen zuwenden können, obwohl beide Kirchen ganz Ähnliches erlebt hatten. Leider sagte der vorgesehene katholische Referent kurzfristig ab. Von evangelischer Seite gab Onnasch (Naumburg) interessante Einblicke in die Probleme, die sich nach 1945 für die ehemaligen Provinzialkirchen der Preußischen Unionskirche ergaben, die – wenn auch natürlich unfreiwillig – unter den gegebenen Bedingungen erheblich an eigenständiger Verantwortung gewannen.

Das zweite Referat hatte sich aus der Lage des Arbeitskreises ergeben: Ich sprach über „Die Aktivitäten der Ökumenischen Arbeitsgruppe für Kirchengeschichte seit 1983“. Dieser Rückblick sollte vor allem als Grundlage für Erwägungen darüber dienen, ob eine Weiterarbeit überhaupt noch sinnvoll sei. Sicher erschien dies angesichts der sehr kleinen Arbeitsgruppe gerade nicht. Das Referat in Magdeburg 1992 bildet mit nur geringfügigen Änderungen sowie einigen Ergänzungen die Grundlage für den jetzt im Jahre 2001 vorgelegten Abschlussbericht.

Von ganz wesentlicher Bedeutung war es, dass Gerhard Feige aus Erfurt dabei war und ausdrücklich erklärte, dass er als Nachfolger von Schrader für eine Fortsetzung der gemeinsamen Arbeit eintrete. Auf evangelischer Seite stand mit Koch ohnehin ein ebenso bewährter wie aktiver Vertreter für weitere gemeinsame Tagungen bereit. Wir waren aber skeptisch und beschlossen, über eine Fortsetzung der Arbeit erst einmal die Mitglieder des Ökumenischen Arbeitskreises für Kirchengeschichte zu befragen.

Das Protokoll der 8. Sitzung enthielt daher einen kleinen Abschnitt mit den folgenden zwei Fragen: 1) Ich befürworte die Weiterarbeit der Gruppe: ja – nein. 2) Ich bin bereit, weiterhin selbst mitzuarbeiten: ja – nein. Es gab daraufhin offenbar ganz überwiegend eine Zustimmung für die Fortsetzung unserer gemeinsamen Arbeit.

Die 9. Sitzung fand in der Wittenberger Lutherhalle am 9. Oktober 1993 statt. Dr. Martin Treu, der schon vorher unserer Arbeit verbunden war, begrüßte nun als neuer Direktor der Lutherhalle seine Gäste. Das Thema „Konstantinisches Zeitalter“ erschien aktuell: Eine kritische Beurteilung dieses Begriffs hatte die Kirchenhistoriker beider Konfessionen zu DDR-Zeiten vereint, eine engere Verbindung mit dem damaligen Staat galt grundsätzlich als suspekt. Nach der Wende erschien eine neue Beurteilung des alten Reizwortes „Konstantinismus“ also durchaus angesagt.

Feige bot „Nützliche Erinnerungen an eine frühchristliche Wende: der religionspolitische Umbruch im 4. Jahrhundert“. Das Referat erschien fast gleichzeitig gedruckt in einem Sammelband.²⁹ Der Begriff „Wende“ stellte eine enge Beziehung zu unserem eigenen Erleben 1989/90 her. Dabei blieb die Distanz zum Konstantinismus im Grundsatz erhalten. Ganz zum Schluss kam der Referent zu der wichtigen Feststellung, „dass es dem Christentum nicht freigestellt ist, sich mit der Welt zu arrangieren oder sich von ihr fernzuhalten. Wenn es seine Verbindung zur Politik gänzlich aufgäbe, um rein oder wenigstens reiner zu erscheinen, hieße das theologisch, die Inkarnation Jesu Christi mit ihren geschichtlichen Auswirkungen nicht sehr ernst zu nehmen“. Sicher bestehen dabei Gefahren zu falschen Bindungen. Feiges überzeugender Schlusssatz dazu lautet: „Wie den Christen des 4. Jahrhunderts gilt auch uns die Aufgabe, sie auf eigene Weise zu bestehen“.

Im zweiten Referat „Konstantin und Konstantinismus im Mittelalter“ ging ich auf einige bekannte Quellen ein. Beda Venerabilis hatte in seiner um 730 abgeschlossenen „Kirchengeschichte des englischen Volkes“ mehrfach auch Kaiser Konstantin als Vorbild für englische Könige genannt: Er war der legitime Herrscher und hatte viele neue Kirchen gebaut. Als 2. Quelle kam das Frankfurter Konzil 794 in den Blick, das Karl der Große einberufen hatte und dessen 1200. Jubiläum damals vorbereitet wurde. Die völlige Vermischung theologischer und weltlicher Themen auf diesem Konzil wird zwar von uns als „Konstantinismus“ bezeichnet, aber Konstantin wurde in den Beschlüssen nicht genannt. Dafür tauchte Konstantin 794 in einem Brief des Erzbischofs Elipandus von Toledo auf, der an Karl Kritik übte mit dem Bemerkung, Karl solle dem schlechten Beispiel des Kaisers Konstantin nicht folgen. Bei der Gründung des Erzbistums Magdeburg 968 wurde Kaiser Otto I. als „tertius post Constantinum“ bezeichnet – sicher in positiver Absicht. Zuletzt brachte eine Stelle aus einem Brief Papst Gregors VII. an Bischof Hermann von Metz 1081 ein Lob des Papstes für den Kaiser Konstantin, weil dieser auf der Synode von Nicäa so demütig aufgetreten sei. Die Texte zeigten exemplarisch, dass mittelalterliche Bezugnahmen auf den Kaiser Konstantin recht verschieden ausgesehen haben.

Die letzten Tagungen seien kurz nach vorliegenden Protokollen genannt: Am 18. Oktober 1994 fand die 10. Tagung in Erfurt statt zum Thema „Soziale Frage im 19. Jahrhundert“ mit acht Teilnehmern. Nach dem Protokoll von Koch referierte Schrader (Paderborn) über Papst Leo XIII., danach Lic. Peter Knorn (Erfurt) über dessen Enzyklika „Rerum novarum“. Der Referent erläuterte die Unterschiede zwischen Eigentumsrecht, Eigentumsgebrauch und Eigentumsgestalt. Das 3. Referat hielt Dr. Gerhard Graf aus Leipzig über einen Vortrag des preußischen

²⁹ Gerhard Feige: Nützliche Erinnerungen an eine frühchristliche Wende: der religionspolitische Umbruch im 4. Jahrhundert. In: Die ganz alltägliche Freiheit: Christsein zwischen Traum und Wirklichkeit! hrsg. von Claus-Peter März. Leipzig 1993, S. 95-118.

Hofpredigers Emil Frommel 1871 aus dem Band „Für Thron und Altar. Reden in Kriegs- und Friedenszeiten“. Graf stellte auch die Folgegeschichte der sozialen Frage auf protestantischer Seite bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dar.

Auf der 11. Tagung am 7. Oktober 1995 in der Lutherhalle Wittenberg ging es um das Thema „Frömmigkeit nach dem 30-jährigen Krieg“. Das von Feige verfasste Protokoll hält die Namen von acht Teilnehmern fest und sagt vom Verlauf: „Am Vormittag gab Herr Pilvousek einen Überblick über die ‚Frömmigkeit in der Katholischen Kirche der frühen Neuzeit‘, und am Nachmittag ging es Herrn Koch um die ‚Frömmigkeit im Bereich der Wittenberger Reformation‘, einen ‚Stilwandel um 1630‘ und ein bis ins 19. Jahrhundert mehrfach gedrucktes ‚Betrachtungsbuch von 1659‘. Beiden Referaten folgten angeregte Diskussionen.“³⁰ Thematisch schloss daran die 12. Tagung am 12. Oktober 1996 an. Im Gemeindehaus der Propstei St. Franziskus und St. Elisabeth in Halle stand am 12. Oktober 1996 die „Aufklärung“ auf dem Plan. Kochs Protokoll sagt: „Am Vormittag referierte Herr [Prof. Ulrich] von Hehl über die ‚Katholische Aufklärung‘, am Nachmittag Herr [Prof. Arno] Sames über ‚Johann Salomo Semler als Theologe der Aufklärung‘. Die sich anschließenden intensiven Diskussionen betrafen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Ansatz, Wirkungskraft und Profil der Aufklärung und machten auf Forschungsdefizite aufmerksam“.³¹

Die 13. Sitzung der Ökumenischen Arbeitsgruppe Kirchengeschichte fand am 18. Oktober 1997 im Predigerseminar Wittenberg statt. Die von Treu ursprünglich zugesagte Lutherhalle war kurzfristig anderweitig besetzt worden. Das von Feige verfasste Protokoll nennt neun Teilnehmer. Das Gesamtthema hieß „Die altkirchlichen Väter – eine ökumenische Herausforderung“. In ihren Referaten widmeten sich die Professoren Feige (Erfurt) und Christoph Marksches (Jena) der Gesamtthematik. Im Anschluss daran folgten jeweils angeregte Diskussionen. Das Protokoll hält dann wörtlich die fest: „Die Tatsache, dass diesmal nur ein katholischer Vertreter anwesend war, gab wieder einmal zu grundsätzlichen Überlegungen Anlass. Die einhellige Meinung war jedoch, dass der Kreis seine Arbeit fortsetzen sollte“.

Die 14. Tagung, die in der Theologischen Fakultät Erfurt stattfand, führte am 10. Oktober 1998 neun Teilnehmer zusammen; das Protokoll schrieb Koch. Man erörterte das konfessionelle Umfeld der Revolution von 1848 und hörte die Redner von Hehl und Graf. Die an die Referate anschließende Diskussion wurde auch noch nach der Mittagspause weiter geführt.

Eine 15. Arbeitstagung war für den 16. Oktober 1999 geplant mit dem Thema „Kirchen nach 1989 – getrennte Erfahrungen als gemeinsame Erfahrungen“. Als Ort der Tagung wurden Räume der Theologischen Fakultät Leipzig vorgesehen.

³⁰ Protokoll vom 7. Oktober 1995 (Gerhard Feige).

³¹ Protokoll vom 12. Oktober 1996 (Ernst Koch).

Diese Sitzung mit einem wirklich hochaktuellen Thema musste jedoch wegen Mangel an Beteiligung leider ausfallen. Daher schrieb Koch am 22. April 2000 einen Rundbrief an alle Mitglieder des Arbeitskreises, der diese Sätze enthielt: „Ich habe inzwischen mit Weihbischof Dr. Feige, Magdeburg, dem Sprecher der römisch-katholischen Teilnehmer, Kontakt aufgenommen, und wir sind nunmehr überein gekommen, die Arbeit der Gruppe zu beenden.“³² Eine letzte Zusammenkunft fand am 28. Oktober 2000 in Räumen der Theologischen Fakultät Leipzig statt. Es wurde kein Vortrag mehr gehalten, man fasste jedoch den Beschluss, dass die Erinnerung an den Ökumenischen Arbeitskreis für Kirchengeschichte nicht verlorengehen sollte. In den „Herbergen der Christenheit“ sollte daher eine kurze Geschichte dieser Konferenzen, die ausschließlich in Sachsen und Thüringen stattgefunden hatten, erscheinen.

Abschließend seien zwei Kollegen zitiert, die sich im Laufe der Jahre immer wieder um die Arbeit des Arbeitskreises verdient gemacht haben. Ernst Koch, Sprecher der evangelischen Teilnehmer 1987-2001, zog folgende Bilanz: „Ich habe Einblick in die Geschichte der römisch-katholischen Kirche in Bereichen bekommen, mit denen ich mich sonst nie befasst hätte. Ich habe auf Grund dieser Möglichkeit manche Zusammenhänge, von denen ich bisher nur Stichworte kannte, anders und tiefer zu verstehen gelernt und dann anders über sie gesprochen als vorher. Wichtig war mir, in persönlichem Kontakt Zugang zu Lebenswelten zu bekommen, die zur Eigenart der römisch-katholischen Kirche gehören. Dies alles war auch möglich durch Langzeitkontakt mit römisch-katholischen Kollegen auch zwischen den Sitzungstagen der Arbeitsgruppe.“³³ Josef Pilvousek als katholischer Vertreter, der schon 1983 bei der Gründung des Arbeitskreises in Erfurt dabei war, formulierte: „Für mich bedeuteten diese Treffen fast ausnahmslos menschliche und fachliche Bereicherung. Plakativ ausgedrückt halfen sie mir, meinen Horizont (zugegebenermaßen einen konfessionell geprägten) zu weiten. Ich erlebte Wissenschaftler und Kollegen, die völlig unpolemisch und sachlich über brisante Themen der Kirchengeschichte sprachen und sich jeder Frage stellten. Für einen Anfänger, wie ich es war, ein nicht vergessenes Zeugnis ökumenischen Geistes ... Ich habe in diesem Kreis Freunde gefunden (Martin Onasch und Martin Treu). Was immer ich auch nicht sofort verstehen mag, sie helfen mir durch ihre Freundschaft und ihr ‚Lebenszeugnis‘ den christlichen Glauben als unseren zu verstehen“.³⁴

³² Rundbrief von Ernst Koch vom 22. April 2000 an alle Mitglieder des Ökumenischen Arbeitskreises.

³³ Ernst Koch an Gert Haendler vom 2. Dezember 2000.

³⁴ Josef Pilvousek an Gert Haendler vom 4. Dezember 2000.

Mecklenburg und die „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“

Zu dem Buch von Rudolf Mau „Der Protestantismus im Osten Deutschlands 1945-1990“ (Leipzig 2005)¹

Im Jahr 2005 sind drei neue Bände in der Reihe Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen (KGE) erschienen, unter denen der Band IV/3 unser ganz besonderes Interesse verdient. Es handelt sich um eine Kirchengeschichte der DDR unter dem freilich eingrenzenden Titel: Der Protestantismus im Osten Deutschlands 1945-1990.²

1. Der Verfasser Rudolf Mau

Der Verfasser des Buches Rudolf Mau ist Mecklenburger, er hat an anderer Stelle über seine Jugend in Güstrow berichtet.³ Dort wurde er 1927 geboren, dort machte er nach einem kurzen Kriegseinsatz 1948 Abitur. Zum Theologiestudium hatte sich Mau auch an der Rostocker Theologischen Fakultät beworben, doch begann er sein Studium 1948 an der damals schon vollständiger besetzten Fakultät in Halle. Weitere Studienorte waren Greifswald 1949-51 und Basel 1951-52. Rudolf Hermann nahm 1953 bei seiner Berufung nach Berlin an die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität Rudolf Mau als Assistenten mit. In Berlin hat Mau 1959 promoviert und sich 1963 habilitiert. Eine weitere Laufbahn an der Universität blieb ihm jedoch verschlossen, nachdem er Ende August 1961 die Unterschrift unter eine Erklärung zur Rechtfertigung der Berliner Mauer ausdrücklich abgelehnt hatte.

Jene Unterschriftsverweigerung 1961 hatte noch ein überraschendes Nachspiel: Der Alttestamentler Gottfried Quell, eine Säule der Theologischen Fakultät Rostock 1928-1959, hielt als Emeritus der Humboldt-Universität Berlin Vorlesungen am Sprachenkonvikt und hinterließ 1976 testamentarisch sein Haus in Berlin-Mahlsdorf seinem tapferen Kollegen Rudolf Mau, der es bis heute als Emeritus

¹ Gert Haendler: „Mecklenburg und die ‚Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen‘. Zu dem Buch von Rudolf Mau „Der Protestantismus im Osten Deutschlands 1945-1990“ (Leipzig 2005) In: Mecklenburgia sacra. Wismar 2006. Bd. 9, S. 81-107.

² Rudolf Mau: Der Protestantismus im Osten Deutschlands (1945- 1990). Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen, hrsg. v. Ulrich Gäbler und Johannes Schilling, Bd. IV/3, Leipzig 2005.

³ Rudolf Mau: Kirchengeschichte – eine Disziplin des Fragens nach der Wahrheit. In: Kirchengeschichte als Autobiographie, hrsg. von D. Meyer. Bd.2, Köln 2002 (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 154), S. 171-225, über Güstrow S. 171-74.

bewohnt.⁴ Mau erwarb sich seit den sechziger Jahren den Ruf eines international anerkannten Lutherforschers. Von seinen Kenntnissen hatte die Reihe Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen erstmals im Jahre 2000 Nutzen. Rudolf Mau steuerte den Band II/5 bei: „Evangelische Bewegung und frühe Reformation 1521 bis 1532“.⁵

Nach der Wende wurde Mau 1991 doch noch Professor an der Berliner Theologischen Fakultät. Die wichtigste Phase seines beruflichen Lebens lehrte Mau 1965-1990 als Dozent für Kirchengeschichte am Sprachenkonvikt in Berlin-Borsigstraße. Dort setzte er sich seit Ende der 70er Jahre für die Begegnungen der deutschsprachigen Kirchenhistoriker aus Ost und West ein. Dazu waren die Räume des Sprachenkonvikts für die westlichen Teilnehmer besonders gut geeignet, da sie nahe der Berliner Mauer lagen. Im Zentrum der damaligen „Hauptstadt der DDR“ hat Rudolf Mau die von ihm jetzt beschriebenen Vorgänge aus nächster Nähe und Betroffenheit erlebt.

Es ist gut verständlich, dass er sich herausgefordert fühlte durch ein Buch von Gerhard Besier, der nach einer eiligen Durchsicht von Stasiakten zu einem negativen Ergebnis gekommen war und das böse Wort von einer „Kumpanei“ in die Debatte eingeführt hatte.⁶ Mau hat seine Darstellung „Eingebunden in den Realsozialismus? Die Evangelische Kirche als Problem der SED“ (Göttingen 1994) auch unter dem Eindruck dieses Buches von Besier geschrieben, dem das persönliche Erleben der real existierenden evangelischen Kirche in der DDR fehlte. Mau nennt Besier nur selten, aber er schloss das Vorwort seines Buches 1994 ab mit ganz eindeutigen Worten: Seine eigene Untersuchung der von ihm eingesehenen Akten „dürften in manchem abweichen von dem, was enthüllungsbeflissene Kritiker der Kirche in der DDR zur Zeit schon als erwiesen behaupten“.⁷

Im Vorwort seines jetzt 2005 vorgelegten Buches drückt sich Mau wieder ähnlich aus mit dem umständlich formulierten Satz: „Wegen der Nichtbeachtung

⁴ Ebenda (Anm. 2), S. 185.

⁵ Rudolf Mau: Evangelische Bewegung und frühe Reformation 1521 bis 1532. Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen, hrsg. von Ulrich Gäbler, Gert Haendler, Johannes Schilling und Joachim Rogge, Bd. II/5, Leipzig 2000.

⁶ Gerhard Besier, Stefan Wolf (Hrsg.): „Pfarrer, Christen und Katholiken“. Das Ministerium für Staatssicherheit der ehemaligen DDR und die Kirchen. Historisch-Theologische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. Neukirchen-Vluyn 1991. Besier hat später seine Sicht umfassender in drei Bänden dargestellt unter dem Titel: Der SED-Staat und die Kirche. Bd.1: Der Weg in die Anpassung, München 1993. Bd.2: Die Vision vom „Dritten Weg“, Berlin/Frankfurt a.M. 1995. Bd.3: Höhenflug und Absturz, Berlin-Frankfurt a.M. 1995.

⁷ Rudolf Mau: Eingebunden in den Realsozialismus. Die Evangelische Kirche als Problem der SED. Sammlung Vandenhoeck. Göttingen 1994, S. 14.

oder falschen Gewichtung von Situationen gab es Fehlurteile, besonders hinsichtlich des kirchenleitenden Handelns“ (S. 6). Dagegen stellt Mau seine Gesamtsicht der von ihm gründlich bearbeiteten kirchengeschichtlichen Epoche 1945-1990: In der DDR blieben die evangelischen Landeskirchen als Institution erhalten. Die damaligen Machthaber setzten freilich „alles daran, sie in eine gesellschaftlich irrelevante Nische zu drängen, aus der dann auf Abruf Beifall für eine Politik, die den Sinn der Geschichte zu erfüllen behauptete, ertönen sollte. Die volkswirtschaftliche Tradition des anfangs noch überwiegend protestantischen Stammlandes der Reformation erlitt starken Abbruch“ (S. 5).

Umso überraschender ist die Fortsetzung, die Mau beschreibt: In den achtziger Jahren wurde die evangelische Kirche trotz ihrer stark schrumpfenden Gemeinden „besonders von jungen Menschen neu entdeckt als Raum eines anderen geistigen und kulturellen Horizonts, einer Sprache und Denkweise, die zum offenen Fragen nach Wahrheit und Menschenwürde ermutigte. Im Laufe eines Jahrzehnts ermöglichte die relativ schützende, so aber auch umsichtig zu erhaltende verfasste Kirche eine Ereignisfolge von zunehmender Dichte und wachsender Resonanz, mit der sie zum Ausgangspunkt der Friedlichen Revolution wurde“ (S. 5). Mau will ausdrücklich nur die verfasste Kirche darstellen. „Der Protestantismus im weiteren Sinne von religiösen Einstellungen und Assoziierungen über jenen institutionell-kirchlichen Rahmen hinaus kann nicht ausdrücklich thematisiert werden“ (S. 6). Im Detail geht seine Darstellung jedoch erfreulicherweise mehr als einmal auch auf den Protestantismus im allgemeineren Sinne ein. Rudolf Mau bedankt sich für Unterstützung primär bei Friedrich Winter, der 1952 in Rostock promoviert hatte.⁸ Winter hatte auch in Greifswald studiert und hat seit den siebziger Jahren in Berlin an entscheidenden kirchlichen Schaltstellen jene Epoche miterlebt und auch mitgestaltet. Er hat über diese Ereignisse als Chronist mit vielen Quellenzitate berichtet.⁹ Mit guten Gründen dankt Mau seinem Freund Winter „für ein sachkundig-kritisches Teilnehmen an der Bearbeitung des Themas“ (S. 6).

⁸ Friedrich Winter: Zur Situation der Theologischen Fakultät Rostock 1950. Festvortrag zur Goldenen Promotion am 23.10.2002 in der Aula der Universität Rostock. In: Heinrich Holze (Hrsg.): Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen, Festschrift für Gert Haendler zum 80. Geburtstag, (Rostocker Theologische Studien 13) Münster 2004, S. 143-161.

⁹ Friedrich Winter: Die Evangelische Kirche der Union und die Deutsche Demokratische Republik. Beziehungen und Wirkungen, Bielefeld 2001 (Unio und Confessio, Bd. 22).

2. Der Inhalt des Buches

Nachstehend werden die einzelnen Kapitel in Maus Buch vorgestellt und dabei die von ihm formulierten Überschriften übernommen, da diese Kapitelüberschriften mit den Jahreszahlen besonders deutlich die Entwicklung erkennen lassen.

2.1 Sowjetische Besatzung und Neuordnung der Volkskirche Ost-West-Konfrontation und wachsende Pressionen (1945-1952)

Mau schildert die erfolgreichen Bemühungen um die Erhaltung der Kontinuität der Landeskirchen. Auch in Mecklenburg musste im Sommer 1945 der deutsch-christliche Bischof zurücktreten. Niklot Beste „wurde zum kommissarischen Landesbischof ernannt und 1946 durch die neu gebildete Landessynode in seinem Amt bestätigt“ (S. 23). Schon früh wurden Spannungen zur weltlichen Macht deutlich. Am 11. Mai 1948 baten die ostdeutschen Bischöfe - unter ihnen auch Niklot Beste – den Sowjetmarschall Sokolowski, jene Religionsfreiheit zu verwirklichen, die der Kirche in den neuen Landesverfassungen „feierlich zugesichert“ worden sei (S. 34).

Dann kommen das neue Gesangbuch und die innerkirchlichen Ordnungen jener Jahre in den Blick. Zur Ausbildung des Pfarrernachwuchses heißt es, dass der Lehrkörper der Theologischen Fakultäten der Anfang 1946 wieder eröffneten Universitäten in Berlin, Greifswald, Halle, Jena, Leipzig und Rostock „personell ergänzt oder, wie in Rostock, fast völlig neu aufgebaut werden musste. An zwei Universitäten, Halle und Greifswald, wurden Theologen die ersten Nachkriegsrektoren: In Halle der Alttestamentler Otto Eißfeldt, in Greifswald der Neutestamentler Ernst Lohmeyer. Tief schockierend wirkte die Verhaftung Lohmeyers in der Nacht vor seiner Einführung und sein Jahrzehnte lang im Dunkel bleibendes Schicksal“ (S. 41).

2.2 Totalitäre Kulturrevolution. Angriff auf die volksskirchliche Tradition (1952-1961)

Mau ruft die Verfolgung der Jungen Gemeinde ins Gedächtnis, an die sich heute ältere Christen noch aus eigenem Erleben erinnern: Verbote von Rüstzeiten und Angriffe in der Presse (S. 46-48). In dem Zusammenhang hält er auch längst vergessene Details fest. So hatte Walter Ulbricht im Juli 1952 den 2. Parteitag der SED mit den Worten geschlossen: „Wir werden siegen, weil uns der große Stalin führt“ (S. 45). Nach dem Volksaufstand am 17. Juni 1953 gab es eine gewisse

Entspannung. Die östlichen Bischöfe äußerten ihr „tiefes menschliches Verstehen“ für die am 17. Juni vertretenen Anliegen der Arbeiterschaft. Im August 1953 konnten am Kirchentag in Hamburg viele Christen aus der DDR teilnehmen (S. 50). Der Evangelische Kirchentag in Leipzig im Juli 1954 stand unter dem Motto „Seid fröhlich in Hoffnung“ und wurde von mehr als 60 000 Dauerteilnehmern besucht. An der Schlusskundgebung nahmen 650 000 Menschen teil, „eine nie wieder erreichte Zahl“ (S. 52).

Der Abschnitt „Politischer und ideologischer Druck 1956-1958“ nennt chronologisch die Ereignisse: Staatliche Forderungen nach einer Loyalitätserklärung der Kirche, Beschluss der EKD-Synode 1956 mit der Forderung nach „Raum für das Evangelium in Ost und West“, 1957 Vertrag zur Militärseelsorge zwischen der Bonner Regierung und der EKD, die seitdem in der DDR oft als Nato-Kirche bezeichnet wurde, Verurteilung des Leipziger Studentenpfarrers Siegfried Schmutzler zu fünf Jahren Zuchthaus. Walter Ulbricht verkündete „Zehn Gebote der sozialistischen Moral“. Im Juli 1958 kam es zu dem in den Jahren danach viel zitierten „Gemeinsamen Kommuniqué“ mit den Kernsätzen: „Ihrem Glauben entsprechend erfüllen die Christen ihre staatsbürgerlichen Pflichten auf der Grundlage der Gesetzlichkeit. Sie respektieren die Entwicklung zum Sozialismus und tragen zum friedlichen Aufbau des Volkslebens bei“ (S. 65).

Geistliche Orientierungen wurden geboten: Eine außerordentliche EKD-Synode stellte 1956 aufgrund von Römer 13 und Barmen V fest, der ostdeutsche Staat, jedoch nicht dessen Totalitätsanspruch, sei als „Gottes gnädige Anordnung“ zu bejahen (S. 69). Der Naumburger Dozent Johannes Hamel schrieb, auch Repräsentanten der DDR seien „Dienstleute Gottes“, die als „Rute Gottes“ die Kirche zu ihrer Sache riefen. Diese Worte konnten freilich nur in Westberlin gedruckt werden; Hamels Broschüre „Christ in der DDR“ (1957) wurde in der DDR unter der Hand in kirchlichen Kreisen weiter gegeben. Erst recht galt das für das Heft „Obrigkeit“ von Otto Dibelius 1959, der die DDR überhaupt nicht als Obrigkeit im Sinne von Römer 13 anerkennen wollte. Aber das war bald seine „private Meinung“.

In der VELKD wurde 1960 ein Text „Christ in der DDR“ erarbeitet und angenommen: Der Glaube hindert den Christen nicht, gegebene Verhältnisse zu respektieren – im Sinne des Kommuniqués 1958. Ein Nein ist aber dort geboten, wo „die gottgegebene Freiheit und Würde des Menschen“ verletzt wird. Der Text scheut sich nicht, an die Zeit Kaiser Neros und des Kaiserkults zu erinnern (S. 72). Die Landesbischöfe Noth (Dresden) und Beste (Schwerin) unterschrieben, nicht jedoch der thüringische Landesbischof Mitzenheim. Für die SED gehörte diese lutherische Handreichung zu der Kette der „Schmähschriften rechtsreaktionärer Kreise“ (S. 72).

Der Abschnitt „Sozialisierungsterror auf dem Lande und wachsender Flüchtlingsstrom“ erinnert an die kirchlichen Proteste gegen die zwangsweise Kollekti-

vierung der Landwirtschaft seit Anfang 1960, auch an die kirchlichen Mahnungen, trotzdem in der DDR zu bleiben (S. 74-76). Mau zitiert die damaligen Parolen: Dem SED-Slogan „Ohne Gott und Sonnenschein fahren wir die Ernte ein“ setzte der Volksmund entgegen: „Ohne Sonnenschein und Gott seid ihr alle bald bankrott“. Freilich sagt Mau auch sehr deutlich, wie ernst die Lage damals war und dass „der LPG-Beitritts-Terror zur Stunde der Seelsorge“ werden konnte (S. 75). Walter Ulbricht empfing am 9. Februar 1961 einige „fortschrittliche“ Theologen unter Leitung von Emil Fuchs (Leipzig), der vorbehaltlos die Friedenspolitik der DDR und den Aufbau des Sozialismus begrüßte. Von staatlicher Seite kam man der Diakonie entgegen, hier ordnete „sich die antikirchliche Propaganda anderen Interessen“ unter (S. 77).

2.3 Die Mauer. Zeugnis und Dienst der schrumpfenden Kirche (1961-1969)

Mau erinnert an die in der Mitte Berlins - und damit seit 1961 im Grenzgebiet – stehende Versöhnungskirche, die 1985 gesprengt wurde. Bischof Otto Dibelius war 82 Jahre alt und wohnte in Westberlin; er war im Osten persona ingrata. Als „Verweser des Bischofsamtes“ amtierte zunächst bis 1966 Günter Jacob, der Generalsuperintendent von Cottbus. Nach dem Rücktritt von Dibelius 1966 wählten die Synoden der Kirche Berlin-Brandenburg im Osten und Westen den in Westberlin wohnenden Kurt Scharf zum Bischof, aber das „unerbittliche Nein der SED begrenzte Scharfs bischöfliches Wirken auf West-Berlin“ (S. 80).

Mau charakterisiert zwei herausragende kirchenleitende Personen. Zum „Verwalter des Bischofsamtes“ wurde 1967 der Generalsuperintendent Albrecht Schönherr (Eberswalde) gewählt, – ein „Schüler und Freund Dietrich Bonhoeffers, Mitglied des Weißenseer Arbeitskreises (WAK) und der Prager Christlichen Friedenskonferenz (CFK)“. Schönherr vertrat „die Dibelius-kritische, dahlemitische BK-Tradition“ (S. 82). Anders strukturiert war der thüringische Landesbischof Moritz Mitzenheim, dem Walter Ulbricht kurz nach dem Mauerbau den „Vaterländischen Verdienstorden in Gold“ verlieh. Mitzenheim erscheint „betont heimatverbunden, volkskirchlich und lutherisch-konservativ gesinnt“ (S. 83).

Ulbricht und Mitzenheim führten 1964 ihr „Wartburggespräch“, – und wenig später „durfte der Bischof die Genehmigung von Rentnerreisen in die Bundesrepublik, eine menschliche Erleichterung der Mauer-Situation, verkünden“ (S. 82). Ausführlich werden die 1963 von der Konferenz der Kirchenleitungen verabschiedeten „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ erläutert (S. 82 f), von denen sich jedoch Mitzenheim distanziert hatte. Der Weißenseer Arbeitskreis formulierte seine „Sieben Theologische Sätze“, die Mau ebenfalls wörtlich bringt (S. 84). Das ist dankenswert, da damals beide Texte schwer zu haben waren und

heute fast vergessen sind. Mau urteilt in alter Kürze deutlich: „Gegenüber den Zehn Artikeln, die auf opportunistische 'Gefährdungen und Versuchungen' im DDR-Alltag hinwiesen, wirkten die Sieben Sätze als 'Verharmlosung akuter Gefahren'“(S. 84).

Abschnitt 3 B „Wegsuche im DDR-Alltag“ nennt eine grundlegende Veränderung: 1964 gehörten nur noch 59,4 % der Bevölkerung der DDR der Evangelischen Kirche an (S. 85). Rüstzeiten für die Jugend wurden vom Staat verboten. Generalsuperintendent Fritz Führ erlitt in solcher Auseinandersetzung 1963 einen Herzinfarkt, an dem er verstarb. Damals kamen Begriffe wie „missionarische Gemeinde“ sowie „Sammlung und Sendung“ auf. Der Streit um die Wehrpflicht führte 1964 zu einer Lösung. Es „gab es in der DDR, sonst nirgends im Ostblock, die Gelegenheit eines Ersatzdienstes“ (S. 87).

Von kirchlicher Seite empfahl Bischof Krummacher (Greifswald) als Vorsitzender der Ostkonferenz, bestimmte Vorschläge Walter Ulbrichts „ernster zu prüfen“, was freilich bei manchen Kirchenkreisen in West und Ost Befremden auslöste.

Mau skizziert die neue Situation: „Anders als zuvor ließen sich kirchliche Amtsträger und Pfarrkonvente auf die von der Nationalen Front arrangierten ‚Gespräche‘ ein“. Aber das Misstrauen saß tief. Es herrschte „eine angestrenzte und kühle Atmosphäre. Langen Funktionärs-Monologen über DDR-Friedenspolitik und sozialistische Errungenschaften pflegte von kirchlicher Seite das Auflisten von Schwierigkeiten und Beschwerden zu folgen“ (S. 87). Es gab jedoch in der Kirche einen „Konsens, dass wir ‚uns stellen‘ und ‚nicht ausweichen‘, wenn der Staat nun Gespräche ‚mit dem Ziel der Auflockerung und Entspannung‘ suche“ (S. 88). Freilich wurden von Seiten des SED-Staates offizielle Gespräche über Fragen der Jugend, Schule und Bildung abgelehnt (S. 89).

An den sechs Theologischen Fakultäten änderte sich die bis 1961 zu beobachtende konziliante Berufungspraxis. In Berlin und Leipzig wurden „fortschrittliche Theologen“ den Fakultäten aufgezwungen. Dadurch wuchs die Bedeutung der kirchlichen Ausbildungsstätten: Das Sprachenkonvikt Berlin, das katechetische Oberseminar Naumburg und das Theologische Seminar Leipzig hatten steigenden Zulauf. Diese Ausbildungsstätten bedeuteten für die Fakultäten indirekt „einen Rückhalt gegenüber untragbarer staatlicher Reglementierung. Im Rahmen theologischer Ausschüsse und anderer Aktivitäten gab es ein gutes Zusammenwirken von Theologen der kirchlichen und staatlichen Institutionen, auch persönliche Kontakte und die gegenseitige Wertschätzung von Fachkompetenz“ (S. 90).

Zu einem Problem wurden die Jubiläumsfeiern in Wittenberg. Zur 450-Jahrfeier der Reformation 1967 hatte der Staat großzügig Einreisen versprochen, aber „von hunderten teilnahmewilliger Westdeutscher durften nur 39 einreisen.“ Damals versuchte sich die DDR noch selbst darzustellen als „Hüterin und Fortset-

zerin der fortschrittlichen nationalen und humanistischen Traditionen des deutschen Volkes“ (S. 91). Bei späteren Jubiläen – Bauernkrieg 1975, Geburtstag Luthers 1983 und Müntzer-Jubiläum 1989 – „verlor die dann auch historisch differenzierende marxistische Reformationsdeutung an kulturrevolutionärer Schlagkraft“ (S. 92).

Besondere Anteilnahme ruft Abschnitt C hervor: Krise der EKD und Gründung des Kirchenbundes (S. 92-101). Im April 1967 durften die Synodalen der EKD aus der DDR nicht mehr in Ostberlin tagen. Sie wichen nach Fürstenwalde aus und legten dort ein Bekenntnis zur Einheit der EKD ab. Die Synodalen aus dem Westen in Berlin-Spandau begrüßten dieses Bekenntnis. Mau kommentiert: „Aber niemand wusste, was nun zu tun sei. Lähmung statt Handlungsfreiheit bestimmte die Lage“ (S. 93). Zu dieser Zeit begannen Debatten um einen Text für eine neue DDR-Verfassung, der die DDR als einen sozialistischen Staat unter Führung der SED festschrieb. Nach Diskussionen wurde die Verfassung angenommen mit Kirchenartikel 39 (S. 95, Anm.98).

Weitere Konflikte entstanden wegen der Sprengung der Leipziger Universitätskirche sowie nach dem Einmarsch der sozialistischen Bruderländer in die ČSSR am 21. August 1968. Drei Tage nach der Invasion bemühte sich Bischof Beste als der neue Vorsitzende der Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR „vergeblich um eine gemeinsame Stellungnahme der ostdeutschen Landeskirchen“, da Thüringens Landesbischof Mitzenheim den Entwürfen widersprach. Die Landeskirche Berlin-Brandenburg beschloss eine Kanzelabkündigung (S. 96 f.). Pläne zu einer „intensiveren Zusammenarbeit der östlichen Landeskirchen“ gewannen zunehmend Unterstützung (S. 97). Die DDR-Führung reagierte „mehr abwehrend als zustimmend“ (S. 98).

Die Debatten gingen um das Verhältnis des geplanten Kirchenbundes zur EKD. In Artikel 4,4 der Grundordnung bekennt sich der Bund „zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland. In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr“ (S. 99). Im März 1969 wurde die Ordnung angenommen, im September 1969 konstituierte sich in Potsdam-Hermannswerder die erste Synode des Kirchenbundes (BEK) (S. 101).

2.4 Lernwege der Eigenständigkeit ‚im Sozialismus‘ (1969-1978)

Das Kapitel beginnt mit dem Abschnitt „Kirchenverfassung und SED-Politik“ (S. 192). Es geht um den Kirchenbund und die EKD, um die „zwei Bereiche“ in

der Unionskirche sowie die „Regionalisierung des Bischofsamtes“ in Berlin-Brandenburg. Erst am 24. Februar 1971 empfing Staatssekretär Seigewasser den Vorstand des BEK. Die DDR-Führung stellte sich damit „wieder auf die berufenen Vertreter der Gesamtkirche ein, nachdem sie dreizehn Jahre lang, seit 1958, mit Wunschpartnern (CDU, Thüringen) zu paktieren gesucht hatte“ (S. 107). Zu derselben Zeit endete die Ära Walter Ulbrichts, dessen Nachfolger Erich Honecker „nach innerer Stabilität und mehr Akzeptanz bei der Bevölkerung“ strebte (S. 108).

Verschiedene Synoden berieten über „Zeugnis und Dienst der Kirche im SED-Staat“, 1973 war Schwerin Tagungsort. Hier wurde der Begriff „Kirche im Sozialismus“ näher debattiert. Aber hier kamen auch „Bedrängnisse im Erziehungsbereich“ wieder zur Sprache. Die SED-Führung wertete es als Erfolg, dass nicht von einer Hoffnung auf einen verbesserlichen Sozialismus gesprochen worden war (S. 112). Die staatliche Anerkennung erreichte 1975 die medizinische Fachschulausbildung in kirchlichen Einrichtungen. Es blieb jedoch „die einzige Staat-Kirche-Vereinbarung nach Artikel 39 (2) der DDR-Verfassung“ (S. 116). Die Vereinbarung unterschrieb Diakoniedirektor Gerhard Bosinski (S. 115, Anm. 66).

Das Zusammenwachsen der ostdeutschen Landeskirchen geschah nur langsam. Die Zustimmung zur Leuenberger Konkordie beendete an sich die kirchentrennende Bedeutung lutherischer und reformierter Bekenntnisbildung. Aber Bemühungen um mehr Einheit erzeugten einen „Beinahe-Stillstand“ (S. 117). Die Synode des Bundes und insbesondere die Theologische Studienabteilung beim Bund „leistete durch ihre selbständige und verantwortungsbewusste Informations- und Dokumentationsarbeit den Kirchen und Gemeinden wichtige Dienste“ (S. 117).

Umstritten war das Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen: Der Kirchenbund unterstützte es, in der EKD blieben die Meinungen kontrovers (S. 119). In Baufragen gab die SED etwas nach: Von 36 Anträgen wurden 29 abgelehnt, jedoch wurden zwei besonders umstrittene Bauprojekte genehmigt: in Eisenhüttenstadt und Magdeburg/Nord (S. 119 f.).

Abschnitt C „Situationswandel in Europa und das Signal von Zeitz“ geht auf das Abkommen von Helsinki 1975 ein, das in „Korb 3“ von Grundfreiheiten sprach, zu denen auch die freie Wahl des Wohnorts gehöre. Die Folge war eine Flut von Ausreisanträgen, die langsam bearbeitet wurden. Die Zahl der „Antragsteller“ wuchs und die Betroffenen suchten oft Rat und Hilfe bei der Kirche sowie Arbeit in der Diakonie oder auf Friedhöfen. „Die Kirche war hier bald an den Grenzen ihrer Möglichkeiten“ (S. 124). In diese gespannte Lage hinein kam die Selbstverbrennung des Pfarrers Brüsewitz auf dem Markt von Zeitz am 18. August 1976. Mau schildert die Vorgänge und Stellungnahmen. Er stellt nebeneinander die „Biermann-Ausweisung“ und den „Brüsewitz-Schock“ (S. 129). Das Gespräch

am 6. März 1978 zwischen den obersten Vertretern von Staat und Kirche wird genau mit Einzelheiten und Aspekten dargestellt (S. 132-136).

2.5 Friedenszeugnis und wachsende Öffentlichkeit (1976-1985)

Zunächst berichtet Mau über Bewegungen auf der institutionellen Ebene (S. 137-141). Die BEK-Synode in Güstrow 1981 wird genannt und neue Personen werden vorgestellt: Die Bischöfe Leich (Thüringen), Gienke (Greifswald) und Forck (Berlin) sowie an kirchlichen Schaltstellen Manfred Stolpe, Christoph Demke und Martin Ziegler (S. 140 f.). Teil B „Frieden als Thema der Kirche 1978-1982“ geht auf die Erwartungen und Proteste der Jugend ein, die Ausdruck in dem Symbol „Schwerter zu Pflugscharen“ fanden. „Das Friedenssymbol tangierte für die SED die Machtfrage“ (S. 149). Erich Honeckers Verschwörungsthese unterstellte der evangelischen Kirche eine Rolle, wie sie die katholische Kirche in Polen als Organisator einer „konterrevolutionären Entwicklung“ spielte (S. 149).

Das Jahr 1983 brachte ein Doppeljubiläum: Den 100. Todestag von Karl Marx und den 500. Geburtstag Martin Luthers. „Ein ungleich größeres Interesse galt schon vorab dem 500. Geburtstag Luthers, dessen Geburts- und Sterbeort samt wichtigen Stätten seines Lebens und Wirkens innerhalb der DDR-Grenzen lag“ (S. 155). Wieder kommt eine Fülle von Einzelheiten zur Darstellung: Wissenschaftliche und kirchliche Veranstaltungen. In dieser langen Reihe wird auch der Kirchentag in Rostock erwähnt (S. 158). Zum Abschluss erinnert Mau an den aussagekräftigen damaligen Slogan „Martin Luther feiert seinen 500. Geburtstag, und Karl Marx ist 100 Jahre tot“ (S. 159).

In der Kirche wurden neue Gruppen aktiv, darunter ökologische. Eine Baumpflanzaktion hatte es schon 1979 in Schwerin gegeben (S. 162). Bei Gesprächen auf oberster Ebene forderte 1984 der neue ZK-Sekretär für Kirchenfragen Jarowsky eine „Koalition der Vernunft“, um „gemeinsam den Sozialismus besser zu machen“ (S. 164).

Von einem „beiderseitigen Lernprozess“ war nun die Rede (S. 165). Im März 1985 wurde Michael Gorbatschow in der Sowjetunion Generalsekretär der KPdSU (S. 166). Im September 1985 wurden aber auf der Dresdener Bundessynode die alten Streitthemen debattiert, was die SED als „feindlich und reaktionär“ einstufte (S. 167). Die Gemeinsamkeit zwischen der EKD und dem DDR-Kirchenbund fand 1984 in einem gemeinsamen Wort zur Erinnerung an den Kriegsausbruch 1914 Ausdruck (S. 168 f.).

2.6 Gesellschaftliche Diakonie zur Friedlichen Revolution (1986-1990)

Abschnitt A informiert über vergebliches Hoffen auf Fortschritte. Ein SED-Parteitag im April 1986 brachte keinen kirchenpolitischen Fortschritt. Der Vorsitz in der Konferenz der Kirchenleitungen ging von Bischof Hempel (Dresden) auf Bischof Leich (Eisenach) über, in Mecklenburg hatte Heinrich Rathke 1984 das Bischofsamt an Christoph Stier übergeben, in Görlitz übernahm Joachim Rogge 1986 das Amt von Hans-Joachim Wollstadt. Bischof Gottfried Forck sprach 1986 zur Frühjahrssynode von Berlin-Brandenburg „von dominierender Erwartungslosigkeit, ja Resignation in Kirche und Gesellschaft“ (S. 170). Mau erinnert an Kurt Hagers Äußerung zur Erneuerung in der Sowjetunion, man müsse seine Wohnung nicht nett tapezieren, wenn der Nachbar seine Wohnung neu tapeziere (S. 172, A.14).

Im Sommer 1987 deutete sich ein Wandel an mit dem SED-SPD-Papier „Der Streit der Ideologien und gemeinsame Sicherheit“, dessen Grundlinien sich mit kirchlichen Grundsätzen berührten. Erich Honecker nannte jenes Papier „historisch bedeutsam“, jedoch verkannte er „offensichtlich dessen innenpolitische Sprengkraft“ (S. 175). Am Olof-Palme-Gedenkmarsch vom 1.-18. September nahmen kirchliche Gruppen eigenständig teil, die sich zuletzt zu einem Forum in der Dresdener Kreuzkirche trafen (S. 176). Man wollte den Geist der „Abschreckung“ überwinden, doch verdrängte der Begriff „Abgrenzung“ mehr und mehr den Begriff „Abschreckung“.

Für die Jahre 1987/88 formuliert Mau die Überschrift „Wachsender Freimut und Konfrontationen“ (S. 178-185). Aufsehen erregten das DDR-kritische Magazin „Grenzfall“ und die Umweltbibliothek in der Berliner Zionskirche sowie ein Vorfall am 17. Januar 1988 bei der Liebknecht-Luxemburg-Demonstration, auf der Teilnehmer, die ein Plakat mit dem Wort von Rosa Luxemburg „Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden“ trugen, von der Polizei verhaftet wurden. Ausreisewilligen bot die Kirche Beratung an, aber diese „gesellschaftliche Diakonie“ führte wegen der massenhaften Beteiligung zum Eklat. In Dresden kam es beim Gedenken an die Bombardierung der Stadt am 13. Februar 1945 zu Kundgebungen der Ausreisewilligen, im März entstanden Unruhen in Berlin, Schwerin und Leipzig. Innerkirchlich gab es auch Kritik an der kirchlichen Hilfe für Ausreisewillige. Man empfahl Distanz, da die Ausreise den Ratschlägen der Kirche entgegen stand, die stets zum Bleiben aufforderte. Zudem sollte man damit die Verhandlungen mit dem Staat nicht unnötig belasten.

Abschnitt C „Die Kirche als Forum der Reformdebatte 1988/89“ setzt ein mit der Ablösung des 76jährigen Staatssekretärs für Kirchenfragen, Klaus Gysi, durch den jungen Kurt Löffler, der bei der Vorbereitung des Lutherjubiläums 1980-1983 Erfahrungen gesammelt hatte (S. 185). Der Vorsitzende der KKL Leich erklärte es

zu einer Aufgabe der Kirche, die Erneuerung der „Gesellschaft, die ein menschliches Gesicht hat“, zu unterstützen. Manfred Stolpe sprach am 21. September 1988 auf einer Gastvorlesung in Greifswald von einem Dialog „mit der Gesellschaft zu Fragen der Zeit“. In der SED war man uneins über Stolpes Vorschlag, fürchtete dann aber vor allem um die „Machtausübung unter Führung unserer Partei“ (S. 186).

Heino Falcke nannte die Perestroika eine „Suchbewegung nach der Gestaltung des Sozialismus in unserem Land“. Aus der bis dahin ruhigen katholischen Kirche kamen jetzt staatskritische Stimmen. Die staatliche Seite befürchtete „ein komplettes Programm zur Installierung einer Art Oppositionsbewegung“ (S. 187). Man antwortete mit Repressalien, Kirchenzeitungen wurden verstärkt zensiert, in Leipzig begannen die Friedensgebete in der Nikolaikirche. Man erinnert an einen höhnischen Artikel im Neuen Deutschland „Herr Stolpe und der Idealfall“ (S. 190, Anm.106), da Stolpe eine Reiseverordnung der DDR „noch nicht den Idealfall“ genannt hatte. Im Februar 1989 zeigt ein Treffen verschiedener Friedensgruppen noch kein klares Bild.

Im April legte eine Ökumenische Versammlung in Dresden Dokumente vor: Die theologische Grundlegung „Umkehr zur Gerechtigkeit“ sowie den Text „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“, der „später als die Magna Charta der Friedlichen Revolution galt“ (S. 191). Dazu sagt Mau: Der SED begegnete jetzt in unleugbarer Präsenz, was sie seit Jahrzehnten mit den Mitteln der Gewalt zu verhindern gesucht hatte: Angesichts der Klagen in Staat und Gesellschaft nahm die Kirche eine „Stellvertreterrolle für die Belange der Bürger“ wahr (S. 192). Bei den Kommunalwahlen im Mai 1989 überwachten Christen die Auszählung und protestierten gegen Unstimmigkeiten, auch im Bezirk Schwerin (S. 193). Die Einweihung des restaurierten Greifswalder Doms am 11. Juni, zu der Bischof Gienke auch den Staatsratsvorsitzenden Honecker eingeladen hatte, nennt Mau angesichts des Hintergrundes eine makabre Inszenierung (S. 196).

Im Sommer und Herbst 1989 wurden neue Parteien gegründet, die in Mecklenburg wirkenden Pfarrer Martin Gutzeit und Markus Meckel werden genannt. Selbst Mitglieder der Ost-CDU forderten Reformen, die SPD wurde in der DDR neu gegründet. „So fand der seit langem aus dem Raum der Kirche geforderte gesamtgesellschaftliche Dialog binnen weniger Wochen ein vielgestaltiges Forum und gewann an Dynamik“. An den Montagsgebeten in der Leipziger Nikolaikirche beteiligten sich ständig mehr Menschen (S. 201), Gorbatschows Bemerkung „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ wurde zum wichtigsten Wort des Tages (S. 202). „Die Leipziger Demonstration vom 9. Oktober war der Durchbruch, der das Ende des Regimes einleitete. Anderes, wenn auch in der weltweiten Auswirkung viel spektakulärer Wirkendes wie die Öffnung der Mauer, gehörten in die Reihe von Folgeereignissen“ (S. 204).

Erich Honecker bot der Kirche erneut ein Gespräch an, das dann nach seinem Sturz sein Nachfolger Egon Krenz am 18. Oktober 1989 führte – „das letzte Staat-Kirche-Spitzengespräch vor dem Ende der DDR“ (S. 205). Unter vielen Demonstrationen nennt Mau auch eine im Schweriner Dom am 24. Oktober 89 (S. 206). Die beginnenden Gespräche am „Runden Tisch“ leisteten „Außerordentliches, um der Friedlichen Revolution im vormals realsozialistischen DDR-Alltag Wirkung zu verschaffen. Für den Beginn der Demokratisierung war die Erfahrung evangelischer Kirchen, ihre unter der ideologischen Diktatur praktizierte demokratische Kultur von Meinungsstreit und Konfliktbewältigung, von unschätzbarem Wert“ (S. 210).

2.7 Neuaufstellungen im Zeichen der Einheit Deutschlands

Mau beschreibt die neue Lage: „Noch bis vor kurzem hatte die Zweistaatlichkeit Deutschlands als Voraussetzung und den Urhebern des Zweiten Weltkrieges auch zumutbarer Preis für den Frieden in Europa gegolten. Musste es also bei der separaten Fortexistenz beider deutscher Staaten bleiben? Oder war deren Wiedervereinigung politisch geboten und realisierbar? Die neue Situation überfiel die politisch Verantwortlichen völlig unvorbereitet“ (S. 211). Die Evangelische Kirche in Deutschland war ja zunächst ganz klar eine gesamtdeutsche Institution, die auch von der sowjetischen Besatzungsmacht anerkannt worden war. Mit dem 1957 geschlossenen Militärseelsorgevertrag änderte sich die Lage. Aber auch nach der Gründung des Bundes evangelischer Kirchen in der DDR 1969 „blieb die gesamtdeutsche Einheit der Evangelischen Kirche als geistliche, kirchlich-menschliche Realität vielseitig erfahrbar. Sie wurde auf vielen, teils verborgenen, auch illegalen Wegen mit großem Einsatz vor allem vom Westen her praktiziert“ (S. 212).

Im Osten nötigte die Zweistaatlichkeit „die Kirche, anhand der Bekenntnisaussagen ihre Stellung zur DDR als Staat zu klären. Dabei kam zu keinem Zeitpunkt eine Akklamation zur SED-Ideologie und -Machtpraxis in Betracht. Die hat es nie gegeben“. Christen und Gemeinden blieben in einem „Dauerkonflikt“. Die Kirche musste sich zu den Nöten der Zeit äußern, „ohne aber mit einer eigenen politischen Konzeption als Opposition zu agieren“. Mau geht näher auf das Stichwort „Kirche im Sozialismus“ ein. Ihm gelingen gerade hier gute Formulierungen, die ausführlich zitiert werden sollen.

„Kirche im Sozialismus“ bedeutete zunächst, dass man die gegebene Lage realistisch annahm, jedoch „im Zeichen des Evangeliums, der auch unter diesen Bedingungen wirkenden und sie verändernden Macht Gottes“. Daraus ergab sich: „Das schloss die Hoffnung auf einen Wandel des Regimes ein, nicht aber ein Spekulieren auf dessen Zusammenbruch“ (S. 212). Dieser Satz trifft exakt die

Situation. Die nun nachwachsende Generation hatte andere Ziele: Sie wollte teilhaben „an einem freien, prosperierenden Europa, dessen Eigenart freilich vor allem in der vielseitigen fern-nahen Dauerpräsenz der Bundesrepublik sichtbar wurde“ (S. 213). Viele Christen im Osten behielten jedoch auch nach 1990 ihre seit vier Jahrzehnten eingeübte Distanz zum Staat.

Die in der DDR „ständig gewachsene politische Stellvertreter- und Sprecherrolle der Kirche für die Bürger“ war vorbei. „Eine zügige Wiederherstellung der früheren kirchlichen Einheit erschien vor allem aus westlicher Sicht als selbstverständliche Konsequenz aus dem politischen Umbruch“ (S. 214). Natürlich endete sehr schnell die „Regionalisierung“ der Kirche von Berlin-Brandenburg (S. 215). Die östlichen Landeskirchen wurden wieder Mitglied in der EKD, die Unionskirche hob die erzwungene Gliederung in „Bereiche“ auf. Schwierigkeiten gab es mit der VELKD: Die VELK/DDR löste sich auf (S. 218). Gerade in Mecklenburg war jedoch der Wiedereintritt in die VELKD in den Beratungen der Landessynode 1990 und 1991 höchst umstritten: „Erst am 13. März 1992 kam nach beharrlichem Werben von Landesbischof Stier auch hier der Beitrittsbeschluss zustande“. Es blieben Bedenken auch in anderen Landeskirchen: Konfessionelle Grenzen sollten fallen, anstatt Abgrenzung zu betonen (S. 218). Ernst- Rüdiger Kiesow hat sich zu dieser Frage näher geäußert.¹⁰

Ausführlich erörtert Mau die Stasi-Problematik. „Binnen kürzester Frist wandelte sich das öffentliche Bild von der Evangelischen Kirche. Hatte sie durch die Friedliche Revolution ein hohes Ansehen gewonnen, so geriet sie nun als Tummelfeld des MfS in Schande. Mutmaßungen über kirchliche Stasi-Verstrickung erreichten aberwitzige Dimensionen“ (S. 219). In einer Anmerkung heißt es: Der Stasi-Witz von der Nähnaedel, die die Stecknaedel warnt „Pst, eine Sicherheitsnaedel“ traf die Situation (S. 219, Anm. 33). Mecklenburgs Landesbischof Stier forderte eine Vergangenheitsbewältigung. Die Kirchenleitung in Schwerin habe „weder mit der SED noch mit dem MfS verhandelt“ (S. 220, Anm. 37). Überprüfungen ergaben ein „sehr differenziertes Bild vom Zustandekommen und der Dauer, Motivation und Eigenart nachweislicher Stasi-Kontakte“ (S. 220). Mau verweist zuletzt noch auf eine positive Seite jener Vorgänge: „Während nach 1945 die Wahrnehmung und Rechenschaftslegung zum Jahzwölf des NS-Regimes nur zögernd und selektiv begonnen hatte, folgte dem Zusammenbruch der zweiten deutschen Diktatur eine bald unüberschaubare Fülle und Vielfalt von Wortmeldungen“ (S. 221).

¹⁰ Ernst-Rüdiger Kiesow: Das Ende der VELK/DDR und die Frage nach dem lutherischen Proprium. In: H. Michael Niemann, Matthias Augustin, Werner H. Schmidt (Hrsg.): Nachdenken über Israel, Bibel und Theologie. Festschrift für Klaus-Dietrich Schunck zu seinem 65. Geburtstag. Frankfurt am Main 1994, S. 473-484.

Besonderheiten der Arbeit in den DDR-Kirchen „wurden weitgehend hinfällig“. An die Stelle gemeindebezogener Christenlehre trat der schulische Religionsunterricht. Bei der Militärseelsorge blieb immerhin der Grundsatz eines kirchlichen, nicht staatlichen Dienstverhältnisses gewahrt. Die Diakonie konnte ihre Arbeit erweitern. Finanzielle Hilfen ermöglichten die Restauration vieler Kirchen und diakonischer Einrichtungen. Allgemein gab es eine „positiv erfahrene lebensweltliche Veränderung“. Aber „die Hoffnung, dass die große Akzeptanz der Kirche bei der Friedlichen Revolution eine generelle Rückkehr zu ihr und die Wiederbelebung der volksskirchlichen Tradition einleiten werde, fand vorerst keine Erfüllung“. In den östlichen Bundesländern bezeichnete sich die Mehrheit als „konfessionslos“, nur 24 % gehören zur evangelischen Kirche. Mau beschließt seine Darstellung mit einer Erinnerung an die unverändert bleibende Aufgabe, „die umfassende Bedeutung des Evangeliums zu bezeugen und in diesem Sinne kirchliche Tradition zu pflegen und zu vermitteln“ (S. 222).

Eine Zeittafel stellt in zwei Rubriken nebeneinander politische und kirchliche Ereignisse, eine chronologische Ordnung wird sichtbar. Mau ordnet die Verleihung des Vaterländischen Verdienstordens an Landesbischof Mitzenheim am 17. August 1961 unter die Rubrik Politische Geschichte ein. Am 1. August 1975 fasste die KSZE-Konferenz in Helsinki Beschlüsse zur friedlichen Koexistenz und zu den Menschenrechten, am 18. August 1975 verbrannte sich der Pfarrer Brüsewitz. Mitte Dezember 1982 besuchte Helmut Schmidt Güstrow, am 25. Januar 1983 wird der „Berliner Appell“ von Havemann und Eppelmann der Rubrik „Kirchliche Vorgänge“ zugeordnet (S. 228). Anfang Juni 1989 drohte Egon Kreuz in China der Konterrevolution, am 11. Juni nahm Honecker an der Greifswalder Domeinweihung teil (S. 231). Die Vorgänge im Oktober/Dezember 1989 werden über die beiden Rubriken hinweg aufgeführt, offensichtlich sind für diese Monate politische und kirchliche Vorgänge kaum zu trennen (S. 232).

3. Mecklenburg im Rahmen der Kirchengeschichte der DDR

Rudolf Mau hat als Dozent am Sprachenkonvikt Berlin die Epoche aus dortiger Perspektive erlebt. Tatsächlich lag der Schwerpunkt der Entwicklung in Berlin, – damals „Hauptstadt der DDR“. Die bisherige Rezension nannte möglichst viele Ereignisse in Mecklenburg. Weitere Zugänge eröffnet das Personenregister, das zahlreiche Mecklenburger nennt: Hans-Jürgen Behm, Niklot Beste, Gerhard Bosinski, Joachim Gauck, Horst Gienke, Martin Gutzeit, Olof Klohr, Heiko Lietz, Markus Meckel, Heinrich Rathke, Walter Schulz, Christoph Stier, Siegfried Wahrmann und Helmut Zeddies. Das Ortsverzeichnis nennt Güstrow, Mecklenburg, Rostock, Schwerin und Wismar. S. 90 nennt Mau die Namen

„fortschrittlicher“ Theologen, die ab 1961 den Fakultäten in Berlin und Leipzig aufgezwungen wurden. Eine Nennung hätten jedoch eher jene Professoren verdient, die 1945 die Fakultätstradition weiterführten, wie in Rostock Gottfried Quell und Alfred Jepsen, oder jene Pfarrer, die bald nach 1945 berufen wurden und dann für Jahrzehnte die Fakultät prägten wie in Rostock Konrad Weiß und Gottfried Holtz.

Nachstehend sei an vier Ereignisse erinnert, die ich in Rostock miterlebte und deren Bedeutung über Mecklenburg hinaus zukommt.¹¹

1. Am 5. September 1961 habe ich als frisch nach Rostock berufener Ordinarius für Kirchengeschichte dem Dekan der Theologischen Fakultät Heinrich Benckert meinen Antrittsbesuch gemacht. Vorher hatten wir uns noch nicht gesehen, daher ist mir der Besuch gut in Erinnerung. Benckert wirkte abgespannt, er erwähnte eine recht anstrengende Senatssitzung, die er gerade hinter sich habe; nach dem Mauerbau in Berlin sei so etwas zu erwarten gewesen. Bei einem Krankenbesuch im Frühjahr 1968 kamen wir nochmal auf meinen ersten Besuch und jene Sitzung 1961 zurück. Einen neuen Anstoß brachte 1998 das Buch von Friedemann Stengel über die Theologischen Fakultäten in der DDR 1945-1970.¹² Bei Recherchen für eine gründlichere Rezension im Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte fand ich im Archiv der Universität Rostock Einzelheiten über die erregende Sitzung des Senats am 4. September 1961.¹³

Das zehn Seiten lange Protokoll über die Sitzung wurde von einem Marxisten geschrieben. Es beginnt mit einem Bericht des Rektors zur Lage. Benckert schwieg dazu. Danach forderte der Prorektor Heidorn, alle Kollegen sollten sich zur Lage äußern. Daraufhin hat Benckert gesprochen, und zwar zur Ankündigung der Sowjetunion, wieder mit Atomversuchen zu beginnen. Laut Protokoll hat Benckert erklärt, er könne nichts unterschreiben ohne zu sagen „dass jedes Atomwaffenexperiment eine Gefährdung für die Menschheit darstellt“. Er sei „immer öffentlich gegen jede Beschäftigung mit Atomwaffen eingetreten“. Das Protokoll

¹¹ Heinrich Holze (Hrsg.): Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen. Studien zur Geschichte 1933-1990. Festschrift für Gert Haendler zum 80. Geburtstag. Münster 2004. Rostocker Theologische Studien, hrsg. von Udo Kern und Klaus Hock, Bd. 13.

¹² Friedemann Stengel: Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71. Leipzig 1998 = Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte Bd.3.

¹³ Gert Haendler: Rostocker Anmerkungen zu einem Buch über die Theologischen Fakultäten in Ostdeutschland 1945-1970. In: Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte – Mecklenburgia Sacra – hrsg. v. Michael Banners und Erhard Piersig, Bd.4 (2001), S. 49-84. Wiederabdruck in dem Anm. 1 genannten Sammelband von Heinrich Holze, S. 187-216, speziell über Heinrich Benckert S. 209-211.

hält den Satz fest: „Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Benckert hat den Glauben, dass Jesus Christus die Rettung ist“. Das ist sicher spöttisch gemeint, gerade dadurch gewinnt der Satz jedoch an Aussagekraft.

Der Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, der Physiker Gerhard Becherer, hat Benckerts Worte positiv aufgenommen und angeregt, „die Bedenken von Dr. Dr. Dr. h.c. Benckert in die Erklärung aufzunehmen“. Aber damit war die Grenze dessen erreicht, was die marxistische Mehrheit noch hinzunehmen bereit war. Jetzt erklärte der Parteisekretär, es gebe westliche Pläne, die „für den Monat Oktober die militärische und politische Vernichtung der Deutschen Demokratischen Republik vorsahen“. Es kam zu einem Kompromiss. Dem Wunsch des Rektors gemäß wurde eine Senatserklärung angenommen, die die Notwendigkeit der Berliner Mauer und die Wiederaufnahme der Atomversuche in der Sowjetunion anerkannte. Benckert legte Wert auf die Feststellung, dass „die Unterschrift des Dekans der Theologischen Fakultät unter der Erklärung fehlt“.

2. Konrad Weiß gehörte 1946-1972 als Professor für Neues Testament der Theologischen Fakultät Rostock an und hat sich wiederholt im Grenzbereich von Politik und Kirchenpolitik eingesetzt. Der Name Konrad Weiß steht im Personenverzeichnis von Maus Buch, gemeint ist aber der Schriftsteller Konrad Weiß, der im Herbst 1989 bei der Gründung der Partei „Demokratie Jetzt“ in Berlin mitgewirkt hat. Der Rostocker Theologe Konrad Weiß hat sich Jahrzehnte lang kontinuierlich engagiert. Der von Heinrich Holze herausgegebene Sammelband über die Theologische Fakultät Rostock bringt einige Dokumente über Konrad Weiß aus den Jahren 1958-1963, die jedoch nur eine Auswahl aus einer größeren Sammlung sind, die mir der Sohn, Dr. rer.nat. Eckhart Weiß, zeitweilig anvertraut hat.¹⁴

Hier sei an einen Vorgang 1967 erinnert. Konrad Weiß gehörte zur gesamtdeutschen Synode der EKD, die seit dem Bau der Mauer 1961 nicht mehr gemeinsam tagen konnte. Die Synodalen kamen aber zur gleichen Zeit mit gleicher Tagesordnung in Ost- und Westberlin zusammen, natürlich sehr zum Ärger der DDR-Regierung. Im Frühjahr 1967 wurde die Synode in Ostberlin verboten. Sie wurde daraufhin nach Fürstenwalde einberufen. Rektor Heidorn gab mir als dem damaligen Dekan den Auftrag, Konrad Weiß vor einer Teilnahme zu warnen: Die Synode sei vom Staat verboten worden, die EKD sei eine Nato-Organisation, eine Teilnahme an einer solchen Veranstaltung werde daher Konsequenzen nach sich ziehen. Ich habe Weiß in seiner Wohnung aufgesucht, über das relativ kurze Gespräch und seinen Zusammenhang habe ich berichtet.¹⁵

¹⁴ Gert Haendler: Dokumente von Konrad Weiß aus den Jahren 1958-1963. In dem von Heinrich Holze herausgegebenen Sammelband (Anm. 1), S. 173-185.

¹⁵ Gert Haendler: Die Theologische Fakultät Rostock zwischen Mauerbau 1961 und 3. Hochschulreform 1969. In Festschrift für Klaus-Dietrich Schunck zum 65.Geburtstag (Anm. 10),

Damals planten verantwortliche Kirchenmänner bereits einen DDR-Kirchenbund, da die EKD als gesamtdeutsche Organisation nicht zu halten war. Rudolf Mau schreibt skeptisch: „Der Vorsitzende der ostdeutschen Konferenz der Kirchenleitungen, Bischof Krummacher, formulierte ein Bekenntnis zur Einheit der EKD. Doch auf die Frage, wie diese fortan zu praktizieren sei, gab es keine Antwort“ (S. 92). Weiß hätte absagen können unter Berufung auf das Verbot der Synode und die Warnung seitens der Universität, man hätte ihm ein Fernbleiben nicht verübelt. Aber er fuhr nach Fürstenwalde und hielt der EKD die Treue. Er rechnete durchaus mit dem Verlust der Professur und erhoffte im Notfall die Hilfe der Landeskirche: „Unser Bischof wird mir dann schon eine Dorfkirche anvertrauen“.¹⁶

Die „Strafe“ fiel jedoch milder aus: Im Juni 1967 bekam Weiß zur 6. Baltischen Theologenkonferenz in Lund den dienstlichen Reisepass so verspätet, dass er nicht an den Beratungen teilnehmen konnte. Der Zusammenhang mit der Fürstenwalder Synode im April 1967 lag vor Augen, wenn er auch niemals ausgesprochen wurde. Weiß hörte, dass sein Reisepass vorlag. Ende Juni holte er ihn, den die sonst so wachsame Auslandsabteilung der Universität ihm erstaunlicherweise ausgehändigt hat. Mit diesem Pass reiste er mit Hilfe der westdeutschen Botschaft in Stockholm in die BRD. Diese (nach DDR-Maßstäben völlig illegale!) Tour schilderte er uns begeistert.

3. Am 21. August 1968 besetzten Truppen des Warschauer Vertrags die ČSSR. Der Senat der Universität Rostock wurde am 22. August 68 zu einer Sondersitzung einberufen, die Senatoren sollten einer „Erklärung“ zustimmen, in der es hieß: Wir stehen „fest hinter den politischen und militärischen Maßnahmen, die von der Sowjetunion, der DDR und den anderen Bruderländern zum Schutz der sozialistischen Ordnung in der CSSR getroffen wurden“. Das Protokoll stellt zuletzt fest: „Mit einer Stimmenthaltung wurde die Erklärung angenommen. Der Dekan der Theologischen Fakultät, Prof. Dr. Kiesow, enthielt sich der Stimme. Er begründete diese Haltung mit seinem christlichen Standpunkt, von dem aus er militärische Maßnahmen nicht akzeptieren könne“.

Ernst-Rüdiger Kiesow berichtet in seinem Buch „Erinnerungen und Dokumente aus den Jahren 1965-1991“¹⁷: „Bei der Abstimmung habe ich nicht direkt

Frankfurt a.M. 1994, S. 445-456. Die Synode war sehr problematisch, aber mir war klar, dass Weiß teilnehmen werde und dies gerade nach der Warnung durch den Rektor wohl auch musste.

¹⁶ Gert Haendler: Niklot Beste und die Theologische Fakultät Rostock. Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte – Mecklenburgia Sacra – hrsg. von Michael Bunnens und Erhard Piersig Bd.6 (2003), S. 106-128, Zitat S. 124.

¹⁷ Ernst-Rüdiger Kiesow: Theologen in der sozialistischen Universität. Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991. Universität Rostock, Philosophische Fakultät, Historisches

dagegen gestimmt, sondern erst bei der Frage nach Stimmenthaltungen die Hand gehoben. Zunächst trat einen Moment lang erstauntes Schweigen ein, dann fragte der Rektor vor versammelter Mannschaft, warum ich nicht zustimmen wolle.“ Kiesow entgegnete, dass Stimmenthaltung eigentlich bedeute, nicht Stellung nehmen zu wollen. Nach der so ausdrücklich gestellten Frage des Rektors wolle er nun aber doch antworten. Er nennt seine Gründe: „1. Die Deutschen sind schon einmal gewaltsam in die Tschechoslowakei eingefallen. Das sollte sich nicht wiederholen. 2. Gemäß dem Selbstbestimmungsrecht der Völker muss die souveräne ČSSR ihre Probleme selbst lösen und ihr Gesellschaftssystem allein gestalten können. 3. Als ein sog. Bürgerlicher werde ich mich doch nicht in den Streit zwischen marxistischen Parteien einmischen, zumal bekanntlich auch Rumänien und Jugoslawien die Aktion gegen die CSSR abgelehnt haben.“

Im Rückblick sagt Kiesow, dass seine Worte nach damaliger Sicht „konterrevolutionäre“ Argumente enthielten. „Vielleicht hat man mich schonen wollen und sie deshalb im Protokoll weggelassen bzw. auf einen allgemeinen Satz reduziert.“ Nach der Sitzung hatten mir mehrere Senatoren bedeutungsvoll die Hand geschüttelt; einer sagte leise: „Als Theologe konnten Sie sich das leisten, wir nicht“. Auch Kiesow rechnete mit einem Verlust seiner Professur, die er gerade erst übernommen hatte. Auch Kiesow hoffte – ähnlich wie 16 Monate vorher Konrad Weiß – auf die Hilfe der Landeskirche. Im Gespräch meinte ich, er werde in diesem Falle wohl zurückstreben in die Kirche von Berlin-Brandenburg, in der er bis 1965 Pfarrer gewesen war. Aber er hatte inzwischen in Mecklenburg Fuß gefasst und wollte im Notfall mit Landesbischof Beste sprechen in der Hoffnung, dieser werde ihm eine Pfarre in Rostock oder Umgebung übertragen, so dass ihm ein weiterer Umzug erspart bleiben werde.¹⁸

4. Christoph Stier war nach dem Studium an der Theologischen Fakultät Rostock 1964 Assistent bei Konrad Weiß geworden. Danach wohnte er im Rostocker Neubaugebiet und war Mecklenburgischer Landespastor für die Akademiearbeit. Dadurch blieb er der Fakultät eng verbunden. Seit 1980 wurde das biblische Motiv „Schwerter zu Pflugscharen“ von vielen jungen Christen als Aufnäher auf der Jacke getragen. Es handelte sich um die Abbildung eines Denkmals, das ein sowjetischer Künstler der UNO geschenkt hatte, um den Friedenswillen der Sowjetunion zu unterstreichen. Seit Anfang 1982 sahen DDR-Instanzen den Aufnäher mit steigendem Misstrauen. Das von Heinrich Holze herausgegebene Buch „Die Theologische Fakultät Rostock unter zwei Diktaturen“ erwähnt den

Institut 2000. S. 27.

¹⁸ Gert Haendler: Niklot Beste und die Theologische Fakultät Rostock. A.a.O. (Anm. 16), S. 124.

Vorgang um Christoph Stier nur kurz.¹⁹ Erst nach Erscheinen des Buches wurde bekannt, dass die Vorgänge in einer gründlichen Dokumentation vorliegen.²⁰

Stiers Sohn Albrecht besuchte 1980 die Vorbereitungsklasse 9/3 der EOS Rostock-Evershagen. Vater Christoph Stier beantragte Albrechts Freistellung von einem Lager zur Zivilverteidigung im Sommer 1981. Die Schule lehnte ab und erhob den Vorwurf, „dass Albrecht keine Bereitschaft zeige, den Frieden mit der Waffe zu verteidigen“. Gespräche in der Schule, beim Rat der Stadt Rostock sowie eine Eingabe an den Staatsrat blieben erfolglos. In der Schule wurden die Träger des Aufnäher zunehmend unter Druck gesetzt. Pastor Stier trug das Thema auf der Landessynode am 26. März 1982 in Schwerin vor, wo ein Beschluss zur Friedensthematik und ein Brief an die Gemeinden verabschiedet wurden. Stier fragte immer wieder nach den gesetzlichen Grundlagen. Er bekam keine Antwort, es gab kein Gesetz, das den Aufnäher verboten hätte.

Am 30. März 1982 eskalierte der Streit: Christoph Stier begleitete seinen Sohn in die Schule und trug dabei die Jacke seines Sohnes, – also die Jacke mit dem Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“. Zur Begründung sagt er: „1.um Solidarität mit Albrecht zu bekunden; 2.um das Zeichen in seinem positiven Sinn zu unterstützen, der auch vom Staat zugegeben werde: 3. um meinen Protest gegen das Unrecht anzuzeigen, das im menschlichen Bereich an dieser Schule geschehe“. Die Schule wollte Albrecht auf der Schule dulden, wenn er dort den Aufnäher nicht trage. Familie Stier lehnte das ab.

Am 31. März 1982 wurde schriftlich mitgeteilt, dass Albrecht Stier von der EOS (also mit dem direkten Weg zum Abitur) auf die POS (10-Klassen-Schule) umgeschult werde. Natürlich protestierten die Eltern Stier und versuchten erneut, „den positiven Inhalt und die ‚Friedenssehnsucht‘ bezeugende Bedeutung des Symbols ‚Schwerter zu Pflugscharen‘ nahezubringen.“ Sie erklärten, „dass es sich bei der Anweisung, das Symbol nicht zu tragen, nicht nur um ein Vorgehen gegen möglichen Missbrauch handelt, sondern dass ohne Differenzierung jedem, der sich zu diesem Symbol bekennt, staatsfeindliche Tendenzen unterstellt werden“.

Damals habe ich fragenden Studenten zum Verzicht auf den Aufnäher geraten mit der Begründung, dass manchmal auch das Hinnehmen von Unrecht zum Leben gehören könne. Die Familie Stier ist den schwereren Weg gegangen, umso größer war damals und ist heute mein Respekt. 1983 wurde Christoph Stier zum Landesbischof der Landeskirche Mecklenburg gewählt, 1985 machte Albrecht Stier das „kirchliche“ Abitur in Potsdam-Hermannswerder. Die Benachteiligung christlicher Kinder an den sozialistischen Schulen der DDR ist leider ein Thema,

¹⁹ Der Vorgang um Christoph Stier 1982 wird kurz erwähnt in dem Sammelband, hrsg. von Heinrich Holze (Anm. 1), S. 301.

²⁰ Anke Silomon: „Schwerter zu Pflugscharen“ und die DDR. Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 33, Göttingen 1999. Über Christoph und Albrecht Stier S. 270-281.

das vielfach erlebt bzw. durchlitten wurde, so dass gerade diesem Vorfall exemplarische Bedeutung zukommt.

Die genannten vier Beispiele zeigen: Nicht nur in Berlin stand man Spannungen durch. Auch in Rostock nahmen Christen ein Risiko auf sich, weil sie in bestimmten Lagen ihrem Gewissen folgen wollten. Für Heinrich Benckert 1961 und für Ernst-Rüdiger Kiesow 1968 war die Lage relativ klar: Als Dekan der Theologischen Fakultät schwiegen sie möglichst lange im Senat der Universität. Sie haben aber deutlich gesprochen, als sie dazu aufgefordert wurden, eine Unterschrift unter ein unzumutbares Dokument haben sie abgelehnt. Bei ihrem Verhalten bedachten sie auch die Existenz der Fakultät, die auf dem Spiele stehen konnte, daher wollten sie keine Eskalation des Streites. Konrad Weiß hielt als Synodaler der EKD die Treue, obwohl das Beharren an dieser Position 1967 in der DDR aussichtslos war. 1982 war für Christoph Stier ein Verzicht auf das Zeichen „Schwerter zu Pflugscharen“ unmöglich. Das war sicher der härteste Weg, denn es ging um ein Schulkind.

In allen vier Fällen haben es sich die Akteure nicht leicht gemacht. Grundsätzlich wollten wir keine Staatsfeinde sein. Wir wollten am Wiederaufbau der Gesellschaft nach den Zerstörungen des Krieges mitarbeiten. Wir hielten freilich den in der DDR „real existierenden Sozialismus“ für dringend verbesserlich. Aber wehe dem, der solche Meinung vor 1985 zu laut sagte – wie etwa Heino Falcke, dessen Promotion und Habilitation an der Theologischen Fakultät Rostock unter Betreuung und Förderung von Heinrich Benckert erfolgt war (Vgl. dazu Mau S. 187, 199 u. a.). Die Erinnerung an diese vier Ereignisse in Rostock ist sicher im Sinne von Rudolf Mau, dessen Manuskript ursprünglich länger war und auf Verlangen des Verlags gekürzt wurde. Sein Buch könnte manche Leser dazu anregen, über eigene Erinnerungen nachzudenken.

Anhang:

Rostock und die Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen (KGE)

Die ersten Anregungen zur Reihe KGE sind aus Rostock gekommen. Man kann durchaus sagen, das Zollamt in Warnemünde habe wesentlich dazu beigetragen, weil es seit Ende der sechziger Jahre zunehmend Buchsendungen aus dem Westen beschlagnahmte. In Briefen an das Zollamt verwies ich darauf, dass uns durch diese Maßnahmen die Arbeit erschwert werde, während der Zoll doch die beschlagnahmten Bücher nicht brauche. Später hörte ich von meinem Kollegen Konrad Weiß, ein Kollege habe aus einem DDR-Antiquariat ein westdeutsches Buch gekauft, das vorne eine handschriftliche Widmung an ihn enthielt: Jenes

Buch war offenbar zunächst an ihn abgeschickt, vom Zoll beschlagnahmt und dann einem Antiquariat zum Verkauf gegeben worden! Man machte also Geschäfte mit beschlagnahmten Büchern! Meine Proteste führten zu einer Vorladung beim Prorektor, der mich barsch belehrte, ich dürfe mit dem Zollamt überhaupt nur auf dem Dienstweg über das Rektorat verhandeln.

Die Situation nötigte zum Handeln. Prüfungen habe ich meist mit der Frage begonnen, mit welcher Gestalt oder welchem Problem der Kirchengeschichte sich der Kandidat näher beschäftigt und was er dazu gelesen habe. Die Antworten waren oft deprimierend: Total veraltete Bücher wurden genannt, manche Kandidaten hatten sich nur auf Notizen aus den Vorlesungen verlassen. Aus Sachsen wurde erzählt, ein Student habe in einer Klausur geschrieben, „der Dullian“ habe dies und das erklärt. Gemeint war Tertullian! Es mussten ganz dringend neue Lehrbücher erarbeitet werden. Anfang 1970 schlug ich der Evangelischen Verlagsanstalt vor, mit einer Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ zu beginnen.

Im Verlag war man skeptisch: Die Zensur werde Schwierigkeiten machen, das Kontingent an Papier sei knapp, die Druckereien seien immer weniger in der Lage zum Druck altsprachlicher Zitate. In dieser Notlage bat ich Joachim Rogge um Hilfe, der damals am Sprachenkonvikt Berlin Kirchengeschichte lehrte, – neben Rudolf Mau. Rogge und ich kannten uns als Assistenten an der Berliner Theologischen Fakultät in den fünfziger Jahren, wir waren uns danach immer wieder mal in herzlich-kollegialer Weise begegnet. Rogge war damals schon nebenamtlich Oberkirchenrat, 1977 wurde er Präsident der Kirchenkanzlei der EKV und 1984 Bischof von Görlitz. Rogges nachhaltigem Einsatz in Berlin ist es zu danken, dass der Verlag seine anfänglichen Bedenken endlich aufgab.

Zu Rogges 70. Geburtstag steuerte ich in der Festschrift „Unter dem Dach der Kirche“ einen Aufsatz bei: „Erfahrungen mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin“, der auch an die Anfänge der Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ erinnert.²¹ Zu Beginn hatte ich gleich einen unbequemen Wunsch: Nur Rogge und ich als Herausgeber hätten zwar sicher gut zusammen gearbeitet, aber bei der Zensur hätten wir von vornherein Misstrauen hervorgerufen: Unser gemeinsamer Doktorvater Walter Elliger war 1963, also gerade erst 7 Jahre vorher, nach schweren Auseinandersetzungen mit der DDR-Obrigkeits einer Berufung nach Bochum gefolgt.²²

²¹ Gert Haendler: Erfahrungen mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin. In: Ralf Hoburg (Hrsg.): Unter dem Dach der Kirche. Festschrift für Joachim Rogge zum 70. Geburtstag. Leipzig 1999, S. 36-57. Über die Reihe KGE S. 55-57.

²² Zu Walter Elligers 100. Geburtstag hielt Siegfried Bräuer eine Gedenkrede im Berliner Dom: „Kein Freund unserer Republik, sagt aber, was er meint“. Der Berliner Kirchenhistoriker Walter Elliger (1903-1985). ZThK 102 (2005), S. 435-471. Vgl. auch Friedemann Stengel, a.a.O.

Wir brauchten unbedingt noch einen dritten Herausgeber, der ein fortschrittlicheres Ansehen genoss. Nach einigem Sträuben des Verlags wurde Kurt Meier in Leipzig gefragt, ein kompetenter Fachmann für die Geschichte des Kirchenkampfes; Bücher von ihm wurden von Westverlagen übernommen. Er hat gerne zugesagt.

Unsere anfängliche Sorge, Meier werde uns möglichst linientreue Autoren vorschlagen oder die Konzeption der Reihe beeinflussen, war unbegründet. Vielmehr geriet Meier selbst unter Beschuss der „Ultra-Linken“ in Berlin. Im Frühjahr 1979 bildete sich dort ein Kollektiv, das eine Kirchengeschichte der Neuzeit erarbeiten wollte. Das geschah in Zusammenarbeit mit Herrn Janott, dem damaligen Referenten für die sechs Theologischen Fakultäten im Hochschulministerium der DDR. In einem Brief vom 9. Mai 1979 habe ich Rogge einige Details über diese Absicht geschrieben, die ich als einen geplanten „Anti-Meier“ bezeichnete. Bei dem sehr stark ausgeprägten Streben nach Rechthaberei in diesem heterogenen Autoren-Kollektiv kamen freilich kaum Ergebnisse zustande.²³

Zunächst hatten wir große Mühe, überhaupt Mitarbeiter zu gewinnen. Umso mehr wollten wir Herausgeber mit gutem Beispiel vorangehen. 1978 erschien als erster Beitrag der Reihe von mir der Band I/3 „Von Tertullian bis zu Ambrosius“, 1981 folgte der Band I/5 „Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung“. 1985 wurde Bd. I/7 „Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger“ gedruckt, so dass also bis zur Wende von den 30 geplanten Bänden drei in Rostock erarbeitet worden sind. Joachim Rogge legte 1982 zum Lutherjubiläum einen Doppelband vor: „Der junge Luther – Der junge Zwingli“ (II, 3-4). Kurt Meier hatte eigene Beiträge aus der Neuzeit vage in Aussicht gestellt. Bis zur Wende 1989 war jedoch kein Band fertig oder wenigstens in Umrissen angekündigt.

Ganz überraschende Schwierigkeiten gab es mit Band I/1 über das Urchristentum. An allen Fakultäten und kirchlichen Hochschulen lehrten Neutestamentler, aber die angefragten Kollegen winkten entweder gleich ab oder sie sagten zu und zogen ihre Zusage später wieder zurück. Es soll jetzt kein Stein hinterher geworfen werden, jeder Kollege hatte seine gewichtigen Gründe. Damals habe ich auch den 1972 neu nach Rostock berufenen Neutestamentler Hans-Friedrich Weiß gefragt, der aber wegen des Umzugs, des Neuanfangs in Rostock sowie anderer Aufgaben, die er schon fest übernommen hatte, nicht zusagen konnte. So kam diese besonders wichtige Aufgabe auf den jungen Leipziger Dozenten Karl Martin Fischer zu, der Anfang 1981 ein Manuskript vorlegte. Es folgte ein Gedanken-

(Anm.11): Zum „Fall Elliger“ S. 477-491.

²³ Unmittelbar vor der Wende erschien eine Broschüre von Gert Wendelborn „Kompendium für neuere und neueste Kirchengeschichte 1958-1969“ (Rostock-Berlin 1988). Sie enthielt eine nur auf die DDR beschränkte, höchst einseitige Darstellung.

austausch, der im November 1981 mit dem überraschenden Tod von Fischer endete.

Nun standen Verlag und Herausgeber vor der Frage, ob dieses noch nicht restlos ausdiskutierte Manuskript gedruckt werden sollte oder ob erst noch einige Änderungen angestrebt werden müssten. In dieser schwierigen Lage habe ich den Rostocker Neutestamentler Hans-Friedrich Weiß um Rat gefragt. Weiß erklärte sich bereit, ein Nachwort zu dem Band I/1 zu schreiben. Weiß war dem Autor Fischer persönlich verbunden, er sah aber die Probleme des Manuskripts. Auf eng gedrängten 12 Seiten mit 19 Anmerkungen wies Weiß sowohl auf die damalige Forschungslage wie auch auf manche Einzelprobleme hin (S. 187-198). Dabei verstand er aber stets auch anerkennend die Positionen seines verstorbenen Kollegen Karl Martin Fischer zu würdigen. Mit diesem Nachwort unseres Rostocker Neutestamentlers konnte der Band I/1 endlich 1986 gedruckt werden. Das Buch verkaufte sich überraschend gut und erfuhr 1991 – also 10 Jahre nach dem Tod von Fischer – sogar noch eine 2. Auflage.

Durch die Wende 1989/90 geriet unsere Lehrbuchreihe in eine Krise. Es gab ja ganz gewiss reichlich genug deutschsprachige Lehrbücher zur Kirchengeschichte, ein Grund für die Fortführung der unter DDR-Bedingungen konzipierten Reihe war nicht mehr gegeben. Dazu kam noch, dass unsere bewährte Evangelische Verlagsanstalt in Ostberlin Pleite machte. Viele Menschen im Osten wollten zunächst mal nur noch Bücher aus dem Westen lesen. Der Verlagschef Siegfried Bräuer, ein habilitierter Kirchenhistoriker, der sich aber auch als Ökonom hohe Verdienste erworben hatte, musste 1990 nach und nach seine weithin hochqualifizierten Mitarbeiter entlassen, die in der EVA eine sinnvolle Aufgabe zum Überleben in der DDR gefunden hatten. Die Pleite konnte freilich auch deshalb nicht abgewendet werden, weil eine finanzielle Hilfe zur Überbrückung der Schwierigkeiten von den Finanzbeauftragten der westdeutschen Landeskirchen nicht gewährt wurde.

Joachim Rogge und ich hatten uns innerlich damit abgefunden, dass angesichts der Wiedervereinigung unsere in der DDR und primär für Studenten in der DDR konzipierte Reihe KGE ein Torso bleiben werde. Wir konnten uns immerhin damit trösten, dass bis 1990 doch 13 von 30 geplanten Bänden erschienen waren. Davon waren sieben Bände von Autoren in Berlin erarbeitet worden: Von Karl-Wolfgang Tröger, Friedhelm Winkelmann, Hans-Dieter Döpmann, Joachim Rogge, Wolfgang Gericke und Hubert Kirchner, der zwei Bände schrieb.²⁴ Je ein

²⁴ Karl-Wolfgang Tröger: *Das Christentum im 2. Jahrhundert (I/2)*; Friedhelm Winkelmann: *Die östlichen Kirchen in der Epoche der christologischen Auseinandersetzungen (I/6)*; Hans-Dieter Döpmann: *Die Ostkirchen vom Bilderstreit bis zur Kirchenspaltung 1054 (I/8)*; Joachim Rogge: *Die Anfänge der Reformation. Der junge Luther – Der junge Zwingli (II/3-4)*; Hubert Kirchner: *Reformationsgeschichte von 1532-1555/66 (II/6)*; Wolfgang Gericke: *Theologie und Kirche im Zeitalter der Aufklärung (III/2)*; Hubert Kirchner: *Das Papsttum und der deutsche Katholizismus (III/3)*.

Autor kam aus Leipzig (Karl-Martin Fischer), Greifswald (Hans Georg Thümmel) sowie Halle (Helmut Obst)²⁵. Dazu kamen die drei genannten Beiträge aus Rostock.

Zu meiner freudigen Überraschung hörte und las ich jetzt Stimmen von Kollegen aus dem Westen, die sich über den Nutzen unserer Bände dankbar äußerten: Man habe die Bände Studenten empfohlen, man habe sie zur Vorbereitung eigener Vorlesungen und Seminare nutzen können, man hoffe sehr, dass diese Reihe weiter gehen möge. Ich informierte Joachim Rogge, der von ähnlichen Erfahrungen berichten konnte. Dazu kam bald die Nachricht, dass in Leipzig eine neue Evangelische Verlagsanstalt gegründet werden sollte.

Am 12. Juli 1991 war ich zur Redaktionssitzung der ThLZ in Leipzig, wo zwei unbekannte Herren aus Hannover mich völlig überraschend beim Frühstück im Haus der Leipziger Mission wegen der Reihe KGE ansprachen; einer von ihnen war Ulrich Roebbelen, der spätere Verlagsdirektor der neuen Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig. Mir wurde gesagt: Die bisher erschienenen Bände der Reihe KGE seien von kompetenter Seite geprüft worden, die Reihe stehe auf einem beachtlichen wissenschaftlichen Niveau und sei pädagogisch nützlich, man sehe die Reihe auch unter finanziellem Aspekt als erfolgversprechend an und wolle sie fortsetzen.

Es folgten ganz konkrete Einzelheiten: Zunächst komme viel darauf an, neue Leser im Westen zu gewinnen, wo unsere Reihe nur wenigen Fachleuten bekannt sei. Kurt Meier (Leipzig) sei als Herausgeber wegen politischer Verstrickungen untragbar, Rogge und ich sollten möglichst bald einen dritten Mitherausgeber kooptieren, der aus dem Westen stammen und jünger sein sollte als wir. Kurz danach ergab ein Telefongespräch mit Rogge völlige Übereinstimmung. Rogge war ebenso wie ich hoch erfreut darüber, dass unsere schon totgeglaubte Reihe nun doch fortgesetzt werden sollte. Wir waren uns einig, dass wir uns kaum für Meier einsetzen könnten, obwohl er uns zeitweilig geholfen hatte. Meier war tatsächlich eindeutig aus politischen Gründen erst nachträglich Mitherausgeber geworden.

Rogge und ich waren uns auch darin einig, dass der in der Schweiz arbeitende Österreicher Ulrich Gäbler der geeignetste Mann als neuer Mitherausgeber sein würde. Er war zu kirchengeschichtlichen Beratungen häufig in der DDR gewesen, seit Mitte der 70er Jahre war er bei den Tagungen des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) dabei. Im Herbst 1983 hatte er vor der Theologischen Fakultät Rostock eine Gastvorlesung gehalten,

mus (1870-1958) (III/9).

²⁵ Karl-Martin Fischer: Das Urchristentum (I/1); Hans Georg Thümmel: Die Kirchen des Ostens im 3. und 4. Jahrhundert (I/4); Helmut Obst: Außerkirchliche religiöse Protestbewegungen (III/4).

seine Kompetenz stand außer Frage. Gäbler war zudem Gastprofessor in Amerika gewesen, er hatte weitreichende Verbindungen. Nach Gäblers erfreulich rascher Zusage wurde unsere Reihe in der Planung verändert und erweitert.

Trotz dieser Entwicklung blieb jedoch Rostock eine Stadt, in der wichtige Beiträge für die Reihe KGE erarbeitet wurden. Friedhelm Winkelmann hatte sich mit Band I/6 bewährt. Noch zu DDR-Zeiten hatte er mit der Arbeit an Band I/10 über die Kreuzzüge begonnen. Die Übergabe dieses Themas an einen ostkirchlichen Spezialisten sollte zeigen, dass die Kreuzzüge nicht nur ein zweifelhaftes militärisches Abenteuer des Abendlandes waren, sondern auch die Östlichen Kirchen waren betroffen. Winkelmann hatte diese Arbeit nach der Wende zwischenzeitlich auch schon fast aufgegeben.

Natürlich freute sich auch Winkelmann, dass er diesen Band 1992 noch zum Abschluss bringen konnte. Inzwischen war er Professor für Kirchengeschichte an der Universität Rostock geworden. Bis zur Wende hatte er an der Berliner Akademie der Wissenschaften für wissenschaftliche Textausgaben griechischer Kirchenväter „Kärnerarbeit“ geleistet. Nach der Wende eröffnete sich für den 60-jährigen noch ein neues Arbeitsgebiet: Die Lehre der gesamten Kirchengeschichte an der Rostocker Theologischen Fakultät.²⁶

Fast zeitgleich mit Winkelmann schloss ich meinen vierten Beitrag für die Reihe KGE ab: „Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII.“ (I,9). Als Vorarbeit hatte ich Literatur gesammelt, aber das Thema hatte ich 1990 innerlich fast abgehakt. Nun konnte ich doch noch diese klassische Epoche der Kirchengeschichte mit dem Stichwort „Canossa“ aus den Quellen aufarbeiten und für Studenten lesbar und lernbar machen. Damit hatte ich fast neun Jahrhunderte abendländischer Kirchengeschichte im Zusammenhang dargestellt: Von den ersten lateinischen Schriften Tertullians um 190 bis zum Tode Papst Gregors VII. 1085. Im Laufe der neunziger Jahre wurden weitere vier Bände fertig, die in den achtziger Jahren begonnen worden waren: Von Karl-Hermann Kandler, Ernst Koch, Peter Schicketanz und Hubert Kirchner.²⁷ Der 1995 an die Rostocker Fakultät berufene Kirchengeschichtspräsident Heinrich Holze übernahm schon bald einen Beitrag. Ein Thema hatte besonders viele Sorgen bereitet: Das Hohe Mittelalter. Unter DDR-Bedingungen hatten wir Mühe, dafür einen Bearbeiter zu finden. Evangelische Theologen mit speziellen Kenntnissen für das Mittelalter gab es

²⁶ Friedhelm Winkelmann datierte den Abschluss seines Beitrages im Vorwort zum 1994 erschienenen Band „Die Kirchen im Zeitalter der Kreuzzüge (11.- 13.Jahrhundert)“ in der Reihe KGE I/10 mit den Worten „Rostock/Berlin, im Herbst 1992“.

²⁷ Karl-Hermann Kandler: Christliches Denken im Mittelalter (I/11); Ernst Koch: Das konfessionelle Zeitalter: Katholizismus – Luthertum – Calvinismus (1563-1675) (II/8); Peter Schicketanz: Der Pietismus von 1675-1800 (III/1); Hubert Kirchner: Die römisch-katholische Kirche vom 2.Vatikanischen Konzil bis zur Gegenwart (IV/1).

kaum. Rogge und ich hatten an den in Erfurt lehrenden katholischen Kirchenhistoriker Franz Peter Sonntag gedacht, der sich bei ersten Anfragen offen zeigte, freilich auch gleich auf seine vielfältigen anderen Aufgaben verwies.²⁸ Sonntag hielt eine Übersiedlung nach Rostock 1988 für wahrscheinlich, wir freuten uns auf eine engere Zusammenarbeit. Aber dann verstarb er überraschend nach einer Operation im Mai 1987, die Frage nach Mitarbeit eines katholischen Kollegen stellte sich für uns nicht weiter. Offen blieb weiterhin die Frage, wer den Band „Hohes Mittelalter“ übernehmen sollte. Nach den vielen Turbulenzen war es für uns eine ganz erhebliche Entlastung, dass Heinrich Holze die Aufgabe übernahm und schon 2003 den Beitrag I/12 lieferte: „Die abendländische Kirche im hohen Mittelalter (12/13. Jahrhundert)“. Mit diesem Band lag nun schon der 6. Beitrag eines Rostocker Kirchengeschichtlers für die Reihe KGE vor.

Inzwischen erschien noch ein 7. Band, der in Rostock entstanden ist. Von den drei einleitend genannten Bänden, die 2005 heraus gekommen sind, war der Band IV/7 „Das Christentum in Afrika und im Nahen Osten“ von Klaus Hock in Rostock erarbeitet worden. Der Band hängt mit den ganz erheblichen Veränderungen zusammen, die in der gesamten Konzeption der Reihe KGE inzwischen erfolgt waren. Diese Änderung geschah jedoch unter wesentlichem Einfluss aus Rostock. Für die Reihe KGE hatten wir zu DDR-Zeiten nur einen einzigen Band „Missionsgeschichte“ geplant, für den im Laufe der Jahre verschiedene Autoren zugesagt und wieder abgesagt hatten. Dieses Thema war natürlich gerade auch unter DDR-Bedingungen höchst problematisch, Mission und Kolonialismus erschienen eng verbunden. Wir Herausgeber haben das Problem immer wieder vertagt.

Anfang September 1998 hatte ich in der Sache ein längeres Gespräch mit Klaus Hock, der nach der Wende an die Theologische Fakultät Rostock berufen worden war. Hock schlug vor, die Kirchengeschichte als eine weltweite Größe ausführlicher darzustellen, nachdem bereits auf Gäblers Anregung hin ein besonderer Band über das Christentum in Nordamerika von Mark Noll geplant worden war. Bei einer Sitzung der Herausgeber Ende 1998 in Leipzig haben Ulrich Gäbler, Joachim Rogge und ich – unter Mitwirkung von Frau Dr. Weidhas als Verlagsvertreterin – eine Erweiterung der Reihe KGE in diesem Sinne beschlossen. Seitdem sind insgesamt vierzig Bände für die Reihe KGE vorgesehen. Von den vier neu geplanten Bänden über das Christentum außerhalb Europas konnte der Band IV/5 über Nordamerika von Mark Noll schon 2001 erscheinen.

²⁸ Franz Peter Sonntag lehrte Kirchengeschichte am katholischen Priesterseminar in Erfurt. Er lud 1983 einige evangelische und katholische Kirchenhistoriker ein zur Gründung einer Arbeitsgruppe für ökumenische Kirchengeschichte. Vgl. Gert Haendler: Erinnerungen an die Arbeitsgruppe ökumenische Kirchengeschichte im Osten Deutschlands. In: Herbergen der Christenheit, hrsg. v. Günther Wartenberg, Bd.25 (2001), S. 73-92.

Der Band IV/7 von Klaus Hock über Afrika und den Nahen Osten sowie der Band IV/8 von Friedrich Huber über Ost-, Süd- und Südostasien sowie Australien erschienen im Jahre 2005.

Noch ein weiterer Band IV/6 von Hans-Jürgen Prien über das Christentum in Lateinamerika lag bereits vor, sollte aber auf Drängen des Verlags beträchtlich gekürzt werden. Außerdem sind inzwischen noch weitere sieben Bände, die erst nach der Wende in Auftrag gegeben worden waren, herausgekommen: Zwei Bände schrieb Ernst Bryner,²⁹ zwei Bände wurden von Martin H. Jung vorgelegt.³⁰ Weitere Bände sind von Klaus Fitschen, Reginald Ward und Karl Heinz Voigt erarbeitet worden.³¹ Damit liegen 32 von den insgesamt 40 geplanten Bänden vor und man darf schon mal an den Abschluss der Reihe KGE denken, auch wenn bei noch 8 ausstehenden Bänden die Möglichkeit einer längeren Wartezeit nach bisherigen Erfahrungen leider nicht auszuschließen ist.

Zu nennen ist ein weiterer Wechsel bei den Herausgebern. Unser lebensfroher und kenntnisreicher Mitherausgeber Joachim Rogge war am 8. Juni 2000 – nur ein halbes Jahr nach seinem 70. Geburtstag – verstorben. Trotz seiner vielfältigen Aufgaben hatte er immer Zeit und Kraft für unsere Reihe KGE, die ohne sein Eingreifen überhaupt nicht zustande gekommen wäre. Ulrich Gäbler und ich waren uns mit der Vertreterin der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig, Frau Dr. Weidhas, schnell darin einig, den Kieler Reformationshistoriker Johannes Schilling als neuen Mitherausgeber zu bitten. Schilling ist unserer Bitte nachgekommen. Rogge und ich werden seit dem Band IV/3 von Rudolf Mau noch als die Begründer der Reihe KGE genannt. Für die jetzt noch ausstehenden acht Bände sind Ulrich Gäbler und Johannes Schilling verantwortlich.

Nachbemerkung

Die Reihe KGE ist seit diesem Artikel aus dem Jahr 2006 um 6 weitere Bände gewachsen, von denen einer in Rostock erarbeitet wurde. Heinrich Holze schrieb den Band III/11 „Die Kirchen des Nordens in der Neuzeit (16.-20. Jahrhundert)“. Damit liegen von 40 geplanten Bänden jetzt 38 vor, die beiden letzten Bände sind in Arbeit. Von insgesamt vierzig Bänden sind acht Bände von Kirchenhistorikern der Theologischen Fakultät Rostock geschrieben worden.

²⁹ Ernst Bryner: Die orthodoxen Kirchen von 1274 bis 1700 (II/9); Die Ostkirchen vom 18. bis 20. Jahrhundert (III/10).

³⁰ Martin H. Jung: Der Protestantismus in Deutschland von 1815 bis 1870 (II/3); Der Protestantismus in Deutschland 1870 bis 1945 (III/5).

³¹ Klaus Fitschen: Der Katholizismus von 1648 bis 1870 (III/8); William Reginald Ward: Kirchengeschichte Großbritanniens vom 17. bis zum 20. Jahrhundert (III/7); Karl Heinz Voigt: Freikirchen in Deutschland (III/6).

Zur politischen Bedeutung der Baltischen Theologenkongressen der Jahre 1961-1991 im Rückblick aus dem Jahr 2011

Die Baltischen Theologenkongressen in den Jahren 1961-1991 waren eine Besonderheit der Theologischen Fakultäten in Greifswald und Rostock, die wir sehr zu schätzen wussten. Wir waren dadurch gegenüber anderen theologischen Fakultäten der DDR klar bevorzugt. Mitunter haben Kollegen anderer DDR-Fakultäten teilnehmen oder referieren wollen, auch das Staatssekretariat für Hochschulwesen hat manchmal Anregungen gegeben, wir sollten bestimmte Referenten aus der DDR einladen, die wir freilich am allerwenigsten haben wollten. Wir haben ganz konsequent auf der Linie bestanden, dass nur die tatsächlichen Ostsee-Anrainer dabei sein sollten. Ein Sonderfall war Woldemar Gastpary, der an der evangelischen Akademie Warschau lehrte, also nicht gerade an der Ostsee. Aber Polen war ein Ostseestaat, das sahen wir ein. Daher wurde er von uns eingeladen und hat sich mehrfach als Referent gemeldet. Es gab jedoch Skandinavier, die Vorbehalte gegen ihn hatten.

Nach der Wende hörten die Kongressen auf. Kontakte zwischen den Menschen und den Theologen in ganz Europa waren selbstverständlich geworden. Das war ganz anders 1961-1989 – den Jahren der Berliner Mauer. Die Ostsee war zum Grenzgebiet der DDR erklärt worden und wurde von der „Nationalen Volksarmee (NVA)“ bewacht. Auf der Kurpromenade der Ostseebäder gingen Soldaten Patrouille. Heute noch stehen vereinzelt die Wachtürme der Volksarmee, z.B. in Börgerende und in Kühlungsborn-Ost. Deshalb gab es auch keine Seeburgen in den Ostseebädern, weil man so jedem Fluchtversuch vorbeugen wollte. Trotzdem hörte man immer wieder von dramatisch geglückten oder verhinderten Fluchtaktionen über die Ostsee.

Damit allein ist schon gegeben, wie groß die politische Bedeutung war, die den wenigen Kontakten zukam, die es in jenen Jahren legal gegeben hat. Die „Baltischen Theologenkongressen“, wurden auch „Kongressen der Hochschultheologen der Ostseeländer“ genannt, weil das Wort „baltisch“ anstößig erscheinen konnte: Schon im Namen liegt ein Politikum: Die baltischen Länder Estland, Lettland und Litauen waren Sowjetrepubliken, Theologen aus diesen Länder durften - trotz mancherlei Bemühungen - erst 1989 teilnehmen, in der Ära Gorbatschow. Über die Baltischen Theologenkongressen ist mehrfach berichtet worden. Heinrich Holze hat in der Festschrift zu meinem 75. Geburtstag „Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart“ drei Arbei-

ten zu den Konferenzen aufgenommen.¹ Der Greifswalder Kirchenhistoriker Hans-Günter Leder hat 1986 einen Überblick gegeben über „25 Jahre Baltische Theologenkongressen.“² Im Jahre 2000 erschien Ernst-Rüdiger Kiesows Buch „Theologen In der sozialistischen Universität - Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991.“³ Es brachte neue Nuancen. Insgesamt haben die Konferenzen neben allgemeinen Anregungen auch wissenschaftlich wichtige Ergebnisse gebracht. Primär soll jedoch auf die politischen Zusammenhänge geachtet werden, die stets eine erkennbare Rolle gespielt haben.

1. Die Anfänge der Konferenz bis zur Ehrenpromotion Pinomaa 1964

Zunächst sah es so aus, als würde es nur bei einer einmaligen Veranstaltung bleiben: Vom 4.- 6. Juli 1961 kam ein kleiner Kreis in Greifswald zusammen. Auf einer Reise zu Gastvorlesungen in Skandinavien 1959 hatte Alfred Jepsen, der Alttestamentler in Greifswald, mit Gustav Wingren, dem Systematiker in Lund, dafür Pläne geschmiedet.⁴ Jepsen hatte dann schwierige Verhandlungen in der DDR geführt: Mit der Leitung der Universität Greifswald, die sein Streben von Anfang an unterstützte, mit dem Staatssekretär für Kirchenfragen Seigewasser in Berlin, der ein gewisses Interesse zeigte, sowie im Staatssekretariat für Hochschulwesen, wo man jedenfalls gegen einen Versuch einer solchen Konferenz nichts einzuwenden hatte. So hatte Jepsen von Berlin aus Grünes Licht, ehe er in der Bezirkshauptstadt Rostock verhandelte.

¹ Gert Haendler: Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart. Ein Überblick, zehn Studien und eine Predigt. Festschrift zum 75. Geburtstag des Autors, hrsg. von Heinrich Holze, Leipzig 1999. Studie 8: „Zur Bedeutung Martin Luthers auf den Konferenzen der Hochschultheologen der Ostseeländer 1961-1980“ (181-93), Studie 9: Kirchengeschichtliche Anmerkungen zu den Baltischen Theologenkongressen von 1961 bis 1990, (S. 194-206), Studie 10: Nordeuropäische Anstöße zur Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1969/70, (S. 207-219)

² Hans-Günter Leder: 25 Jahre Baltische Theologenkongressen. In: Gott und Geschichte. 25. Konferenz der Hochschultheologen der Ostseeländer vom 8.-12. Juni 1986 in Greifswald. Sektion Theologie. Greifswald 1988, S. 8-20

³ Ernst-Rüdiger Kiesow: Theologen in der sozialistischen Universität – Persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991. Rostock 2000.

⁴ Über die Vorbereitungen der Konferenzen berichtet das Tagebuch von Alfred Jepsen, aus dem mir seine Frau Erika Jepsen 1980 Auskunft gegeben hatte. Nach Mitteilung seiner Tochter, Frau Christiane Lunk, liegt der Nachlass von Alfred Jepsen im Archiv der Greifswalder Universität. Eine erneute Überprüfung, um die sich Volker Gummelt bemüht hat, brachte keine neuen Erkenntnisse.

In Rostock musste Jepsen Verhandlungen mit dem ersten Sekretär der SED-Parteileitung Harry Tisch aufnehmen, der für seine autoritären Methoden sowie für seinen überdurchschnittlichen Alkoholkonsum bekannt war und den auch seine eigenen Mitarbeiter fürchteten. Man kann sich nur sehr schwer vorstellen, wie diese beiden Männer verhandelt haben: Der leise sprechende und relativ kleine Jepsen als Bittsteller vor dem gewalttätigen und in seinem Bezirk Rostock allmächtigen Parteisekretär. Jepsen hatte jedoch einen günstigen Anknüpfungspunkt: Es gab im DDR-Bezirk Rostock in jedem Sommer die „Ostseewochen“, eine in der Bevölkerung beliebte Veranstaltung. In jenen Wochen kamen viele ausländische Gäste vor allem aus den skandinavischen Ländern und dazu wurde die Versorgung verbessert. An diesen Ostseewochen hatte Harry Tisch mehrfach sein Interesse gezeigt. Für seine Pläne hat Jepsen diese Ostseewochen genutzt, ohne jedoch unsere Theologenkongressen politisch als einen Teil jener Ostseewochen vereinnahmen zu lassen. Er hat dieses recht komplizierte Ziel in seiner diplomatisch-stillen Weise erreicht, was er manchmal lächelnd andeutete.

Es gab aber auch Überlegungen in den skandinavischen Ländern. In Finnland war man am meisten dafür: Finnische Theologen fühlten sich als genuine Vertreter der Reformation Luthers und sprachen durchweg deutsch. Auch in Schweden bestand an solchen Kontakten erhebliches Interesse, auch in Schweden gab es eine beachtliche Lutherforschung: Am schwersten war eine Teilnahme für Dänemark, das im 2. Weltkrieg von deutschen Truppen besetzt worden war. Sollte man ausgerechnet in den kommunistischen Teil Deutschlands reisen? Im November des Jahres 1980 wurden der dänische Theologe Regin Prenter und ich Ehrendoktoren der Fakultät Helsinki. Wir wohnten im Gästehaus der Universität. Dort erzählte mir Prenter von einer Reise nach Greifswald und Rostock, die er im Frühjahr 1960 im Auftrag der Theologischen Fakultät Kopenhagen unternommen hatte: Er war in Rostock den Kollegen Gottfried Holtz, Heinrich Benckert und Konrad Weiß begegnet, danach hatte er mit mehreren Kollegen in Greifswald gesprochen; sicher mit Alfred Jepsen und Ernst Kähler. Nach diesen persönlichen Eindrücken hatte Prenter die Teilnahme auch für seine dänischen Kollegen befürwortet.

Die erste Konferenz in Greifswald begann am 4. Juli 1961 mit einem Vortrag des schwedischen Lutherforschers Ragnar Bring (Lund) über Luthers Christologie. Bring war im Sommer 1942, also schon mitten im Krieg, zur Tagung der bedrängten Luther-Akademie Sondershausen nach Deutschland gekommen. Bring hatte im Mai 1942 in Helsinki ein Referat bei einer Tagung der Luther-Agricola-Gesellschaft gehalten, an der auch der umstrittene deutsche Auslandsbischof Theodor Heckel teilgenommen hatte, der zur gleichen Zeit auch Redner zum Heldengedenktag im finnischen Rundfunk gewesen war. Nun war also Bring in Greifswald knapp 20 Jahre später wieder dabei. In seiner Person wird die Kontinuität in den theologischen Beziehungen über die Ostsee hinweg sichtbar. Das

wussten wohl die älteren Kollegen, ob sie es auch ausgesprochen haben, weiß ich nicht. Damals wartete ich auf meine Berufung nach Rostock, wo man mir danach im Herbst 1961 von dieser Tagung erzählte.

Die historischen Zusammenhänge wurden mir erst nach und nach deutlich. Dabei hatte ich ganz frühe Eindrücke von Schweden: 1928 war ich mit vier Jahren bei Feiern vor der Nikolaikirche in Stralsund dabei, wo man den Abzug des Belagerers Wallenstein 1628 feierte und der helfenden Schweden gedachte. In den Jahren 1936-39 waren im Sommer in unserem Pfarrhaus Neuenkirchen bei Greifswald Studenten aus Schweden oder Dänemark als Feriengäste. Mein Vater Otto Haendler hatte dem schwedischen Erzbischof Eidem 1941 sein Buch „Die Predigt“ geschickt und einen freundlichen Dank erhalten. Vor Augen liegt diese Tatsache: Alle beteiligten Fakultäten waren Landeskirchen zugeordnet, die zum Lutherischen Weltbund gehörten: Schweden, Dänemark, Finnland, Pommern und Mecklenburg. Auch die gastgebende Fakultät Greifswald wurde zu Beginn von einem Lutherforscher vertreten: Ernst Kähler sprach über „Schrift und Tradition auf der Leipziger Disputation 1519.“ Der Name Kähler war nicht nur deutschen Theologen bekannt, insbesondere Martin Kähler hatte auch in Nordeuropa einen guten Klang.

An eine reformatorische Fragestellung knüpfte Per Erik Persson (Lund) an: „Schrift und Tradition“. Knud E. Logstrup (Århus) sprach über „Eschatologie und Pilgrimmythos“. Gottfried Holtz (Rostock) informierte über „Die kirchliche Lage in Mecklenburg im 19. Jahrhundert“. Es waren sechs Gäste angereist: zwei Schweden, ein Däne sowie drei Kollegen aus Rostock – ein recht schwacher Besuch. Aber die 2. Theologenkongress erschien lange überhaupt gefährdet. Der Rostocker Dekan Karl-Heinz Bernhardt hat sich bemüht, dazu hat ihn sein Greifswalder Doktorvater Alfred Jepsen immer wieder drängend nach dem Stand der Vorbereitungen gefragt und Ratschläge gegeben. Trotz aller Bemühungen mussten wir jedoch im Sommer 1962 die Kongress wegen Mangel an Beteiligung ganz absagen. Aber 1963 haben wir vom 15.-17. Juni die 2. Kongress der Hochschultheologen der Ostseeländer auf Biegen und Brechen durchgezogen. Sonst wäre wohl die gerade angefangene Tradition überhaupt schon zu Ende gewesen. Wir hatten freilich dazu nur einen Referenten aus dem Ausland: Lennart Pinomaa aus Helsinki. Das übrige Programm bestritten wir fünf Rostocker Kollegen mit haus-eigenen Themen.

Pinomaa sprach über ein Thema aus der Lutherforschung, vermutlich über „Luther und die Heiligen“. Schon bei einer Nachfrage im März 1981 konnte er das Thema nicht mehr sicher angeben. Er nannte als mögliche Themen auch „Der Beitrag des nordischen Luthertums an die Ökumene“ oder „Die Reformation in Finnland“. Das wichtigste aber war die Person Pinomaa. Er war in Deutschland lange bekannt, denn er war – noch als junger Dozent – Schriftführer in der 1940 gegründeten Luther-Agricola-Gesellschaft gewesen, die mit starker deutscher

Beteiligung für theologische Beziehungen über die Ostsee hinweg Bedeutung gewann. Neben Pinomaa wirkte in dieser Funktion damals auch noch der deutsche Auslandspfarrer in Helsinki Gert Sentzke. Er galt als Vertrauensmann des Auslandsbischofs Heckel, der zuletzt freilich nicht mehr nach Finnland kommen konnte, da die deutschen Behörden ihm keine Reisegenehmigung mehr erteilten. Größere Bedeutung gewann bald die Reihe „Schriften der Luther-Agricola-Gesellschaft“. Bemerkenswert ist mitunter der damalige Kontext: 1941 erschien Band 2 von Jaakko Gummerus über „Michael Agricola – der Reformator Finnlands“ mit der Datierung „Helsinki, 30. August 1941, am Tag der Wiedereroberung Viipuris“. Die damals heiß umstrittene Hafenstadt wird heute unter dem Namen Wiborg in den Medien genannt als Ausgangspunkt einer vom einstigen Kanzler Gerhard Schröder ausgehandelten Gasleitung: Russisches Gas soll von hier aus unter der Ostsee nach Deutschland gelangen. Für unsere Thematik ist von Interesse der noch 1944 erschienene Band 7 der Schriften der Luther-Agricola-Gesellschaft „Finnland und Deutschland – Der Einfluss Deutschlands auf die finnische Kultur“.

Wir wussten in Rostock natürlich gut die Bedeutung von Lennart Pinomaa für unsere Konferenzen zu schätzen. Auch in seiner Person stellte sich – ähnlich wie bei Ragnar Bring – eine Kontinuität in den theologischen Beziehungen über die Ostsee hinweg dar, an denen uns viel gelegen war. Pinomaa brachte damals sein Lutherbuch „Sieg des Glaubens“ in der Evangelischen Verlagsanstalt (Ost-)Berlin heraus. Dieses Buch nahmen wir zum Anlass, um ihm die Würde eines Ehrendoktors zu verleihen. Das kostete zwar einigen Papierkrieg, der aber dank der Hartnäckigkeit unseres damaligen Dekans Konrad Weiß 1964 zum Erfolg führte. Der Rektor der Universität Rostock Rudolf Schick gab ein Festessen, an dem auch Funktionäre von Partei und Staat teilnahmen. Sogar Frau Dr. Fessen, die Referentin für die Theologischen Fakultäten im Staatssekretariat für Hochschulwesen in Berlin, nahm daran teil.

Pinomaa hielt eine Dankesrede, in der er zunächst allgemein von Völkerverständigung und Frieden sprach, wie es alle Anwesenden erwartet hatten. Dann erwähnte Pinomaa aber auch noch die ganz besonderen Beziehungen zwischen Finnland und Deutschland, wobei er auch den 2. Weltkrieg erwähnte, aus dem Finnland noch rechtzeitig ausgestiegen sei: „Wir sind ganz zuletzt noch aus dem fahrenden Zug heraus gesprungen“! Das war ganz gewiss kein revanchistischer Ton, aber man konnte doch die Anteilnahme heraushören, dass wir Ostdeutschen nun unter sowjetischer Besatzung leben müssten, was die Finnen gerade noch rechtzeitig vermieden hätten.

Am Tage vorher hatte ich mit Pinomaa über diese Zusammenhänge gesprochen in voller Übereinstimmung: In Deutschland hatten am 20. Juli 1944 zuletzt auch einige Generäle – ähnlich wie Marschall Mannerheim in Finnland – die Notbremse ziehen wollen, leider vergeblich. Die Funktionäre waren über Pino-

maas mitleidige Worte natürlich wenig erfreut, einige Gesichter erstarrten, Dekan Weiß saß mir gegenüber und auch sein Gesicht sprach Bände. Offenbar beschlossen die Funktionäre jedoch, nichts gehört zu haben. Jedenfalls wurden unserer Fakultät keine Vorwürfe gemacht, und bei den nächsten Anträgen auf Ehrenpromotion skandinavischer Kollegen, die wir zum Universitätsjubiläum 1969 stellten, wurde die Rede von Lennart Pinomaa mit keinem Wort mehr erwähnt.

2. Kontakte nach dem Norden bis zum Universitätsjubiläum 1969

Auf der 3. Tagung 1964 in Greifswald wirkten erstmals Vertreter aus Norwegen mit: Leif Alen von der Gemeindefakultät Oslo kritisierte die auf Verständigung in der Abendmahlsfrage zielenden Arnoldshainer Thesen, was freilich der irenischen Grundstimmung unserer Konferenzen nicht entsprach. William Nagel, Greifswald, trat nachhaltig für die Arnoldshainer Thesen ein. Gustav Wingren wurde zweifach aktiv: Er erreichte 1964 einen Fakultätsbeschluss in Lund für Teilnahme an den Konferenzen⁵, andererseits stellten wir seinem Wunsch entsprechend die 4. Tagung 1965 in Rostock unter das Gesamtthema „Staat und Kirche“. Ganz glücklich waren wir nicht: Dieses Thema könnte ein unnötiges Interesse staatlicher Stellen an unseren Konferenzen erwecken, das bis dahin nicht erkennbar war.

Es ging aber nur um rein historische Themen ohne irgendwelche politische Konsequenzen. Gustav Wingren (Lund) sprach über die Volkskirche bei Einar Billing und berichtete von neuen Gesetzen in Schweden 1950, die auf eine gewisse Trennung zwischen Staat und Kirche hinausliefen. Die Kirche verlor dabei ihr bisheriges Monopol auf Trauungen. Wingren begrüßte diese Gesetze und berief sich auch auf Luther. Das lag auf unserer Linie, – aber wie weit lag das von unserer Situation weg, wo sich sowieso immer weniger Menschen kirchlich trauen ließen und die Trennung zwischen Staat und Kirche längst völlig selbstverständlich war. Ein kirchliches Monopol für Trauungen, wie es in Schweden offenbar bis 1950 bestanden hatte, war für uns nur sehr schwer vorstellbar.

Der Däne Anders Pontoppidan Thyssen (Kopenhagen) hatte als Thema formuliert „Kirchliche Erweckung und nationale Erhebung in Schleswig-Holstein 1815-50“. Es ging vor allem um die 95 Thesen von Claus Harms 1817, der sich dabei an Luthers 95 Thesen 1517 angeschlossen hatte. Auch das war historisch durchaus interessant, aber zur politischen Lage in der DDR hatte es keinen Bezug. Beide Vorträge wurden gedruckt in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock im Jahrgang 1969 – dem Jahr der Feiern zum 550. Jubiläum der Universität Rostock. Da machte es sich recht gut, wenn man zwei Arbeiten von

⁵ Leder, a.a.O., S. 13.

ausländischen Wissenschaftlern bieten konnte. Unsere Sorgen wegen des Themas „Staat und Kirche“ hatten sich als gegenstandslos erwiesen.

Mehr Probleme entstanden wegen der ersten Tagung im Norden. Nach gründlichen Absprachen lud die Theologische Fakultät Lund die Fakultäten Greifswald und Rostock zur 7. Konferenz ein. Wir nannten als Referenten Karl-Heinz Bernhardt, der um die Konferenzen große Verdienste hatte. Ferner sollte Konrad Weiß als unser ältester aktiver Kollege fahren, den noch sein Assistent Christoph Stier begleiten sollte, um so auch eine Nachwuchskraft zu beteiligen. Die Dienstpässe mit dem wichtigen Ausreisestempel gab es immer erst unmittelbar vor der Reise. Aber Konrad Weiß bekam seinen Pass nicht! Es war eine „Rache“ dafür, dass er im Frühjahr 1967 an einer Synode der „verbotenen“ EKD in Fürstenwalde teilgenommen hatte. Er bekam seinen Pass später durch das Versehen einer Sekretärin und machte dann eine Reise über Schweden nach Westdeutschland und sogar in die Schweiz.⁶ Er erzählte voller Begeisterung von dieser Reise, obwohl er damit vielfach gegen DDR-Gesetze verstoßen hatte.

Die Tagung in Lund Anfang Juni 1967 erörterte das Thema „Bibel und Reformation“. Die Tage wurden freilich völlig überschattet vom so genannten „Sechstageskrieg“ im Nahen Osten, in dem das bedrohte Israel seine Nachbarn besiegte und sein Machtgebiet beträchtlich ausdehnte. Es gab heftige Debatten gerade unter den Teilnehmern aus dem Norden. Die Sympathie gehörte zunächst einmal Israel, das tatsächlich bedroht worden war. Es gab aber auch Stimmen – zumal aus Dänemark – die die Vertreibung oder Unterwerfung so vieler Araber mit Bedauern und Sorge betrachteten und bei der Vertretung ihrer Thesen manchmal recht lebhaft wurden.

⁶ Kiesow, a.a.O., S. 17. Im Universitätsarchiv Rostock befindet sich in der Personalakte Konrad Weiß eine recht turbulente Folge von Dokumenten:

1) Vom 13.4.67 Begründung des Dekans Haendler für den Reiseantrag: „Es besteht kein Zweifel daran, dass Herr Professor Weiß besonders geeignet ist, die guten Beziehungen der Rostocker Universität zu schwedischen Universitäten zu vertiefen. Eine erneute Reise von Herrn Professor Weiß liegt daher in unserem Interesse“.

2) Am 27.4.67 berief der Rektor, Prof. Dr. Günter Heidorn, den Kollegen Weiß auf Antrag der Theologischen Fakultät in die Senatskommission für Internationale Verbindungen.

3) Am 5. Juni 67 beschwert sich Weiß, er habe seinen Pass einreichen müssen für die Reise nach Lund, er habe seinen Pass jedoch nicht zurückbekommen. Weiß folgert: „Da das eine Disqualifikation für Auslandsbeziehungen bedeutet, halte ich eine weitere Vertretung meiner Fakultät in der Senatskommission für Internationale Verbindungen durch mich für unangebracht und reiche hiermit die Urkunde der Berufung in diese Kommission zurück.“

4) Am 24. Juli 67 übermittelt der Rektor Heidorn dem Kollegen Konrad Weiß zum 60. Geburtstag „die herzlichsten Glückwünsche“. Nach einer vollen Seite mit anerkennenden Worten endet das Schreiben „mit bestem Dank“ sowie „mit kollegialer Empfehlung.“

Für mich hatte sich eine andere Möglichkeit eröffnet: In Visby auf der Insel Gotland fanden im August Symposien statt zu bestimmten Themen. 1967 beriet man über das Thema „Kirche und Gesellschaft im Ostseeraum vor der Mitte des 13. Jahrhunderts“. Dazu war ich eingeladen worden. Das war primär wohl veranlasst durch meinen Beitrag über das Frühmittelalter für das Göttinger Lehrbuch „Die Kirche in ihrer Geschichte“ (Teil E, 1961), das einen Abschnitt über die Christianisierung Nordeuropas enthielt. Unsere Konferenzen spielten auch eine Rolle: Die Universität plante langfristig und meinte, so schnell keinen Pass beschaffen zu können. Unter Hinweis auf unsere Kontakte nach dem Norden klappte es aber doch. Ich fuhr mit der Fähre nach Trelleborg und weiter nach Lund, wo Bengt Hägglund mich abholte und mir vor dem Abendbrot zunächst den Dom mit seiner Krypta zeigte. Am nächsten Tag fuhr ich in Visby ein.

Mein Referat „Reichskirche und Mission bei der Christianisierung Mecklenburgs“ wurde freundlich aufgenommen und später auch im Berichtsband gedruckt.⁷ Während der Tagung erschien Geo Widengren, damals Dekan der Theologischen Fakultät Uppsala, um mich auf der Rückfahrt dorthin mitzunehmen. Er brachte mich im Dekanshus unter mit Blick auf die Kathedrale. Er zeigte mir diese Kirche, das Schloss und fuhr mich auch nach Sigtuna. Er erzählte mir u.a., er sei Ende 1939 nach Finnland gegangen, um als Freiwilliger den Finnen militärisch zu helfen. Das sahen seine Kollegen wie auch sonst die Öffentlichkeit in Schweden ungern. Man wollte neutral bleiben, auch wenn das Nachbarland überfallen wurde.

Widengren hat dann noch eine Hotelübernachtung in Stockholm für mich bestellt (und bezahlt!), so dass ich dort auch die deutsche St. Gertrudskirche in der Innenstadt Stockholms besuchen konnte. Zwar war ich in Rostock verwahrt worden, gesamtdeutsche Kontakte auf jeden Fall zu meiden, aber in meinem Reisebericht schrieb ich von der Stockholmer Altstadt, die ich besichtigt habe. Die dabei erhofften persönlichen Kontakte waren sowieso nicht zustande gekommen: Grüße meines Vaters an den ihm bekannten deutschen Pfarrer Schiebe und den uns familiär verbundenen Kantor Wilhelm Kempff konnte ich nicht ausrichten, da sich beide Herren in ihrem ausgedehnten Sommerurlaub befanden.

Vor der St. Gertrudskirche hing ein Plakat: Die vorgesehene Predigt von Bischof D. Krummacher (Greifswald) kann nicht stattfinden, da der Bischof keine Ausreise erhalten hat! Keine Predigt Krummachers hätte der DDR so schaden können wie dieses Verbotplakat! Am Eingang zum Hof der Gertrudskirche steht eine Tafel mit dem in Gold eingravierten Bibelspruch „Fürchtet Gott – ehret den König“. Diese beiden Plakate dicht beieinander machten mir einmal mehr deut-

⁷ Gert Haendler: Reichskirche und Mission bei der Christianisierung Mecklenburgs, in: Kirche und Gesellschaft im Ostseeraum und im Norden vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, Visby-Symposium III, 1967, Göteborg 1969, S. 65-75.

lich, warum das einfache Bibelwort, mit dem die Deutschen in Stockholm ihren Respekt vor dem schwedischen König zum Ausdruck brachten, für uns in der DDR so problematisch war. Die Diskrepanz lag vor Augen, – ein bekannter Bischof, der loyal sein wollte, wurde an einem Besuch seiner Nachbarkirche gehindert!

Ein völlig unerwartetes gesamtdeutsches Erlebnis hatte es noch auf der Insel Gotland gegeben: Auf einer Busfahrt durch die Insel saß ein älterer Herr neben mir, der laut Namensschild Percy Ernst Schramm aus Göttingen war. Ich kannte einige seiner Bücher, was ihn natürlich erfreute. Er fragte mich, bei welcher Einheit ich im Krieg gewesen sei. Nach meiner knappen Antwort sagte er mir sofort haarklein, wo und wann ich in Frankreich, Italien und dann wieder in Frankreich im Einsatz gewesen sei! Als früherer Historiker beim Oberkommando der Wehrmacht hatte er offensichtlich alle Einheiten mit ihren jeweiligen Einsatzorten im Kopf und freute sich, wie ich über diese außerordentliche Gedächtnisleistung staunte.

Im Juni 1968 fand die 8. baltische Theologenkongress erstmalig in Finnland statt und zwar in dem kirchlichen Heim in Lärkulla, das zwischen Helsinki und Turku lag. Mein Freund Ernst-Rüdiger Kiesow und ich kamen mit der Fähre morgens in Turku an. Die Nacht war hell geblieben, wir besuchten gleich den Dom und sahen vorne am Eingang einen Aufruf von Marschall Mannerheim an Finnlands Mütter vom Beginn des Winterkrieges 1939, in dem er die Notwendigkeit des Verteidigungskrieges erläuterte. Der Aufruf war zweisprachig. Kiesow konnte etwas finnisch und ich etwas schwedisch, sodass wir gemeinsam den Inhalt verstehen konnten, der sich sowieso leicht erschloss. Diese 8. Tagung ist mir als besonders harmonisch in Erinnerung. Teilnehmer aus Kiel waren mit dabei. Jeder Tag begann mit einer Andacht, die zwei praktische Theologen aus West und Ost hielten: Georg Hofmann aus Kiel und William Nagel aus Greifswald. Musikalisch begleitete Lennart Pinomaa, gemeinsam beteten wir das Vaterunser und Luthers Morgensegen.

Auf dieser Tagung sprach ich über den Missionar Ansgar, der im 9. Jahrhundert mehrfach nach Schweden gekommen war. Hinterher wurde ich von Bengt Ingmar Kilström (Uppsala) eingeladen, die Vorlesung recht bald in Schweden zu wiederholen. Zunächst mal nahm er mich mit in seine Heimatstadt Strängnäs am Mälarsee, wo ich mich als sein Hausgast sehr wohl fühlte. Er verschaffte mir eine Einladung durch einen Heimatverein in Strängnäs, die ich mit gemischten Gefühlen in Rostock einreichte. Erwartungsgemäß wollte unsere Reisestelle mehr von diesem Verein wissen und war misstrauisch. Es dauerte fast 3 Jahre, bis diese Reise 1971 zustande kam.

Der August 1968 brachte für den Dekan Kiesow schwere Sorgen: Erst sollte er im Senat eine vorbereitete Erklärung zum Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag unterschreiben, was er als einziges Senatsmitglied ablehn-

te. Kurz danach wurde der Assistent Noth verhaftet, Kiesow suchte deshalb die Rostocker Dienststelle der Staatssicherheit auf, wo man darauf nicht eingestellt war. Trotz aller Turbulenzen blieb Kiesow Professor und Dekan und damit Fakultätsvertreter auf den Feierlichkeiten zum Universitätsjubiläum 1969. Das war freilich etwas problematisch, weil die Universität 1419 von Papst Martin V. ausdrücklich ohne eine Theologische Fakultät zugelassen worden war. Aber wir waren 1969 mit dabei und hatten die Absicht, unsere 9. baltische Theologenkongress mit dem Jubiläum der Universität zu verbinden. Die staatliche Leitung der Universität hat dem auch schon frühzeitig zugestimmt, – was sicher nicht ohne gründliche Rücksprache mit dem Staatssekretariat für Hochschulwesen in Berlin geschehen sein dürfte.

Dabei ergab sich bald eine Schwierigkeit: Quartiere waren knapp, die Universitätsleitung wusste nicht, wie sie unsere ausländischen Gäste unterbringen sollte. Man wollte aber ausländische Gäste gut unterbringen, denn die internationale Resonanz der aufwendigen Feierlichkeiten war sowieso problematisch: Eine Teilnahme von Gästen aus Westdeutschland war unerwünscht, dort feierte man in Kiel 550 Jahre Universität Rostock! In Dänemark hatte es Debatten gegeben, ob man zu der Veranstaltung nach Rostock kommen sollte. Das Ergebnis war, dass besonders viele Kollegen aus Dänemark kamen. Wir hatten 10-15 Gäste aus dem Norden erwartet, es kamen aber 23 – mehr als jemals vorher oder nachher. Wir boten etwas zögernd an, unsere Gäste im Haus der Kirche in Güstrow unterzubringen. Man legte sonst immer größten Wert auf Distanz zur Kirche. Zu unserem Erstaunen wurde jetzt unser Angebot von der Universität sofort akzeptiert und blieb dann auch für die folgenden Jahre eine von uns mehrfach mit großem Dank genutzte Möglichkeit.

Hausgemacht war das Problem von Ehrenpromotionen, die zu jenem Anlass nahelagen. Wir waren uns rasch einig, dass Gustav Wingren (Lund) geehrt werden sollte, der für unsere Kongresse ganz entscheidende Bedeutung hatte. Auch in Schweden war Wingren hoch anerkannt, wir kannten die Bezeichnung „Papst von Schweden“. Wegen eines zweiten Kandidaten wurde länger beraten. Zunächst sollte es ein Däne sein, aber dann meinten wir, dass ein Kollege aus dem Nato-Land Dänemark lieber nicht vorgeschlagen werden sollte.

Ich brachte vorsichtig Geo Widengren (Uppsala) ins Gespräch und fand zu meiner Überraschung sofort allgemeine Zustimmung. Zwar war Widengren noch nie auf unseren Theologenkongressen gewesen, aber er hatte mal Gastvorlesungen in Rostock gehalten und war allgemein als Religionswissenschaftler hoch angesehen. Überraschend kam dazu noch eine dem Dekan Kiesow mündlich übermittelte Bitte vom Staatssekretariat in Berlin, wir sollten den Ehrendokortitel an den Präsidenten des Oberkirchenrats in Schwerin, Dr. jur. Konrad Müller, verleihen. Müller stand im Verdacht, dass er für die Stasi arbeite. Dekan Kiesow und die Prodekane Konrad Weiß und ich sind den Gerüchten in Dresden und

Berlin nachgegangen, aber es gab keinen Beweis.⁸ So haben wir der Bitte des Staatssekretariats folgend Dr. Müller zum Dr. h.c. ernannt zum „20. Jahrestag der Republik“ am 7. Oktober 1969, unsere beiden Schweden aber erst im November bei den Jubiläumsfeiern der Universität.

Zu den Ehrenpromotionen im November 1969 war auch unser früherer Ehrendoktor Pinomaa aus Helsinki gekommen. An einem Abend waren alle 3 Ehrendoktoren bei mir in der Wohnung zu Gast. Es entstand ein Streitgespräch zwischen den 3 Kollegen wegen des finnischen Winterkrieges 1939. Pinomaa beschrieb die Haltung Schwedens mit den sarkastischen Worten „Wir würden Euch gerne helfen, aber Ihr wisst doch, dass wir immer neutral sein müssen.“ Dabei war er in die schwedische Sprache verfallen, aber ich konnte den Inhalt gut verstehen. Widengren verwies darauf, er habe den Finnen 1939 aktiv geholfen. So spielte die Politik selbst bei einem solchen privaten Abend eine Rolle. Im Sinne der DDR war das Thema dieser Gespräche freilich nicht. Wichtig war für uns nur dies: Die baltischen Theologenkongressen waren zu einer festen Institution geworden, gerade die Verbindung mit den offiziellen Jubiläumsfeiern der Universität Rostock 1969 hatte das nochmal unterstrichen.

3. Nordeuropäische Anstöße zur Gründung der Theologischen Arbeitsgemeinschaft für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1969 bis 1971

Das Universitätsjubiläum 1969 war kaum vorbei, da tat sich für mich eine neue Tür nach dem Norden auf: Vom 17. Dezember 1969 ist ein Schreiben von Bischof Werner Krusche (Magdeburg) datiert, das zu einer Beratung am 16. März 1970 nach Berlin in die Kanzlei der Evangelischen Kirche der Union (EKU) einlud. Von den 11 eingeladenen Teilnehmern leben heute noch 2: Ulrich Delius, der Herausgeber einer neu kollationierten sechsbändigen Lutherausgabe und ich. Die wichtigsten Sätze aus dem Brief von Krusche lauteten „Unter dem starken Eindruck der kirchlichen Feiern anlässlich des Reformationsjubiläums 1967 in Wittenberg hat sich spontan ein 'ökumenischer Freundeskreis der Lutherhalle Wittenberg' gebildet, der bei der Vollversammlung des ökumenischen Rates der Kirchen in Uppsala 1968 seine konstituierende Sitzung gehalten hat. Zu den Zielen, die sich dieser Freundeskreis gesetzt hat, gehört u.a., sich dafür einsetzen zu wollen,

⁸ Kiesow, a.a.O., S. 36f. Über Konrad Müller vgl. auch Rahel Frank: „Realer – Exakter – Präziser“? Die DDR-Kirchenpolitik gegenüber der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs von 1971 bis 1989, 2. Aufl. Schwerin 2008, S. 138-49. Müller hatte tatsächlich aktiv für die Stasi gearbeitet, seine Ehrenpromotion war also eine Belohnung,- wie wir es damals schon befürchteten.

dass das Lutherhaus mehr und mehr zu einem Gesprächszentrum der Ökumene und der Kirchen in Europa wird.“

Im Hintergrund standen Probleme um die Lutherhalle Wittenberg, die eine staatliche Einrichtung war und ist. Der damalige Leiter Oskar Thulin wollte nach seinem 68.Geburtstag am 13.10.1968 sein Amt aufgeben. Kirchliche Kreise befürchteten – nicht zu Unrecht – danach Eingriffe des Staates in die bisherige Regelung. Thulin war 38 Jahre lang Direktor der Lutherhalle gewesen und im Raum der Kirche und des Staates als Autorität anerkannt. Aber wie würde das bei einem Nachfolger aussehen? Von kirchlicher Seite her waren primär die Präsidenten der Kirchenkanzlei der EKV verantwortlich für die Lutherhalle in Wittenberg. Präsident war damals der energische Reinhold Hildebrandt, seine Nachfolger Reinhold Pietz, Joachim Rogge und Friedrich Winter vertraten jeweils in ihrer Weise dieselbe Linie. Außerdem trugen die Bischöfe in Magdeburg Verantwortung, in deren Kirchenprovinz Wittenberg lag. Jenes Einladungsschreiben war daher von Werner Krusche unterschrieben worden, der kürzlich Magdeburger Bischof geworden war. Krusche hatte 1963 auf der Liste der Theologischen Fakultät Rostock zur Neubesetzung der praktisch-theologischen Professur gestanden.⁹

In seinem Einladungsbrief teilte Bischof Krusche noch Näheres über jenen ökumenischen Freundeskreis mit. Vorsitzende waren Bischof Askmark (Schweden), Erzbischof Simojoki (Finnland), der Präsident der Konferenz Europäischer Kirchen Emmen (Holland) sowie der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes Carl Mau (Genf). Dieser ökumenische Freundeskreis hatte demnach den Plan geboren, dass in der Lutherhalle Wittenberg regelmäßig Tagungen zur Reformationgeschichte abgehalten werden sollten. In dem genannten Brief vom 17.12.1969 hatte Krusche dazu formuliert: „Es geht darum, die Lutherhalle als eine Begegnungs- und Forschungsstätte zu erhalten und auszubauen, für die sich die reformatorischen Kirchen in der Welt verantwortlich wissen möchten“.

Tatsächlich hatte sich die Lage in Wittenberg verändert. Der Rat der Stadt Wittenberg hatte nur elf Tage nach Thulins 68.Geburtstag am 24.10.1968 ein „Direktorium der Museen der Stadt Wittenberg“ gebildet unter der Leitung des marxistischen Historikers Gerhard Brendler, dem auch der neue Direktor der Lutherhalle unterstellt wurde. Noch gravierender war ein neues Statut vom 24.10.1968, wonach alle Museen der Stadt Wittenberg vor allem „das progressive Erbe der frühbürgerlichen Revolution pflegen“ sollten. Darüber war die Kirchenleitung in Magdeburg nicht informiert worden und hatte am 19.12.1968 protestiert: Die Lutherhalle müsse als Andachtsort erhalten bleiben. Schon damals,

⁹ Werner Krusche: Ich werde nie mehr Geige spielen können. Erinnerungen . 2. Aufl. Stuttgart 2007, S. 253. Vgl. auch Heinrich Holze: Die Theologische Fakultät unter zwei Diktaturen 1933-1989 (Festschrift G. Haendler zum 80. Geburtstag), Münster 2004, S. 207.

im Dezember 1968, hatte man in Magdeburg auf Vorgänge in Nordeuropa verwiesen. Der damalige Bischof Jänicke schrieb: „Unter den starken Eindrücken, die die ausländischen Teilnehmer an den kirchlichen Veranstaltungen anlässlich des 450. Jahrestages der Reformation in Wittenberg empfangen haben, hat sich in den skandinavischen Kirchen spontan ein „Freundeskreis der Lutherhalle Wittenberg“ gebildet, dessen Vorsitz der schwedische Bischof Askmark hat ... Es würde zweifellos in den skandinavischen Kirchen – und nicht nur hier – äußerstes Befremden hervorrufen, wenn hier so tiefgreifende Veränderungen geschaffen würden, wie das Statut sie befürchten lässt.“

Diese Vorgänge hatten mich veranlasst, nach der Wende den Quellen nachzugehen. Die Ergebnisse hatte ich im Herbst 1995 unter der Überschrift „Nord-europäische Anstöße zur Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1969/70“ in Wittenberg zum 25. Jahrestag der Gründung des TARF vorgetragen. Gedruckt wurde der Vortrag in der schwedischen Fachzeitschrift „Kirkohistorisk Årsskrift“ 1996.¹⁰ Kürzlich hat sich Siegfried Bräuer erneut mit der Entstehung des TARF beschäftigt. Bräuer ist Reformationshistoriker und hatte bei Franz Lau (Leipzig) promoviert. Für uns war es ein Glücksfall, dass er Theologischer Cheflektor der Evangelischen Verlagsanstalt (EVA) Berlin (-Ost) wurde und sich ebenfalls von Anfang an für den TARF einsetzte. Neue Lutherausgaben zum Lutherjubiläum 1983, an deren Erscheinen in der EVA Bräuer natürlich interessiert war, standen im TARF regelmäßig mit auf der Tagesordnung. Es ist verständlich, dass sich Bräuer auf seine alten Tage nochmals mit den in Berlin vorliegenden Akten beschäftigte und den damaligen Ereignissen nachging. Dabei nennt er meine Arbeit und zitiert immer wieder jene Quellen, die auch ich schon ausgewertet hatte.¹¹

Bräuer kommt jedoch zu einem anderen Ergebnis, das er scharf formuliert hat. Bräuer will den ökumenischen Einfluss, der nach meiner Sicht zur Gründung des TARF führte, vor allem als Ergebnis einer geschickten Kirchenpolitik des Präsidenten der EKV-Kanzlei Hildebrandt in Berlin verstehen. In abschließenden Thesen meint Bräuer, der Ursprung des Gedankens an einen ökumenischen „Freundeskreis der Lutherhalle“ sei im Bereich der Lutherhalle Wittenberg zu vermuten, die Idee sei dann jedenfalls von der EKV und zumal von Präsident Hildebrandt „aufgegriffen und engagiert während des Reformationjubiläums in Wittenberg 1967 in die Praxis überführt worden.“ Bräuer formuliert zugespitzt:

¹⁰ Haendler, a.a.O. (Anm.1), S. 207-219: Studie 10: Nordeuropäische Anstöße zu der Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung TARF 1969/70, zunächst gedruckt in *Kirkohistorisk Årsskrift* (Uppsala) 1996, S. 107-111

¹¹ Siegfried Bräuer: Der TARF – von seiner „spontanen Entstehung“ bis zum Anfang der siebziger Jahre. Zum Druck vorbereitet im Jahrbuch „Herbergen der Christenheit“, Bd. 34/35, 2010/11

„Der angeblich spontane Vorschlag von Bischof Askmark bei der ökumenischen Begegnung am 31. Oktober 1967 in der Lutherhalle und die nachfolgenden Schritte waren vorbereitete Akte, vor allem von Präsident Hildebrandt und der Kirchenkanzlei der EKU lanciert. Die immer wieder betonte Spontaneität bei der Gründung des Freundeskreises und der Ursprung des Gedankens bei den nord-europäischen Nachbarkirchen war eine Schutzbehauptung gegenüber dem Staat“. Dabei geht Bräuer umfassender als ich auf manche Entwicklungen ein: Die Kirchenpolitik der DDR, die marxistische Lutherdeutung (Steinmetz, Brendler), dazu nennt er auch noch innerkirchliche Probleme in Berlin. Die für ihn entscheidende Quelle ist ein Schreiben von Präsident Hildebrandt an Thulin vom 2. August 1967, das erstmals von einem ökumenischen Freundeskreis spricht, den man im Oktober „zu Stand und Wesen“ bringen wolle. Thulin sollte dafür Persönlichkeiten nennen. Dabei lag es nahe, dass Thulin gerade Vertreter nordischer Kirchen ansprechen würde, denn Thulin selbst stammte aus einer schwedischen Familie. Hildebrandt formulierte: „Der Freundeskreis soll während der Reformations-jubiläumsfeiern aus der spontanen Begegnung mit den Lutherstätten, insbesondere mit der Lutherhalle, geboren werden.“

Zweifellos bedeutet Bräuers Quellenfund eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis: Von der „spontanen Gründung des Freundeskreises der Lutherhalle“ sprach Hildebrandt also schon fast drei Monate vor den Jubiläumsfeiern zur Reformation Ende Oktober 1967 in einem Brief an Thulin am 2. August 1967. Freilich war so ein Plan doch nur möglich, weil im Norden eine entsprechende Bereitschaft vorhanden war. In allen vier nordeuropäischen Ländern bin ich immer wieder gefragt worden, wie es in Wittenberg aussehe, wie es mit der Lutherhalle weitergehe, wie man vom Norden helfen könne. Man kann sagen: Das Interesse an Wittenbergs Lutherhalle war in Nordeuropa größer als bei uns. Die Grundstimmung für die Gründung eines „Freundeskreises der Lutherhalle“ war vorhanden und daher konnte es jederzeit zu einer „spontanen“ Gründung kommen.

Sicher bedeutete für den aktiven EKU-Präsidenten Hildebrandt die Entstehung jenes Freundeskreises der Lutherhalle die Erfüllung seiner Wünsche, die er 3 Monate vorher schon brieflich geäußert hatte. Es war für ihn ein gelungener Vorgang, den er mit viel Geschick eingeleitet und später oft verwertet hat. Sicher war der Einsatz der Skandinavier für ihn und andere – wie die Bischöfe von Magdeburg Jänicke und Krusche – eine oft und gerne verwendete Schutzbehauptung gegenüber dem Staat. Dabei dürften Informationen Hildebrandts auch für die Stimmung im Norden eine Rolle gespielt haben. Aber die allgemeine Hilfsbereitschaft, die latent vorhanden war und die dann „spontan“ zur Gründung jenes Freundeskreises führte, war bei all diesen Vorgängen primär wichtig.

Erwähnt sei Bischof Alaja, der bei den Jubiläumsfeierlichkeiten im Oktober 1967 die Kirche Finnlands in Wittenberg vertreten hat. Der Sekretär im Außenamt

der finnischen Kirche Dr. Lorenz Grönvik hat mir am 18.08.1995 geschrieben und einen Bericht von Alaja genutzt. Grönvik fasste den Inhalt des Berichts zusammen: „Bei dem Jubiläum 1967 war Simojoki nicht in Wittenberg. Vertreter der Kirche Finnlands waren OKR Mauno Saloheimo und er, Bischof Alaja. Bei einer Begegnung mit anwesenden ausländischen kirchlichen Gästen erzählte der damalige Leiter Professor Thulin von Schwierigkeiten und Unsicherheiten in Bezug auf die Zukunft und dann gründete man den Freundeskreis.“ Daraus folgte ich: „Nach dieser Erinnerung des finnischen Bischofs Alaja war es also Professor Thulin selbst, der entscheidend zur Gründung des Freundeskreises der Lutherhalle beigetragen hat.“ Das wäre mit dem von Bräuer entdeckten Brief Hildebrandts an Thulin vom 2. August 1967 gut vereinbar.

Auch mir wurden die Probleme im August 1967 deutlich: Ich nahm auf der Insel Gotland an einem Empfang des Bischofs Herrlin teil. Die Ehefrau des Bischofs war eine geborene Thulin. Auf meine Frage, ob sie mit dem bekannten Professor Thulin in Wittenberg verwandt sei, erklärte sie, sie sei eine entfernte Nichte. Trotz einer nur entfernten Verwandtschaft wusste sie aber gut Bescheid über Thulins Rücktrittsabsichten in der nächsten Zeit und auch über die Schwierigkeit, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Das war 2 Monate vor dem Jubiläum im Oktober 1967, also auch zu jener Zeit in der Hildebrandt und Thulin ihren Plan schmiedeten.

Nach meiner Rückkehr habe ich dem EKU-Präsident Hildebrandt einen geeigneten Nachfolger für Thulin empfohlen: Dr. theol. habil. Hubert Kirchner – einen Schüler von Walter Elliger. Nach dessen Berufung an die Theologische Fakultät Bochum hatte sich Kirchner bei Ernst Kähler in Greifswald habilitiert. Kirchner war Theologe mit Berufserfahrungen bei der Bearbeitung von Luther Schriften an der Akademie der Wissenschaften, zu jener Zeit war er Mitarbeiter in der Zentrale des Konfessionskundlichen Werkes in Potsdam. Hildebrandt hat auf meinen Vorschlag positiv geantwortet. Bräuer nennt acht promovierte Kandidaten, die als mögliche Nachfolger von Thulin im Gespräch waren. Trotz dieses großen Angebots hat sich die Kirchenleitung für Michael Krille entschieden, einen jungen Promovenden von Franz Lau, von dem er gerade ein Thema für eine Doktorarbeit erhalten hatte, die er jedoch niemals fertig gestellt hat. Krilles Ernennung erwies sich als eine recht problematische Personalentscheidung. Gegenüber dem Direktor der Wittenberger Museen, dem erfahreneren Marxisten Dr. Brendler, hatte er als junger Anfänger einen schweren Stand. Aber seine kirchlichen Vorgesetzten waren auch nicht glücklich. Nach Bräuers Worten hat Krille „immer wieder für partielle Irritationen gesorgt.“

Bischof Krusche erwähnt in seiner Einladung vom 17.12.1969 ein Gespräch in Ostberlin mit Persönlichkeiten jenes Freundeskreises am 16.10.1969. Unter sechs Ausländern waren aus Finnland Erzbischof Simojoki sowie aus Schweden Bischof Askmark und Pfarrer Aurelius, der über die Verhältnisse in der DDR

bestens informiert war durch seine langjährigen Kontakte zu den Konferenzen der Jugendpfarrer. Vor diesem Kreis beklagte Krille die Zustände in Wittenberg – und zwar die alte Ordnung von Thulin ebenso wie seinen Vorgesetzten Dr. Brendler. Auf diese Weise konnten sich die Vertreter der Ökumene persönlich ein Bild von den Zuständen an der Wittenberger Lutherhalle machen. Bischof Krusche erwähnte den Direktor der Lutherhalle Krille auch in dem Einladungsschreiben vom 17.12.69: „Eines der Ergebnisse dieser Gespräche ist folgendes: es soll versucht werden, in der DDR eine Arbeitsgruppe theologischer Wissenschaftler – Lutherforscher, Reformationshistoriker, Kenner reformatorischer Theologie – zu bilden, die bereit sind, mit dem Direktor der Lutherhalle zusammen zu arbeiten und die Arbeit dort theologisch zu unterstützen.“

Sein Wunsch erfüllte sich: Im April 1971 fand die 1. Arbeitstagung in Wittenberg statt, für die Pfarrer Aurelius als Sekretär des Freundeskreises der Lutherhalle drei Teilnehmer aus dem Norden gemeldet hatte: Bischof Stig Helsten und Professor Bengt Hägglund aus Schweden sowie Frederic Cleve aus Finnland. Offensichtlich verwaltete der Freundeskreis Gelder der schwedischen Kirche, die dann nach den Reisen zur Lutherhalle Wittenberg vom schwedischen Staat zurückerstattet wurden. Außerdem verhandelte der Freundeskreis auch noch mit Oberkirchenrat Reinhard Groscurth in Westberlin: So spielte die Politik in einer sehr vielfältigen Weise hinein in die Anfänge des TARF. Wir Teilnehmer aus der DDR wussten kaum etwas davon. Ganz selten machte Bengt Hägglund mal Andeutungen, wenn wir bei Tagungen ein Zimmer teilten.

4. Zunehmende Verbindungen und gedruckte Arbeiten 1971-1977

In den nächsten Jahren wurden die Verbindungen immer enger. 1971 fand im Juni die schon 10. Konferenz der Hochschultheologen der Ostseeländer statt – erstmals in Uppsala. Auf eine Teilnahme verzichtete ich, denn ich kannte Uppsala schon seit Widengrens Einladung 1967. Zudem hatte ich nur wenig später eine andere Reise vor, denn die von Kilström vermittelte Einladung nach Strängnäs kam nach fast 3 Jahren Wartezeit im Sommer 1971 endlich zustande. Von Strängnäs aus fuhren wir mit einem Motorboot über den Mälarsee am bekannten Schloss Gripsholm vorbei zur Insel Birka, wo auf Anregung von Erzbischof Söderblom eine Kapelle gebaut worden war, die an Ansgar erinnert. In diesem Raum, an dessen Wänden Träume Ansgars in schwedisch-moderner Weise gemalt worden waren, hielt ich meinen Vortrag „Traum und Tat bei Ansgar“, den Kilström für die

Zuhörer übersetzte und dann in schwedischer Sprache in einer schwedischen Zeitschrift zum Druck brachte.¹²

1972 konnte ich an zwei Veranstaltungen mit nordeuropäischen Kollegen teilnehmen: Im Juni fand die 11. baltische Theologenkongress in Rostock statt. Außerhalb des Gesamtthemas trug ich Ergebnisse vor, die ich bei der Suche nach schwedisch-deutschen Beziehungen gemacht hatte. Der Bischof Knut Henning Gezelius von Scheele war vor 1900 mehrfach nach Deutschland gekommen und hatte Bücher in deutscher Sprache veröffentlicht. Für uns hatte er eine besondere Bedeutung, weil er die Allgemeine evangelisch-lutherische Kongress zweimal zu ihren Jahrestagungen nach Schweden eingeladen hatte: 1901 nach Lund und 1911 nach Uppsala. Er hatte sich aber auch im ersten Weltkrieg um die Freundschaftsarbeit der Kirchen bemüht in enger Verbundenheit mit Friedrich Siegmund-Schulze. Scheele war im hohen Alter noch 1917 zum Reformationsjubiläum nach Deutschland gereist. Nach seinem Tode 1920 wurde ihm in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung gedankt, „dass er auch in den schweren Tagen des ersten Weltkriegs allezeit wahre Bruderliebe bewährt hat“. Mit ihm hatten wir nun auch einen historischen Vorläufer unserer Kongressen.

An der Diskussion nahmen allerdings nur Schweden teil. In Deutschland war von Scheele völlig unbekannt, während man in Schweden ihn als Bischof von Visby und als Ökumeniker durchaus kannte und auch noch an ihm interessiert war. Den Vortrag habe ich in einem Heft „Schwedisch-deutsche Kirchenbeziehungen 1901-1936“ zum Druck gebracht, in dem auch Beiträge über die bekannten Erzbischöfe Nathan Söderblom und Erling Eidem stehen.¹³ Darin wurden auch einige wichtige Dokumente über Erzbischof Eidem geboten, der im Mai 1934 Hitler besucht hatte, um ihm seine Sorgen wegen der Kirche in Deutschland vorzutragen. Im März 1936 hatte Eidem das Finkenwalder Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Uppsala aufgenommen, Dietrich Bonhoeffer war Hausgast des Erzbischofs gewesen. Die BK hatte mit Genugtuung von dieser Reise berichtet, die offizielle Kirche in Deutschland hatte sich bei Eidem beschwert, dessen Lage dadurch kompliziert geworden war.

Im Herbst 1972 war ich zum 2. Mal bei einer Tagung des TARF dabei. Bengt Hägglund hielt das Hauptreferat. Sein Thema „Luthers Auslegung der Bergpredigt“ war bezeichnend für unsere damalige Fragestellung: Wie sollen wir handeln nach Luthers Auslegung der Bergpredigt? Zwar war das politische Umfeld im

¹² Om bakgrunden till Ansgars missionsresa. in: Föreningen Lärare i Religionskunskap Årsbok 1971, 8.174-178. Die deutsche Urfassung „Traum und Tat bei Ansgar“ stand in der Zeitschrift Wege zum Menschen, Göttingen 1965, S. 153-159

¹³ Schwedisch-deutsche Kirchenbeziehungen, Berlin (-Ost) 1975, übernommen von der Calwer Verlagsanstalt Stuttgart. Die Arbeit über Bischof von Scheele S. 16-33. Sie wurde teilweise übernommen in den Sammelband (Anm. 1), Studie 7, S. 171-80

Norden ganz anders als bei uns in der DDR. Es gab jedoch von Luther her gemeinsame Grundbegriffe wie Christperson und Weltperson oder Einzelperson und Amtsperson. Es ging besonders um den immer wieder erhobenen Vorwurf, die lutherische Ethik verleite zur Passivität mit den bekannten Folgen in Deutschland in den Jahren 1933-1945. In der DDR kam dazu die damalige offizielle Propaganda, wonach der aktive Bauernführer Thomas Müntzer der eigentliche Held der Reformation gewesen sei, Luther dagegen ein Fürstenknecht. Mitunter war die Diskussion recht lebhaft, der Austausch war fruchtbar.

Im Jahre 1973 fand die 12. baltische Theologenkongress in Lund statt. Das Teilnehmerverzeichnis nennt 23 auswärtige Gäste aus 10 Institutionen, – den Fakultäten Kopenhagen, Århus, Oslo, Uppsala, Helsinki und Kiel, der Gemeindefakultät Oslo, der Schwedischen Akademie Åbo sowie den Sektionen Greifswald und Rostock. Zu vielen alten Bekannten kamen in Lund 2 wichtige Fachkollegen dazu: Leif Grane (Kopenhagen) und Hennecke Gülzow (Kiel). Bei der Tagung des TARF im Herbst 1973 in Wittenberg war Leif Grane erstmals dabei, für mich war er jedoch ein Bekannter. Erstmals waren auch Ole Modalsli aus Oslo und Lorenz Grönvik aus Helsinki gekommen.

Auf jener Tagung 1973 sollte nach 450 Jahren einer Kampfschrift Luthers von 1523 gedacht werden: „Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursach aus der Schrift“.¹⁴ Darüber sollte ich einen Gemeindevortrag halten. Ich hatte 1959/60 im Gemeindegemeinderat Berlin-Friedrichshagen und dann Jahrzehnte lang im Kirchengemeinderat meines Heimatortes Bad Doberan mitgearbeitet. Freilich war mir der Gedanke, eine Gemeinde könnte ihren Pastor absetzen, ziemlich absurd erschienen. Aber Luthers Gedanken regten an, der Frage nachzugehen, welche Grenzen einer einzelnen Kirchengemeinde gesetzt sind und wie viel Kritik an einem Gemeindepastor notfalls möglich (oder nötig) ist.

Gleich nach meinem Vortrag kam der dänische Lutherforscher Leif Grane auf mich zu und lud mich ein, über das Thema in Kopenhagen eine Gastvorlesung zu halten. Am besten sollte ich über diese ganze Problematik eine Woche lang Vorlesungen und Seminare halten. Aber hier kam nun wieder die Politik ins Spiel: Ich sagte Grane, ich müsse eine Auslandsreise beantragen, der Antrag komme dann in den Reiseplan der Universität für das nächste oder übernächste Jahr und müsse auch im Ministerium in Berlin genehmigt werden. Meine Reise nach Kopenhagen werde in ein bis zwei Jahren stattfinden können – falls der Antrag genehmigt werden würde. Damit wollte sich Grane nicht abfinden. Er sprach von

¹⁴ Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursach aus der Schrift, 1523. WA 11, S. 408-416

Behinderung der Reisefreiheit, gegen die Dänemark protestieren werde. Zumal nach der Unterschrift Honeckers unter die KSZE-Akte von Helsinki 1975 forderte Grane, man müsse jetzt die Verwirklichung der Reisefreiheit erzwingen.

Natürlich war uns an einer Konfrontation keineswegs gelegen, wir befürchteten das Ende unserer so mühsam aufgebauten Kontakte nach dem Norden. Es kam dann aber zu einem Kompromiss: Der Rektor der Universität Kopenhagen schrieb 1975 einen freundlichen Brief an den Rektor der Universität Rostock, in dem er um die Genehmigung meines einwöchigen Aufenthalts in Dänemark zu Zwecken der Lehre bat. Eigentlich hatte man in Berlin einen Antrag des zuständigen Ministeriums in Dänemark beim Hochschulministerium der DDR erzwingen wollen, was man dann im Sinne einer Anerkennung der DDR durch Dänemark hätte deuten können. Das geschah nicht, aber ein Brief von Rektor zu Rektor reichte schließlich auch.

Inzwischen brachte mir das Jahr 1974 vier Begegnungen mit Kollegen aus dem Norden – mehr als jemals zuvor. Im Mai war ich in Helsinki auf Einladung der Theologischen Fakultät, wo die drei Fachkollegen Lennart Pinomaa, Kauko Pirinen und Eino Murtorinne mich als ihren alten Bekannten begrüßten. Meine Vorlesung sollte ein Thema aus der alten Kirchengeschichte betreffen. Ich mochte es zunächst kaum glauben: Die Theologische Fakultät Helsinki war in jenen Jahren mit mehr als 1000 Studenten die größte in Europa, aber sie bot keine regelmäßigen Lehrveranstaltungen aus dem Bereich der alten Kirchengeschichte an, wie sie an allen deutschen Fakultäten (auch in der DDR) völlig selbstverständlich waren. Ich berichtete über meine speziellen Arbeiten, die ich seit Jahren schon betrieb, und fasste sie zusammen unter das Thema „Zur Frage nach dem Petrusamt in der Alten Kirche.“ Die für das Papsttum wichtige Voraussetzung, dass es schon von Anfang an immer ein besonderes „Petrusamt“ gegeben habe, wurde im Detail widerlegt.

Mein Manuskript überließ ich meinen Gastgebern, die es zum Druck bringen wollten. Das ließ sich in Finnland nicht verwirklichen, und so gelangte mein Vortrag schließlich an die Redaktion der *Studia Theologica* in Oslo, wo es der mir damals noch unbekannt Inge Lønning prüfte und 1976 zum Druck führte. Über diese Weitergabe wurde ich hinterher informiert. Ich hatte jedoch volles Vertrauen, dass die finnischen Kollegen sich immer nach Möglichkeit in meinem Sinne einsetzen würden.¹⁵

Die zweite Begegnung im Jahr 1974 fand im Juni in Greifswald statt auf der inzwischen nun schon 13. Konferenz der Hochschultheologen der Ostseeländer. Ich sah die Stadt meiner Jugend wieder, deren äußerer Verfall leider weiterging.

¹⁵ Zur Frage nach dem Petrusamt in der Alten Kirche, in : *Studia Theologica* 30 (Oslo 1976), S. 89-122. Wiederabdruck in dem Sammelband *Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200*. Göttingen 1993, S. 69-98

Erfreulich war das Wiedersehen mit vielen alten Bekannten aus den nördlichen Ländern. Privat war ich bei meinem verehrten Fachkollegen Ernst Kähler untergebracht, wo ich mich an eine freundliche internationale Frühstücksrunde gerne erinnere. Neben dem offiziellen Tagungsthema „Evangelium und Religion“ stand ein sportliches Ereignis insgeheim auf der Tagesordnung: Die Fußballweltmeisterschaft in Westdeutschland. Während unserer Tagung hatte die BRD, der spätere Weltmeister, eine Niederlage gegen die DDR erlitten. Das Spiel habe ich während der Tagung in Greifswald gesehen, meine Niedergeschlagenheit war groß. Unsere Gäste verstanden recht gut, dass wir über diesen Sieg „unserer“ DDR alles andere als begeistert waren.

Als dritte Begegnung des Jahres 1974 folgte die TARG-Tagung im Herbst, die erstmals in Eisenach mit einem obligaten Besuch der Wartburg stattfand. Mit dem belgischen Jesuiten Josef Vercautere und dem in Zürich wirkenden Österreicher Ulrich Gäbler hatte der TARG weiter an internationalem Zuschnitt gewonnen. Das Hauptreferat hielt Bengt Hägglund über das Thema: Wort und Geist in Luthers Schrift „Wider die himmlischen Propheten“. Rudolf Hermann hatte sich über diese Schrift mit dem eigentümlichen Titel mehrfach geäußert, die wichtig ist für Luthers theologische Entwicklung 1525.

Am 4. Dezember 1974 fand eine vierte Veranstaltung statt: In der Aula unserer Universität wurde dem Alttestamentler und Dekan der Theologischen Fakultät Uppsala Helmer Ringgren die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Die Laudatio von Klaus-Dietrich Schunck, dem damaligen Sektionsdirektor in Rostock, nennt zunächst die fachliche Qualifikation und sagt dann: „Besondere Verdienste hat sich Prof. Ringgren um die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Theologischen Fakultäten Skandinaviens und Sektionen Theologie der Universitäten Greifswald und Rostock erworben“. Für uns in Rostock war der Akt von politischer Bedeutung: Bei der 3. Hochschulreform waren wir 1970 von einer Fakultät zu einer Sektion herabgestuft worden. Bei diesem Festakt wirkten wir als Fakultät für Theologie und der Sektionsdirektor als Dekan der Fakultät. Im Jahre 1975 wurde die 14. Baltische Theologenkongress von der Fakultät Helsinki organisiert. Davor gab es einen massiven Eingriff vom Staatssekretariat in Berlin: Nur je 2 Teilnehmer von Greifswald und Rostock durften ausreisen, und zwar der jeweilige Sektionsdirektor und ein Funktionär der Ost-CDU. Der Greifswalder Sektionsdirektor Günter Haufe hat dagegen protestiert. In einem Brief vom 1. April 1975 bedankt er sich zunächst für die Zusendung meines Heftes „Schwedisch-deutsche Kirchenbeziehungen“ und fährt dann fort: „Nicht nur mit Bedauern, sondern mit Verärgerung habe ich die Reduzierung unserer Teilnehmergruppe für die Baltische Kongress in Helsinki zur Kenntnis genommen. Für uns wenige, die wir fahren dürfen, ist das eine sehr fatale Situation. Ich habe gestern anlässlich der Geburtstagsfeier für Prof. Jepsen Gelegenheit genommen, um Herrn Janott persönlich meinen Unwillen über die Art, wie hier einfach dekret-

tiert worden ist, zur Kenntnis zu bringen. Eine entsprechende schriftliche Äußerung meinerseits an Herrn Janott ist mir leider von unserem Rektor zurückgegeben worden. Ich teile Ihnen das absichtlich so privat mit, damit Sie sehen, wie wir in Greifswald dazu stehen. Wenn Sie mögen, können Sie gern andere Kollegen davon unterrichten.”¹⁶

Ich hatte den Vorgang mit Verwunderung gesehen, aber ich hatte auf eine erneute Reise nach Finnland sowieso verzichtet, da ich gerade 1974 in Finnland gewesen war. So blieb die Tagung des TARF im Herbst 1975 in Wittenberg die einzige Begegnung. Thema war Luthers Auseinandersetzung mit Latomus 1521, zwei Lutherspezialisten aus dem Norden berichteten: Bengt Hägglund über *Gratia und donum* in Luthers Schrift *Rationis Latomianae*; Leif Grane über *Peccatum* in Luthers Schrift *Rationis Latomianae*.¹⁷

Das Jahr 1976 brachte wieder drei Begegnungen. Im Juni war die 15. Konferenz der Hochschultheologen der Ostseeländer in Tessin bei Rostock.¹⁸ Zum Thema „Theologie der Schöpfung“ sprachen Arvid Kappelrud aus Oslo, Gustav Wingren aus Lund sowie Jukka Thurén von der Schwedischen Akademie Åbo (=Turku). Vorträge der Rostocker Teilnehmer erschienen zum Teil Ende 1976 in einem Heft „Beiträge zur Theologie in Geschichte und Gegenwart“. Mein Beitrag „Der Schöpfungsgedanke in den Konfessionen Augustins“ nennt einleitend andere Möglichkeiten, dem Thema nachzukommen: Die Lieder Paul Gerhards enthalten viele Bezüge zur Schöpfung. Man könnte aber auch bei Martin Luther einsetzen. Dazu war jedoch das Buch eines Schweden erschienen: David Löfgren hatte die Arbeit vorgelegt „Die Theologie der Schöpfung bei Luther“ (1960), die er auf Anregung von Gustav Wingren geschrieben hatte. Später nenne ich noch auf das Heft des schwedischen Theologen Anders Nygren „Augustin und Luther“ ein, das in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin-(Ost) 1958 erschienen war.

Im Herbst 1976 kam es dann endlich zu der lange geplanten Reise nach Kopenhagen, wo ich an vier Tagen über das Thema „Amt und Gemeinde bei Luther im Kontext der Kirchengeschichte“ sprach. Schon die Abreise auf der Fähre in Warnemünde war ein besonderes Erlebnis mit einer politischen Dimensi-

¹⁶ Herr Janott, ein übereifriger Genosse, fuhr als damals für die Theologischen Fakultäten zuständiger Referent einen harten Kurs. Nach Vermutung des damaligen Rostocker Sektionsdirektors Schunck könnten auch finanzielle Gründe mitgewirkt haben: Wir waren Gäste bei den Fakultäten im Norden, aber die Reisekosten bezahlte die DDR in Westwährung. Neben Schunck fuhr nach Finnland ein später als IM „Heinz Graf“ enttarnter aktiver Stasi-Spitzel, den die Sektion ganz bestimmt nicht nominiert hatte.

¹⁷ *Rationis Latomianae pro incendariis Lovaniensis scholae sophisticis redditae, Lutherianae confutatio*. 1521. WA 8, 43-128.

¹⁸ Wir tagten in Tessin, südöstlich von Rostock, in einem damals modernisierten Konsum-Hotel Am Mühlenberg, in dem sich unsere Gäste wohlgeföhlt haben.

on: Mit meiner Frau und meiner Tochter hatte ich solche Ausfahrten der Fähren oft auf der Mole gesehen und wir hatten zu den Passagieren rauf gewinkt. Aber für DDR-Bürger war so eine Ausfahrt so gut wie unmöglich. Nun gehörte ich zwar zu den Auserwählten, aber meine Gefühle waren doch gemischt: Warum musste die Erfüllung eines solchen Wunsches so lange dauern? Warum standen so viele Menschen winkend unten, denen man niemals eine Ausreise nach Dänemark erlauben würde?

In Kopenhagen wurde ich von Leif Grane freundlich empfangen und betreut. An vier Tagen bot ich Vorlesungen sowie zwei Seminare mit Luthertexten zum Thema „Amt und Gemeinde bei Luther im Kontext der Kirchengeschichte“. An jedem Abend war ich eingeladen, zumal bei den drei inzwischen verstorbenen Kirchenhistorikern Niels Knud Andersen, Torben Christensen und Leif Grane, meinem speziellen Betreuer, bei dem sich die abendlichen Einladungen besonders lang und fröhlich gestalteten. Auch die beiden heutigen Fachvertreter der Kirchengeschichte in Kopenhagen lernte ich damals kennen: Steffen Kjeldgard-Pedersen und Martin Schwarz-Lausten.

Meine Vorlesungen wurden 1979 von der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin-(Ost) gedruckt und vom Calwer Verlag Stuttgart übernommen. Ich hatte das Heft dem Andenken Rudolf Hermanns gewidmet, bei dem ich 1947-1950 in Greifswald mehrere Lutherschriften gelesen hatte. Ober den Calwer Verlag wurde das Heft auch in den USA bekannt, wo sich das österreichische Ehepaar Gritsch nachhaltig einsetzte. Ruth C. Gritsch übersetzte die „Kopenhagen-lectures“, Eric W. Gritsch brachte sie mit einigen Erläuterungen für amerikanische Leser in Philadelphia 1981 zum Druck unter dem Titel „Luther on Ministerial Office and Congregational Function“. Aus einem schmalen Heft war ein recht stattlicher Band geworden.¹⁹

5. Die Kontakte nach Nordeuropa 1977 bis zum Lutherjahr 1983

Die baltischen Theologenkongressen waren inzwischen zu einer festen Einrichtung geworden, 1977 fand schon die 16. Konferenz statt. In Kopenhagen wurde das Thema erörtert „Die Bibel als Rahmen der theologischen Disziplinen“. Die Referenten waren fachlich bestens ausgewiesen und geographisch gut verteilt: Von der gastgebenden Fakultät sprachen Leif Grane und Niels Hyldahl, aus Oslo Inge Lønning, aus Uppsala Hans Hof, aus Greifswald Hans-Jürgen Zobel, aus Rostock Hans-Friedrich Weiß. 1978 ging die 17. Konferenz über die Bühne – wieder war Greifswald an der Reihe. Über das Thema „Theologie und Erfahrung“

¹⁹ Gert Haendler: Luther on Ministerial Office and Congregational Function. Translated by Ruth C. Gritsch. Edited by Eric W. Gritsch Fortress Press: Philadelphia 1981.

sprachen Timo Vejola (Helsinki), Carl-Reinhold Bråkenhielm (Uppsala), Hans-Günter Leder (Greifswald) und Ernst-Rüdiger Kiesow (Rostock). Damals wohnte ich in einem Studentenheim, mein Zimmernachbar war ein Assistent aus Helsinki: Hannu Mustakallio mit Frau und zwei kleinen Kindern. Heute ist er Professor an der Universität Joensuu (Karelien). Aus dem damaligen Kontakt ist eine Verbindung von nunmehr 33 Jahren geworden.

Zur 18. Konferenz 1979 kam für vier Kollegen erstmals eine Einladung aus Oslo. Hier gab es im Vorfeld Unstimmigkeiten in Rostock. Ich wäre gerne mitgefahren, da ich Oslo noch nicht kannte. Zudem hätte ich mich gerne zum Thema „Die Verbindung der theologischen Fächer zur Theologie“ geäußert: Das Fach Kirchengeschichte war immer wieder als überflüssiger Ballast betrachtet worden, auch an den Fakultäten im Norden wurden kaum Vorlesungen über die alte Kirche und das Mittelalter angeboten. Aber ich gehörte leider nicht zu jenen Kollegen, die nach Oslo fahren durften. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, die Reiseproblematik sei im Kreise der Sektionsleitung besprochen worden, der ich nicht angehörte, die Planung sei längst abgeschlossen. Damals fühlte ich mich übergangen, von heute her gesehen stimme ich dem Urteil zu, dass ich sowieso oft im Norden gewesen war. In den achtziger Jahren bin ich dann auch noch dreimal in Oslo gewesen mit wunderschönen Eindrücken.

An den TARG-Veranstaltungen im Herbst habe ich teilgenommen. Hier gab es eine erfreuliche Erweiterung, die natürlich mit der Politik eng zusammenhing. Unsere leitenden Kollegen Joachim Rogge (Berlin) und Helmar Junghans (Leipzig) haben trotz verschiedener Mentalität ein Ziel jahrelang angestrebt: 1975 durften sie endlich auch Lutherforscher aus Westdeutschland einladen. Bernhard Lohse (Hamburg) machte den Anfang, ihm folgten 1976 Bernd Moeller (Göttingen), Martin Brecht (Münster), Heiko Oberman (Tübingen) und dann immer wieder neue Spezialisten. Natürlich kannten sich die westdeutschen Lutherforscher und die Kollegen aus dem Norden schon lange, aber die gemeinsamen Tagungen in Wittenberg bedeuteten doch für alle Beteiligten etwas Besonderes. Dabei blieb die Bedeutung der Skandinavier erhalten. Zwei wichtige Referate wurden von (damals) jüngeren Schweden gehalten: Rune Söderlund sprach in Wittenberg 1977 über das unlösbare Thema „Prädestination bei Luther“, Carl-Axel Aurelius referierte 1978 in Erfurt über das kaum einfachere Thema „Ecclesia abscondita beim jungen Luther“.

Wegen der 19. baltischen Theologenkongress 1980 in Rostock gab es im Vorfeld unter uns Differenzen. Ich hatte das Augsburger Bekenntnis 1530 vorgeschlagen, das seit 450 Jahren für die lutherischen Kirchen weltweit grundlegende Bedeutung hatte, woran auf verschiedenen Veranstaltungen erinnert werde. Die Bindung an dieses Bekenntnis sei von Kirche zu Kirche etwas verschieden, auch in Nordeuropa. Man solle das klären und einzelne Artikel der Confessio Augustana auf ihre Gegenwartsbedeutung hin befragen. Sektionsdirektor Fritzsche wider-

sprach: Die Theologenkongressen seien nicht der Ort für Gedenkfeiern, die könnten andere Gremien begehen. Unsere Kongressen sollten über moderne Probleme informieren und diskutieren. Ich fühlte mich gekränkt durch solche Belehrung. Waren wir noch eine lutherische Fakultät, wenn wir das Augsburger Bekenntnis nicht mehr für diskussionswürdig hielten? Aber ich schwieg und kämpfte nicht für meine Meinung, – und darüber ärgerte ich mich noch zusätzlich. Nach der verpassten Oslo-Reise 1979 empfand ich einfach nur Verbitterung.

Daher fuhr ich zum ersten Mal etwas missmutig zu einer baltischen Theologenkongress, die im Juni 1980 im Güstrower Haus der Kirche stattfand mit dem Thema „Gott und Gottessymbole“. Dort schlug meine Stimmung um: Mein finnischer Kollege Kauko Pirinen nahm mich beiseite und sagte mir, die Theologische Fakultät Helsinki habe beschlossen, mich im Herbst zum Ehrendoktor zu ernennen, und zwar bei einer 450-Jahrfeier des Augsburger Bekenntnisses! Es wurden mit die schönsten Tage meines Lebens. Im Gästehaus der Universität Helsinki wohnte ich neben dem Dänen Regin Prenter, dem aus Estland stammenden Harald Biezais (Uppsala) sowie dem gebürtigen Schweizer Robert Hanhart (Göttingen). In der Aula wurden die Doktorhüte verteilt. Die alphabetisch geordneten Hüte von Hanhart und mir waren vertauscht worden, sodass ihm mein Hut auf die Ohren rutschte, während sein Hut mir sehr lose auf dem Kopf saß. Vorher erklang die Bachmotette „Singet dem Herrn ein neues Lied“, die ich einst als Student im Greifswalder Domchor mitgesungen hatte. Mittags zog die Festgesellschaft in den nahen Dom, Erzbischof Simojoki hielt die Predigt in einem Festgottesdienst.

Am Vorabend war ich Gast bei dem ehrwürdigen Ilmari Soissalon-Soininen, der als Promotor auch meinen „Mithrendoktor“ Robert Hanhart sowie seine Doktorandin Raija Sollamo als Spezialisten der Vetus-Latina-Edition eingeladen hatte. Mit beiden besteht seit dieser Einladung eine postalische Verbindung, ebenso mit Eino Murtorinne, der mir als treuer Begleiter mehrfach half. Besonders traf das am folgenden Tag zu: Der Botschafter der DDR in Finnland gab aus Anlass meiner Ehrenpromotion ein Festessen, die Kollegen Murtorinne und Laasonen begleiteten mich. Ich folgte der Einladung ungerne. Die DDR-Botschaften waren Kontrollinstanzen, die einen im Ausland überwachten. Dort hatte man sich gleich nach der Ankunft anzumelden und kurz vor der Abreise wieder abzumelden. Meinen finnischen Begleitern fühlte ich mich mehr verbunden als den Vertretern „meines“ Staates. Der Besuch verlief jedoch ganz freundlich: Der Botschafter sprach reinstes sächsisch, unser Thema waren die Fußballvereine Dynamo Dresden und Empor Rostock.

Zu Hause hatte diese Ehrung mehrfache Folgen: Studenten übergaben mir einen hohen Doktorhut aus dunkelgrüner Pappe, auf dem kleine Zettel geklebt waren mit Kirchenväternamen: Cyprian, Athanasius, Augustin usw. Dazwischen war ein Schild „Hertha-BSC“, das auf meine Sympathie für diesen Fußball-Club

anspielte. Das war ein netter Einfall, aber dieser Hut wurde mir überreicht in Gegenwart des Prorektors Roger, eines ziemlich linientreuen Genossen. Mit Roger kam ich sonst ganz gut aus, weil auch er sportbegeistert war. Jetzt sah er mich freilich bedenklich an: Hertha-BSC war der einzige Bundesliga-Club in Westberlin, der damaligen „Frontstadt“, so dass Sympathie für diesen Verein nicht gerade erwünscht war. Dabei bestand meine Sympathie für Hertha-BSC schon seit 1930/31, als ich Lesen lernte und Hertha-BSC Deutscher Fußballmeister wurde. Der Parteisekretär gratulierte mit den Worten „Das ist doch ein schöner Erfolg für die Deutsche Demokratische Republik.“ Mir sollte diese Deutung recht sein, vielleicht würden weitere Anträge auf Reisen dadurch leichter verwirklicht?

Auf eine Teilnahme an der 20. Baltischen Theologenkongress in Åbo 1981 habe ich verzichtet, denn fast zeitgleich fand im Gästehaus der Universität Århus in Sandbjerg eine Tagung statt „Nordische und deutsche Kirchen im 20. Jahrhundert“. Initiator der Tagung war der Münchener Kollege Georg Kretzschmar, der nach Auflösung der Sowjetunion Erzbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland (ELKRAS) wurde. In jenen siebziger Jahren war er immer treu zu den Tagungen des ökumenischen Ausschusses der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands nach Ostberlin gekommen, wo wir uns regelmäßig trafen. Er hatte 1981 für meine Einladung gesorgt wie auch für die finanzielle Regelung meines Aufenthaltes. Dort berichtete ich von unseren Kongressen der Hochschultheologen der Ostseeländer. In der Diskussion wurde gefragt, weshalb nicht Vertreter aus Estland und Lettland dabei seien. Meine Antwort war diplomatisch und doch klar: Wir hatten uns mehrfach darum bemüht, aber für Bürger der Sowjetunion war die Teilnahme an unseren Kongressen ganz offensichtlich unmöglich.

Das Jahr 1982 brachte zwei Begegnungen. Vom 7. bis zum 10. Juni fand in Greifswald die 21. Tagung der Hochschultheologen statt, im Anschluss daran am 11. Juni eine Gedenkveranstaltung zum 300. Todestag des Schwedenkönigs Gustav Adolf, die die Sektionen Geschichte und Theologie gemeinsam veranstalteten. So eine gemeinsame Aktion war ungewöhnlich, wir werteten sie als Anerkennung der Theologen. Wir erlebten zur gleichen Zeit aber auch, wie junge Leute drangsaliert wurden wegen des Aufnähers „Schwerter zu Pflugscharen“! Für mich war es ein besonderes Erlebnis, in dieser Aula zu sprechen: In ihr hatte ich 1946-50 als Cellist im collegium musicum mitgewirkt, nun durfte ich hier als Professor sprechen. Das Thema „Nachwirkungen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf in der Leipziger Gustav-Adolfstiftung 1832“ zeigte, dass 200 Jahre nach Gustav-Adolfs Tod bei Lützen 1632 überraschende Nachwirkungen mit der Vereinsgründung geschehen waren. Dieses Ereignis stellt jedoch nur „ein be-

sonders interessantes, aber keineswegs einzigartiges Kapitel der Kirchengeschichte dar.“²⁰

Größere Bedeutung hatte für uns das Jubiläum der Theologischen Fakultät Rostock. Die Universität Rostock war 1419 gegründet worden, Papst Martin V. hatte damals jedoch ausdrücklich eine Theologische Fakultät ausgenommen. Erst 1432 – oder 1433²¹ – genehmigte Papst Eugen IV. die Theologische Fakultät in Rostock. Wir begingen im November 1982 unsere 450-Jahrfeier. 1983 erschien ein Heft „550 Jahre Theologie an der Rostocker Universität“, das die Vorträge und Grußworte druckte. Darin spielten Beziehungen nach dem Norden eine wichtige Rolle. Vertreter aus Dänemark, Schweden und Finnland kamen teilweise ausführlich zu Wort.²²

Torben Christensen bezeichnete als Dekan der Theologischen Fakultät Kopenhagen die Theologische Fakultät Rostock als „die erste theologische Bildungsstätte im hansischen Ostseeraum“ und dankte für alles, „was die Rostocker Fakultät für dänische Studenten und für dänische Theologie durch die Jahrhunderte bedeutet hat“. Auch Gustav Wingren (Lund) ging auf die historische Tatsache ein, dass alle anderen Theologischen Fakultäten des Nordens erst später gegründet seien. „Rostock hat die mit Abstand älteste theologische Fakultät in diesem Raum von Europa.“ Wingren nannte auch direkt die Konferenzen der Hochschultheologen, zu der die Fakultäten im Süden den Anstoß gegeben hatten. „Wir, Dänen, Finnen, Schweden und Norweger, haben dank dieser Initiative der DDR-Fakultäten uns auf einem gemeinsamen Forum begegnen können. Und dafür sind wir dankbar.“

Dem finnischen Theologen Mikko Juva wurde die Ehrendoktorwürde verliehen. Er war 1968-1971 Prorektor, 1971-1973 Rektor und 1973-1976 Kanzler der Universität Helsinki gewesen. 1970 war er Präsident des Lutherischen Weltbundes und 1979 Erzbischof der Lutherischen Kirche Finnlands geworden. Juva gehörte auch dem finnischen Parlament an und hatte sich gegen die Politik der Apartheid

²⁰ Nachwirkungen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf in der Leipziger Gustav-Adolf-Stiftung 1832. Die Referate der Tagung wurden gedruckt in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, Bd. XXXII, 1983, S. 53-91, mein Referat auf S. 84-90. Wiederabdruck im in Anm. 1 genannten Sammelband als Studie 6, S. 153-170 mit einem Nachwort.

²¹ Tilman Schmidt hatte die Zulassung der Theologischen Fakultät erst auf das Jahr 1433 datiert. Mecklenburgische Jahrbücher 117, 2002, S. 7-48.

²² 550 Jahre Theologie an der Universität Rostock. Vorträge und Grußworte der Festveranstaltungen anlässlich des 550. Jahrestages der Gründung einer Theologischen Fakultät an der Universität Rostock. Rostock 1983. 8.33f. Die Laudatio auf den zweiten Ehrendoktor, unseren früheren Alttestamentler Karl-Heinz Bernhardt, bietet überraschenderweise keinen Hinweis auf seinen Einsatz als Dekan für die 2. Konferenz 1963 (S. 34 f.)

in Südafrika und gegen Militärdiktaturen in Südamerika eingesetzt. Dadurch konnten wir gut für ihn die Ehrenpromotion beantragen.

In seiner Festvorlesung in der Aula der Rostocker Universität sprach Juva über „Christliche Friedensbewegung als ökumenische Aufgabe“. Über Augustin, Thomas von Aquin und Luther formulierte Juva, alle drei große Theologen, hielten einen „Verteidigungskrieg“ für berechtigt. An welchen Verteidigungskrieg mag der Finne dabei gedacht haben? Juva sagte inhaltlich jedenfalls etwas anderes als die übliche DDR-Formel „Frieden ist Sozialismus“. Friedensarbeit soll gerade nicht an eine Machtgruppierung gekoppelt werden. Darum bemüht sich der Luthische Weltbund und steht in diesem Streben in ökumenischer Gemeinschaft mit den anderen großen Kirchen der Welt, der römisch-katholischen Kirche ebenso wie der Ostkirche.

Vor Mikko Juva hatte auch Sektionsdirektor Helmut Fritzsche an die „großen Traditionen der Theologie, denen wir uns verpflichtet fühlen“ erinnert und in dem Zusammenhang wörtlich formuliert: „In dieser Freiheit wissen wir uns verbunden mit der theologischen Forschung an den Universitäten und kirchlichen Hochschulen überall in der Ökumene und insbesondere in Nordeuropa.“

Für den kirchengeschichtlichen Vortrag hatte ich das Thema formuliert: „Die Zulassung der theologischen Fakultät an der Universität Rostock 1432 im Lichte der Papstgeschichte.“ Ich ging auf jenen Papst Martin V. ein, der 1419 die Universität Rostock zugelassen hatte – aber ohne eine theologische Fakultät. Martin V. war 1417 vom Konstanzer Konzil zum Papst gewählt worden, nachdem jenes Konzil vorher drei konkurrierende Päpste abgesetzt hatte: Den in Rom, den in Avignon und den vom Pisaner Konzil gewählten. Auf den Reformkonzilien aber hatten vor allem die Theologen der Universitäten das Sagen. Insbesondere die Theologen der Pariser Universität hatten den „Konziliarismus“ vertreten, die Lehre, dass ein Konzil grundsätzlich über dem Papst stehe. Natürlich wollte Papst Martin V. von einem solchen Konziliarismus nichts hören und war voller Misstrauen gegenüber den Universitätstheologen, was sich an einzelnen Personen näher zeigen ließ. Von daher kam ich abschließend zu der Formulierung, dass „der damalige Papst die kritische Rolle der Theologen fürchtete.“

Von da zog ich einen Bogen zur Reformation: „Rund 100 Jahre danach hat der Universitätstheologe Martin Luther in noch stärkerem Maße Päpste und andere Menschen seiner Zeit beunruhigt“. Dann zog ich die Linie zur Gegenwart: „über diese Verbindungsbrücke können wir als protestantische Theologen inneren Anteil nehmen an den damaligen Vorgängen. Protestantische Theologie ist kritische Theologie. Wir fühlen uns verbunden mit jenen Theologen, die Papst Martin V. fürchtete: John Wiclif und Jan Hus, Jean Gerson und Johannes von Ragusa. Es liegt vor Augen, dass solche Namen ein sehr hohes Ideal bedeuten für diejenigen,

die heute diese Tradition fortzusetzen haben.”²³ Mehrere Hörer – gerade auch aus dem Norden – sagten mir hinterher, mit meinem Hinweis auf die kritische Funktion protestantischer Theologie hätte ich wohl nicht nur an das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes gedacht, sondern primär an ähnliche Ansprüche auf Unfehlbarkeit in der Gegenwart, die gerade in der DDR von der führenden Partei der Arbeiterklasse immer und immer wieder verkündet wurden.

Luthers 500.Geburtstag 1983 spielte für die Verbindungen nach Nordeuropa eine besonders große Rolle, was sicher aber auch daran lag, dass wir nun seit über 20 Jahren solche Kontakte gepflegt hatten. Freilich wurde jetzt Luthers 500. Geburtstag politisch in unerwarteter Weise hochgespielt. Schon 1981/82 wurde die Bedeutung des Lutherjahres von der DDR-Führung überraschend hochgeschätzt. Ein Lutherkomitee wurde gebildet, den Vorsitz übernahm der Staatsratsvorsitzende Erich Honecker persönlich. Die Wertung Luthers hatte sich erheblich verändert: Man sprach nicht mehr vom „Fürstenknecht“, vielmehr war Luther jetzt eine Gestalt von großer historischer Bedeutung, dessen Wirksamkeit vorwiegend auf dem Gebiet der derzeitigen DDR lag. In diesem Zusammenhang wurden manche Dinge möglich, die man sich vorher kaum vorstellen konnte. Für mich ergaben sich unter diesen Bedingungen drei schöne Begegnungen mit Kollegen aus dem Norden, die sich über das Jahr 1983 verteilten.

Im April 1983 flog ich auf Einladung der Kirchenhistorikerin Ingun Montgomery nach Uppsala zu einer Gastvorlesung. Wir hatten uns 1981 auf der Tagung in Sandbjerg kennen gelernt, nun war ich Hausgast bei der Familie Montgomery. Von dort aus ging die Reise weiter nach Strängnäs, wo ich im Hause von Bengt-Ingmar Kilström wohnte, der mich erneut eingeladen hatte. Ich sprach über „Luther und seine Mitarbeiter“. Kilström bot sich als Übersetzer an, aber die ca. 60 Hörer lehnten das einhellig ab, sie könnten doch deutsch verstehen! Es waren ältere Menschen. Die Schweden hatten bis 1945 noch Deutsch als ihre erste Fremdsprache erlernt. Am Ende meiner Schwedenreise hielt ich noch eine dritte Gastvorlesung in Lund auf Einladung von Bengt Hägglund. Dort saß ganz vorne ein älterer Herr, der besonders aufmerksam zuhörte: Es war der 87jährige Ragnar Bring, der noch im Herbst 1942 zu einer Veranstaltung der Lutherakademie Sondershausen nach Deutschland gekommen war und der im Juni 1961 den ersten Vortrag auf der ersten Ostsee-Konferenz in Greifswald gehalten hatte.

Im Juni 1983 wurde die 22. Tagung der Ostseekongressen von der Fakultät Aarhus in Schloss Sandbjerg veranstaltet. Man hatte wohl auch hier an eine Luther-Veranstaltung gedacht, an qualifizierten Lutherforschern fehlte es nicht. Aber man erörterte dann das Thema „Theologie und Sprache“. Bei Helmut Fritzsche wird ein Bezug auf Luther deutlich in seinem Thema „Gott als Quelle des

²³ Ebenda, S. 20.

Guten. Sprachanalytische und ethische Überlegungen zu einem Diktum in Luthers Großem Katechismus.”

Der zweite Kontakt nach dem Norden ergab sich für mich vom TARF her, dessen turnusmäßige Tagung im September 1983 aufging im 6. Internationalen Kongress für Lutherforschung in Erfurt. Dort war Leif Grane der Kongressleiter, für die Organisation war Joachim Rogge zuständig. Inzwischen hatte die DDR-Führung entdeckt, dass 1983 auch noch der 150. Todestag von Karl Marx zu feiern war, sodass Erinnerungsfeiern konkurrierten. Ein Slogan in der DDR lautete: „Die Leute freuen sich, dass Luther vor 500 Jahren geboren wurde und Karl Marx seit 150 Jahren tot ist“. Bei dem Kongress in Erfurt hatte ich ein Seminar zu leiten über „Luther und die anderen sächsischen Reformatoren“. Mit Simo Heininen aus Helsinki sowie Niels Knud Andersen und Steffen Kjeldgaard-Pedersen aus Kopenhagen nahmen drei bekannte Kollegen aus dem Norden an dem Seminar teil, die ich lange kannte und schätzte.

Eine dritte Begegnung führte nach Oslo im November 1983. Der Dekan der Theologischen Fakultät Oslo, der Missionswissenschaftler Nils Bloch-Hoell, hatte mich schon 1981 zu einer Gastvorlesung am Vortag von Luthers Geburtstag eingeladen. So kam ich endlich auch in dieses Land, das ich bis dahin noch nicht kannte. Auch hier traf ich alte Bekannte: Im Hause des Dekans begegnete ich Andreas Aarflot, den ich als jungen Dozenten 1969 in meinem Hause als Gast gehabt hatte; jetzt war er Bischof von Oslo geworden. Als Kirchengeschichtskollegin traf ich Ingun Montgomery wieder, die neu nach Oslo berufen worden war. Im April 1983 war sie, noch als Kirchenhistorikerin in Uppsala, meine Gastgeberin gewesen.

Bei Ingun Montgomery lernte ich Tarald Rasmussen kennen, der ihr Doktorand war und kurz vor der Promotion stand. Wir besprachen die Möglichkeiten, dass ich bei dem Verfahren als Gutachter mitwirken könne, aber das hätte rasches Reisen erfordert und Zusagen dieser Art konnte ich leider nach meinen Erfahrungen nicht geben. Die Reisegenehmigungen erfolgten immer noch schwerfällig, und das sollte nicht zu Lasten von Rasmussen gehen, der später Professor für Kirchengeschichte in Oslo wurde. Ein Wiedersehen gab es auch mit den Kollegen der Gemeindefakultät: Ole Modalsli war ein guter alter Bekannter vom TARF her, Bernt Oftestad war sein jüngerer Kollege, mit dem man sich auch gut unterhalten konnte.

In das Jahr 1983 fällt noch ein Ereignis, das mit den baltischen Theologenkongressen zusammenhängt: Die Theologische Fakultät Helsinki verlieh meinem Kollegen und Freund Ernst-Rüdiger Kiesow zum 500. Geburtstag Martin Luthers den Ehrendokortitel. In der Begründung wurde auch sein Einsatz für die Theologenkongressen genannt. Im Rektorat der Universität Rostock nahm man diese Ehrung offiziell mit Freude zur Kenntnis. Aber als Kiesow den Antrag stellte, dass seine Frau ihn auf dieser Reise begleiten dürfe, musste er die immer noch sehr

engen Grenzen der zunehmenden Freizügigkeit erfahren. Kiesow erinnerte kurz daran: „Meine Frau durfte allerdings trotz Unterstützung der Universitätsbehörden nicht mitfahren.“²⁴ Dabei hatten die Finnen in ihrer Einladung ausdrücklich geschrieben, dass die Ehefrau mit eingeladen sei und sie die Aufenthaltskosten für zwei Personen übernehmen würden.

6. Die letzten baltischen Theologenkongressen von 1984 in Rostock-Güstrow bis 1991 in Kopenhagen-Magles

Für die 23. Konferenz 1984 war wieder Rostock zuständig. Wir wichen dazu wieder in das Haus der Kirche in Güstrow aus. Diese Regelung war 1969 aus der Not geboren und inzwischen zur Routine geworden. Als Thema hatten wir „Theologie im Kontext der Gesellschaft“ genannt. Es hat dabei keine Probleme ergeben. Alle Referenten – Kirsten Nielsen (Århus), Hans-Friedrich Weiß (Rostock), Ingun Montgomery (Oslo), Ragnar Holte (Uppsala) und Peter Widman (Århus) – bezogen sich vor allem auf Probleme der westlichen Gesellschaft. Probleme im Ostblock wurden wohl angedeutet und solche Hinweise von den Anwesenden gut verstanden. Aber auch unsere Gäste kannten die diesbezüglichen Grenzen bei uns. Zu der Zeit hatte der Greifswalder Bischof Gienke nach den guten Erfahrungen mit dem Lutherjahr einen Plan geschmiedet, eine ähnliche Gedenkfeier zu begehen mit Johannes Bugenhagen, dessen 500. Geburtstag 1985 bevorstand. Schon zu seinen Lebzeiten war Bugenhagen von Luther als der „Pomeranus“ bezeichnet worden. Bugenhagen hatte aber auch in Skandinavien gewirkt, sodass er gut in unsere Bemühungen um Kontakte nach dem Norden passte. Bischof Gienke berief 1984 ein Komitee zum Bugenhagenjubiläum, in dem ich dem dänischen Kollegen Niels Knud Andersen wieder begegnete. Im Ergebnis fand die 15. Tagung des TARF im Herbst 1985 in Greifswald statt und galt Bugenhagen. Das Hauptreferat hielt Andersen.

Ich hatte schon 1983 in Uppsala auf das Jubiläum 1985 verwiesen mit dem Thema „Die Ausbreitung der Reformation in den Ostseeraum und Johannes Bugenhagen.“²⁵ Es gab danach auf Anregung von Bischof Gienke weitere Tagungen um Bugenhagen. Der dänische Bischof Wiberg lud zu einem Symposium 1986 ein, das über die kirchlichen und kunstgeschichtlichen Beziehungen zwischen Greifswald und seinem Bistum Roskilde beraten hat. Der aktive Pfarrer Dr. Norbert Buske erreichte einen Druck der Referate. 1988 wurden diese Gespräche in sehr freundlicher Atmosphäre fortgesetzt in dem vorpommerschen Zarrendorf. Dieser hoffnungsvolle Gesprächsfaden fand jedoch mit der Wende und dem

²⁴ Kiesow, a.a.O. 8, S. 51.

²⁵ Haendler, a.a.O. (Anm. 1), Studie 4, S. 120-139.

politisch bedingten Rücktritt von Bischof Gienke ein frühes Ende, dessen Einsatz für Beziehungen nach Skandinavien aber in den Rahmen unseres Themas hinein gehört.

Inzwischen gingen unsere baltischen Konferenzen weiter. 1985 kamen wir in Uppsala zur 24. Tagung zusammen unter dem Thema „Bekenntnis in Theologie und Kirche“. Leif Grane hielt ein Referat „Luther und das Augsburger Bekenntnis“. Das war genau jene Thematik, die ich schon für die Tagung in Rostock 1980, dem Gedenkjahr der *Confessio Augustana*, vorgeschlagen hatte – leider vergeblich. Jetzt hatte ich immerhin die Freude, die Diskussion über den ausgezeichneten Vortrag von Grane zu leiten. Auch der Greifswalder Systematiker Bernd Hildebrandt bezog sich in seinem Beitrag „Last und Chance des Bekenntnisses im Dialog mit der Welt“ mehrfach auf Aussagen der Reformatoren, die einerseits gerade in den Artikeln des Augsburger Bekenntnisses feste Aussagen gemacht hatten, jedoch andererseits einen falschen Dogmatismus immer wieder klar abgelehnt hatten.

Für die 25. Konferenz 1986 in Greifswald war das Thema „Gott und Geschichte“ festgelegt worden. Es sollte die letzte baltische Theologenkongress in Greifswald sein, wo sie 1961 begonnen hatte. Hans-Günter Leder gab einen Rückblick auf „25 Jahre Baltische Theologenkongressen“. Die Referate kamen in einem Sammelband 1988 zum Druck. Der Dekan Hans-Jürgen Zobel drückte im Vorwort seine Freude aus, neben Gästen aus Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark auch Gäste aus Kiel (BRD) begrüßen zu können. Kollegen aus Kiel waren bei den Tagungen im Norden immer dabei gewesen, nun erlaubte es die politische Entwicklung, dass sie erstmals auch in Greifswald dabei sein durften.

Zum Konferenzthema sollten „aus den klassischen Disziplinen der Theologie – einschließlich der Religionsphilosophie – insgesamt sieben Beiträge“ geboten werden. Tatsächlich bringt der Band acht Beiträge. Leders kirchengeschichtlicher Rückblick auf 25 Jahre Baltische Theologenkongressen sollte also nicht zum Gesamthema „Gott und Geschichte“ gehören: Nicht mal die Möglichkeit einer Zusammenstellung wird erörtert! Das Inhaltsverzeichnis nennt aber Leders Beitrag an 2. Stelle nach der Eröffnungsansprache des Rektors vor allen anderen Fachvorträgen.²⁶ Referenten waren nach Leders Referat Sven Tengström (Uppsala), Jacob Jervell (Oslo), Bo Hanson (Lund), Theodor Jørgensen (Kopenhagen), Rune Larsson (Lund), Helmut Fritzsche (Rostock) und Hans-Georg Thümmel (Greifswald).

Die 26. Konferenz fand zum zweiten Mal in Oslo statt. Dieses Mal lud die Gemeindefakultät ein nach Mariaholm, in ein wunderschön gelegenes katholisches Heim. Zum Thema „Heil und Erlösung“ sprachen Johannes Aagard (År-

²⁶ Gott und Geschichte, a.a.O. (Anm. 2).

hus), Torleiv Austad (Oslo), Hans-Jürgen Zobel und Bernd Hildebrandt (Greifswald), Helmer Ringgren und Lars Hartmann (Uppsala) sowie Ulrich Luck (Kiel). Ich war als Referent gebeten worden mit dem Thema „Paradigmen des Heilsverständnisses im frühen Mittelalter“. Ich erinnerte an ein Datum, an das sonst kaum Jemand dachte: 1987 war es 1200 Jahre her, dass im 2. Nicänum die Verehrung der Heiligenbilder 787 zum Dogma erhoben wurde. Ich berichtete von den Libri Carolini, die im Namen Karls des Großen gegen dieses Dogma protestiert hatten. Darin finden sich manche Gedanken, die evangelischem Denken nahestehen. Aber auch in unserer kirchlichen Praxis spielen Bilder eine erhebliche Rolle z.B. bei der Ausgestaltung von Kirchenräumen und beim Unterricht der Kinder.

Zum Thema gehörte indirekt noch ein technisches Reiseproblem: Aus Rostock reisten wir zu dritt an, die Kollegen Kiesow, Schunck und ich. Wir hatten Bedenken wegen der Gültigkeit unserer Tickets, die man uns in Rostock gegeben hatte. Wir suchten dazu in Kopenhagen Leif Grane auf, dem wir unsere Schiffskarten zeigten. Grane ließ sofort seine Arbeit liegen und fuhr mit uns quer durch Kopenhagen: Zu einem Reisebüro und dann zur DDR-Botschaft, die tatsächlich andere Schiffskarten bezahlen musste, Grane hatte uns dazu in ganz aktiv-engagierter Weise verholfen. Diese Hilfe erlebten wir gerade in Dänemark – jenem Land, in dem die politischen Bedenken gegen DDR-Theologen verständlicherweise am größten gewesen waren.

Die 27. Konferenz fand 1988 wieder in Rostock-Güstrow statt. Alles lief turnusmäßig nach einer lange eingespielten Art und Weise ab. Niemand ahnte, dass es die letzte Konferenz in Rostock und auch die letzte in der DDR sein würde. Die Teilnehmerliste nennt wieder Gäste aus Åbo, Helsinki, Uppsala, Lund, Kopenhagen, Århus, Oslo, Kiel und Greifswald, aus den baltischen Ländern waren leider wieder keine Teilnehmer verzeichnet. Das Thema „Nächstenliebe und Fremdenhass“ wurde in schon klassischer Art und Weise erörtert: Am Anfang stand ein systematisches Referat, ihm folgten vielfältige Referate, die vom Blickwinkel der Bibel und der Geschichte aus verschiedene Gesichtspunkte einbrachten, ehe bestimmte Ergebnisse zusammengefasst wurden. Die Referenten kamen auch wieder wohl ausgewogen aus allen beteiligten Ländern.

Viel aufregender war im August 1988 meine dritte Reise nach Oslo zum 7. Internationalen Kongress für Lutherforschung. Den 6. Kongress 1983 in Erfurt hatte ich in seinen auch oft spannungsvollen Vorbereitungen miterlebt, er war für mich jedoch ein Heimspiel gewesen. Jetzt war Englisch die herrschende Konferenzsprache und ich sah viele neue Gesichter, die ich bis dahin gar nicht oder nur aus der Literatur kannte. Zum ersten Mal reiste ich mit einem Dienstpässchen, den ich vom Bund evangelischer Kirchen in der DDR erhalten hatte. In Oslo gab es auch Westgeld für die DDR-Teilnehmer, das ganz offenkundig von der westdeutschen EKD stammte. Meiner Erinnerung nach waren es 100 Westmark – für uns sehr viel Geld.

Zusätzliche Probleme politischer Art ergaben sich, weil auch marxistische Lutherforscher an diesem Kongress teilnahmen, die auch ihren Pass von der Kirche bekommen hatten, was ihnen vermutlich wenig angenehm war. Aber so war es zwischen den obersten Instanzen vereinbart worden. Auch den Marxisten war das Westgeld angeboten worden, nach meiner Kenntnis hat keiner das Geld vom Klassenfeind abgelehnt. Der zeitweise wohl geplante Versuch, in Oslo für die marxistische Lutherforschung der DDR zu werben, scheiterte schon im Vorfeld. Die Theologen Helmar Junghans, Joachim Rogge und auch Günter Wartenberg waren die allgemein anerkannten DDR-Vertreter, die in Oslo begrüßt wurden und sich international auskannten.

Daneben entstand noch eine persönliche Frage mit einem politischen Hintergrund: Joachim Rogge und ich wurden vom Professoren-Ehepaar Montgomery eingeladen, privat als Hausgäste bei ihnen zu wohnen. Durften wir uns von dem Quartier für die DDR-Theologen entfernen? Konnte Rogge als Kirchenmann das Angebot annehmen und ich musste als staatlicher „Universitätstheologe“ beim Kollektiv bleiben? Wir entschieden uns für die Annahme und erlebten eine höchst erfreuliche Zeit im Hause Montgomery, wo sich als fünfter Professor noch der Ungar Tibor Fabiny dazu gesellte. In jenen Tagen entstand eine familiäre Runde mit gemeinsamen Frühstück, Hin- und Rückfahrt zum Kongress sowie Absprachen und Diskussionen.

Als Besonderheit liegen mir noch die Lutherlieder in englischer Übersetzung vor. Bei der Eröffnungsveranstaltung sang die Mehrheit „A mighty fortress is our God“. Auf dem Zettel stand daneben auch die deutsche Fassung mit einem Buchstaben zu viel: „Ein fester Burg ist unser Gott“. Luther war nicht auf den deutschen Sprachraum begrenzt. Das galt nicht nur für die uns seit Jahren gut bekannte Lutherforschung in Skandinavien, das galt ebenso auch für das uns weithin unbekannte Luthertum in den USA. Beeindruckt hat mich auch, dass der Theologe Inge Lönning als damaliger Rektor der Universität Oslo die Einführungsvorlesung zum Thema hielt. In Rostock war der letzte Rektor aus der Theologischen Fakultät 1930/31 Friedrich Brunstäd gewesen. Zu Nazizeit und zu DDR-Zeiten war kein Theologe mehr Rektor geworden. So freute ich mich an dieser Einzelheit auch noch.

Im Spätherbst unternahm ich eine weitere Reise nach Finnland, zu der mich wieder mein Spezialkollege Eino Murtorinne eingeladen hatte. Es war meine 4. Reise in dieses schöne Land. Nach zwei Gastvorlesungen sollte ich mich noch bei einer Veranstaltung im Haus der Kirche vor ca. 60–80 Journalisten über die Lage der Kirche in der DDR äußern. Ich hielt mich jedoch mit kritischen Äußerungen zurück, zu Schlagzeilen wollte ich nicht beitragen. Die fragenden Journalisten waren aber kaum enttäuscht, ihre Fragen zeigten, dass sie sehr gut über die Probleme bei uns informiert waren und daher auch meine Zurückhaltung verstehen konnten. Murtorinne führte mich später auf jenen Friedhof, auf dem der finnische

Staatspräsident Marschall Mannerheim seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Ganz in der Nähe seines Grabes lagen deutsche Soldatengräber, darunter waren Menschen meines Alters.

Eine weitere Veranstaltung gab es in Finnland im Juni 1989: Die 28. baltische Theologenkongress tagte wieder in Lärkulla, wo ich mich 1968 sehr wohl gefühlt hatte. Dieses Mal hatte ich auf eine Teilnahme verzichtet, da ich gerade in Finnland gewesen war. Zudem stand meine Emeritierung zum 1.9.1989 bevor – und das bedeutete in der DDR die „Reisemündigkeit“: Rentner bekamen einen Dauerpasse und durften jederzeit an bestimmten Übergangsstellen in den Westen reisen. Dahinter lag wohl auch die Berechnung, dass man auf diese Weise Renten sparen könne. Mir liegt die Teilnehmerliste von 1989 vor, auf der erstmals auch ein Pastor aus Riga und ein Pastor aus Tallinn stehen. Sie sind als Teilnehmer aus der UdSSR verzeichnet: Es war die kurze Ära Gorbatschow, die sich auch für die Kirchen in den baltischen Ländern positiv ausgewirkt hat.

Ein ausführlicher Bericht von Jens Langer in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung vom 9. Juli 1989 über diese Kongress vermerkt diese Tatsache: Unter den Teilnehmern „befand sich mit Pastor Voldemar Ilja auch ein Vertreter des Instituts der Evangelisch-Lutherischen Kirche Estlands in Tallinn.“²⁷ Thema war die Einheit der Theologie und deren Wissenschaftlichkeit. Die Vorträge und die Diskussionen zeigten, „dass die Kommunikation zwischen den einzelnen Disziplinen vor Ort und über Ländergrenzen hinweg Voraussetzung für die Vorstellungen von der vorliegenden Einheit und den notwendigen Differenzierungen ist.“ Langer zitiert den Rostocker Ehrendoktor Helmer Ringgren aus Uppsala: „Ich weiß keinen besseren Beweis für die Einheit der Theologie als die Baltische Theologenkongress.“

Auf derselben Seite 2 der MKZ vom 9. Juli 1989 steht darunter ein Bericht „Klagegottesdienst in Berlin für China im Juni 1989“. So eine Überschrift wäre noch drei Monate vorher undenkbar gewesen. Die Wende 1989 kündigte sich an und wurde auch für unsere Kongressen entscheidend. Für mich kam die Emeritierung zum 1.9.1989 dazu, sodass ich gerade ganz entscheidende Ereignisse an der Theologischen Fakultät Rostock nur noch aus der Entfernung in meiner Wohnung in Bad Doberan wahrgenommen habe. Es war aber schon 1989 auf der 28. Kongress in Finnland eine Einladung der Theologischen Fakultät Kiel ausgesprochen worden. Diese 29. Kongress fand im Juni 1990 im schön gelegenen Prediger- und Studienseminar der Nordelbischen Ev.- luth. Kirche in Preetz statt. Wieder standen zwei Namen aus dem Baltikum auf der Teilnehmerliste: Pastor Algur Kaerme, Tallinn, Estland – UdSSR; Pastor Aivars Baimanis, Riga/LatSSR. Die Kieler Veranstalter waren mir bekannt: 1987 hatte ich eine Rundreise mit

²⁷ Jens Langer: Die Einheit der Theologie heute: Orientierung am Anfang auf Zukunft hin. In: Mecklenburgische Kirchenzeitung Nr. 28, 44. Jg. vom 9. Juli 1989, S. 2.

Gastvorlesungen in Hamburg, Göttingen und Kiel unternehmen dürfen und war bei meinem Kieler Kirchenhistoriker Reinhard Staats Hausgast gewesen. Einige Kieler Kollegen kannte ich schon seit 1966 vom Theologenkongress in Wien her, andere von der Arbeit im Konfessionskundlichen Werk auch seit rund 20 Jahren. Seit Anfang der achtziger Jahre fanden Begegnungen der Kirchenhistoriker in Ostberlin mit wachsender Teilnehmerzahl im Berliner Sprachenkonvikt unter der umsichtigen Regie von Rudolf Mau statt. Zudem gab es alle 2 Jahre noch die Patristikertreffen zwischen den Spezialkollegen, an denen ich teilgenommen habe.

Das Tagungsthema „Die Bedeutung der konfessionellen Tradition für Nord-europa“ gab die erwarteten Differenzierungen in den einzelnen Ländern. Leif Grane fügte seinem Thema „Das lutherische Bekenntnis in Skandinavien“ die gezielte Frage hinzu: „Luthertum ohne Konkurrenz?“ Reinhard Staats (Kiel) formulierte das Thema „Von der Konfessionskirche zur Bischofskirche. Der schwedische Rapport ‚Bischofsamt‘ (1988) aus patristischer Sicht“. Edvin Larsson von der Osloer Gemeindefakultät hinterfragte die reformatorische Unterscheidung von Schrift und Tradition im Lichte heutiger Exegese. Helmut Fritzsche sprach über die Zweireiche-Lehre im Licht moderner Gesellschaftstheorien. Zum Abschluss kam auch noch die ganz spezielle Problematik im wieder zusammenwachsenden Deutschland zur Sprache bei Ernst-Rüdiger Kiesows Thema „Das Ende der VELK/DDR und die Frage nach dem lutherischen Proprium“.

Das Jahr 1991 brachte mir nochmals zwei Reisen nach dem Norden. Es waren die letzten. Im Mai reiste ich nach Uppsala, um einen zweiten Ehrendoktorhut zu empfangen, der mich völlig überraschte. Mit mehreren älteren Kollegen hatte ich gute Kontakte gehabt: Harald Riesenfeld, Bengt Sundkler, Holsten Fagerberg, Helmer Ringgren, Geo Widengren – aber sie waren mittlerweile ebenso wie ich emeritiert. Mein Betreuer war der neue Kirchenhistoriker Harry Lenhammar, den ich kaum kannte. Er sagte mir, er habe meine Bücher aus der Reihe Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen gelesen, deren pädagogischer Aufbau ihm gefallen hätte. Zudem habe er 1988 einen kurzen Vortrag von mir gehört, in dem ich nordeuropäische Gäste über Stadt und Geschichte von Güstrow informiert habe: Auch das sei kurz, informativ sowie pädagogisch nützlich gewesen. Über Jahrzehnte hinweg hätte ich mich für die Theologenkongresse eingesetzt, es habe in der Fakultät keine Diskussion gegeben.

In Uppsala werden in jedem Jahr große Promotionsfeiern der ganzen Universität veranstaltet, bei denen die Fakultäten auch einige Ehrenpromotionen vollziehen. Bei dem Festakt in der Aula machen die Theologen den Anfang. Harry Lenhammar war als Promotor sehr besorgt, dass wir uns korrekt bewegten und so ein gutes Beispiel für die nachfolgenden Fakultäten gäben. Er konnte mit uns zufrieden sein. Unter den Ehrendoktoren war Kalle Kasemaa aus Tallinn, der in Estland unter den schwierigen Umständen einer Sowjetrepublik theologisch gearbeitet hatte. Seine Ehrung empfand ich auch als Wunscherfüllung unserer

Kongressen, wir hatten Kontakte dorthin immer wieder angestrebt. Mir drängte sich die Erinnerung an die Ehrenpromotion in Helsinki 1980 auf. Damals war ich DDR-Bürger und wurde vorher in Rostock belehrt, was ich zu tun und zu lassen hätte. Jetzt war ich „Professor Haendler, Germany“, die politische Veränderung war auch in dieser Hinsicht erfreulich spürbar.

Die 30. Tagung in Magleas bei Kopenhagen im Juni 1991 hatte das Tagungsthema „Freiheit“ aufgestellt – ein Stichwort, das bei all unseren Tagungen immer mit im Hintergrund gestanden hatte. Es ging uns freilich nicht um eine Freiheit der schrankenlos-liberalen Art: In diesem Sinne hielt Steffen Kjeldgaard/Pedersen am Anfang ein Referat über Luthers Freiheit eines Christenmenschen.

Unter den acht Referenten waren Kalle Kasemaa (Estland) und Leons Tairavans (Lettland). Letzterer brachte eine Neuerung: Er hielt sein Referat in Englisch und verstand kein Deutsch. Andererseits sprach Kalle Kasemaa Deutsch und kein Englisch, so dass ausgerechnet die beiden Vertreter aus den baltischen Staaten Probleme in der Verständigung miteinander hatten. Es wirkte fast gespenstisch, dass sie in einer lebhaften Diskussion plötzlich in die russische Sprache verfielen, um sich ihren Standpunkt erklären zu können.

Probleme entstanden um die Festsetzung der nächsten Tagung. Vom Turnus her wäre Greifswald 1992 an der Reihe gewesen, aber die Wende brachte so viele Veränderungen, dass man zunächst keine Pläne machen wollte. Vorsorglich wurde von einer eventuellen Einladung in zwei Jahren nach Lund gesprochen. Aber das Ende der Tagungen zeichnete sich deutlich ab. Mit dem Wegfall der Diktatur im Osten Europas und der DDR fehlte das wichtigste Motiv der Tagungen. Dabei haben sicher auch Geldfragen eine Rolle gespielt. Ernst-Rüdiger Kiesow dankte den Skandinaviern unter Hinweis auf das Bibelwort „Ich war gefangen, und ihr habt mich besucht.“

Eine Nachwirkung war 1997 die Ehrenpromotion für Hans-Friedrich Weiß durch die Theologische Fakultät Kopenhagen. Die Begründung verweist auf die „baltische Theologenkongress, die jedes zweite Jahr an einer nordischen Fakultät und jedes zweite Jahr in der DDR tagte, um Theologen aus der DDR Kontakt- und Ausreisemöglichkeiten unter dem DDR-Regime zu gewähren. Bei diesen Begegnungen war Hans-Friedrich Weiß eine zentrale Persönlichkeit, der mit seinen Beiträgen auch die neutestamentliche Forschung im Norden bereicherte.“ Genannt wird sein wissenschaftlicher Einsatz, aber auch sein Mut, „in der DDR-Zeit für die Freiheit und politische Unabhängigkeit der Theologie einzustehen.“²⁸

²⁸ Die Ehrenpromotion für Hans-Friedrich Weiß im November 1997 nennt neben seinen wissenschaftlichen Verdiensten die baltischen Theologenkongressen, die seit den sechziger Jahren regelmäßig stattgefunden haben „zwischen den theologischen Fakultäten im Norden und den beiden deutschen theologischen Fakultäten in der nördlichen DDR, in Greifswald und Rostock“. Es ist erfreulich, dass nach den Ehrenpromotionen, die die Fakultäten Helsinki (1980 und 1983) sowie Uppsala 1991 vollzogen haben, auch die dänische Fakultät Kopenhagen einem

Auch diese nachträgliche Ehrenpromotion zeigt, dass die Politik immer eine Rolle gespielt hat, die auch den Fakultäten im Norden bewusst war. Die beiden Fakultäten in der DDR haben mit großer Vorsicht die Konferenzen angeregt und Jahr um Jahr weiterführen können. Die DDR-Regierung hat nach anfänglichen Bedenken ihre Vorbehalte mehr und mehr aufgegeben: Die Konferenzen wurden zu einer festen Einrichtung und haben dem Ansehen der DDR kaum geschadet. Die relativ freie theologische Arbeit könnte eher einen positiven Eindruck gemacht haben, der die von der DDR erstrebte diplomatische Anerkennung hätte fördern können. Viele Bestimmungen freilich, zumal die restriktive Art und Weise der Reiseerlaubnis fielen unseren Nachbarn freilich immer wieder unangenehm auf.

Für uns in Greifswald und Rostock waren die Konferenzen jedenfalls eine große Bereicherung und Stärkung, für die wir herzlich dankbar sind. Im kleinsten Kreise ist sicher zwischen Kollegen mitunter Manches besprochen worden, was nicht an die große Glocke gehört. Aber das war für die Gespräche unter uns DDR-Theologen sowieso selbstverständlich. Der Zusammenbruch des sowjetischen Systems ist sicher nicht durch unsere Konferenzen bewirkt worden. Aber die Konferenzen haben uns geholfen, in schwerer Zeit durchzuhalten.

Rostocker Kollegen diese Würde zugesprochen hat.

Laudatio für Prof. em. Dr. Dr. h.c. Gert Haendler beim Festakt am 28. Okt. 2009 in der Universitätskirche

Rudolf Mau, Berlin

Spektabilis, verehrte liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren
– und nun im Besonderen:

Lieber Gert!

Zur Zeit Deines Geburtstags im August ahnte ich noch nichts von der schönen Gelegenheit heute für eine festliche Anrede, die etwas von dem zum Ausdruck bringen darf, was Weggefährten aus Deinen verschiedenen Lebensphasen, Freunde und Schüler, Kolleginnen und Kollegen Dir gegenüber empfinden: an Respekt und Dankbarkeit und – ich denke immer auch – einfach menschlicher Verbundenheit. Um mit ganz Persönlichem zu beginnen: Vor mehr als einem halben Jahrhundert sind wir uns erstmalig begegnet, damals in Berlin an der Theologischen Fakultät. Als ich in den Kreis der damaligen Assistenten eintrat (zu dem auch zum Beispiel Ernst-Rüdiger Kiesow gehörte), warst Du schon längst promoviert und standest kurz vor der Habilitation. Das schuf Respekt. Wir anderen hatten diese Strecke noch vor uns. – Aber es gab bald auch besondere menschliche Nähe – wir wohnten am gleichen Ort, in Friedrichshagen, nur zwei Straßen entfernt, gehörten zur selben Kirchengemeinde, und unsere Verlobten, die deine und die meine, waren auf dem Weg zum gleichen Berufsziel. Und schon zuvor von Greifswald her verband uns auch die Gemeinsamkeit theologischer Lehrer: Walter Elliger, Dein Doktorvater / Rudolf Hermann, der meine / und Dein Vater – um jetzt nur diese zu nennen. Zum Kostbarsten aller erlebten geschenkten Zeit gehört das Sich-Erinnern an wichtige, prägende Personen. Auch jene 50er Jahre, wie bedrängend sie oft waren unter der Diktatur des aggressiv-kulturrevolutionären Stalinismus – auch sie waren und wurden doch erfüllte Zeit – als solche noch heute im Nachhinein sichtbar: Dich selbst betreffend ganz besonders in den Anfängen eines beeindruckenden Lebenswerkes.

Diesem eigenen Werk vorangehend und es in seiner Weise mit-prägend ist aber doch auch zu erinnern an – sagen wir – Grundkonstanten deiner Vita, deren Bedeutung Dir auch sehr bewusst ist: so das Aufwachsen in einem Pfarrhaus: die Kindheit in Stralsund und in Stettin und dann Neuenkirchen bei Greifswald in den Gymnasialjahren. In einem autobiographischen Bericht sprichst Du – auch im Blick auf spätere Erfahrungen – von „freundlich-bergenden“ Pfarrhäusern: so von Dir als 18jährigem Rekruten 1942 erlebt in Neuruppin oder bei Kriegsende in der

Nähe von Magdeburg angesichts der großen Ungewissheit, was Dich denn nun wohl unter der sowjetischen Besatzung erwarten würde. - Eine andere Konstante war ohne Frage die Musik: Cello- und Orgelspiel, das Singen im Greifswalder Domchor und dann weiter seit den 60er Jahren im Chor der Doberaner Gemeinde; oft genug auch die Gottesdienstbegleitung als ehrenamtlicher Organist... auch dies ist doch eine Facette des Lebenswerkes! Als Anfang 1946 die Greifswalder Universität wiedereröffnet wurde (unter dramatischen Umständen: der Verhaftung des Rektors, des Neutestamentlers Ernst Lohmeyer – mit jahrzehntelanger Ungewissheit über sein Schicksal): Da gehörtest Du zu der ersten noch sehr kleinen Schar von Theologiestudenten: nun also gab es nach Jahren einen Neubeginn intensiver geistiger Arbeit – unter idealen Bedingungen, was die Nähe zu den Lehrern betraf. Und aus dem Erleben der Zeit heraus ergab sich hier eine Weichenstellung, die für alles Spätere bedeutsam wurde. Überall in der Sowjetzone sah man sich konfrontiert mit den roten Spruchbändern und den Stalinbildern, der Glorifizierung des Diktators mit dem erbarmungslosen Blick: Im Gespräch darüber wies Dein Lehrer Elliger Dich auf die öffentliche Verehrung der Heiligenbilder hin und auf den Bilderstreit in der Kirche des 8. Jahrhundert, auch auf die Kritik fränkischer Theologen an der Bilderverehrung. Dem gingst Du nun nach anhand der Quellen, der Libri Carolini, vor allem hinsichtlich der Begründungen pro und contra: Das wurde zum Examens- und Dissertationsthema, zum Einstieg in die eigene kirchengeschichtliche Forschung.

Damit ging es dann erstaunlich rasch voran: 1950 das Erste Theologische Examen und die Promotion – noch in Greifswald. Aber da hattest Du schon Deinen Dienstort in Berlin, als Assistent von Walter Elliger. Das nächste Ziel, die Habilitation, war trotz einer längeren Unterbrechung durch Krankheit schon 1954 erreicht: Nun begann Deine eigene selbständige Lehrtätigkeit. Und neue Aufgaben erweiterten Dein Wirken: die Übernahme von Verpflichtungen Elligers, der erkrankt war, von Vorlesungen und einer Auftragsarbeit: Darstellung der „Geschichte des Frühmittelalters und der Germanenmission“ für das Handbuch „Die Kirche in ihrer Geschichte“. Die lag dann 1959 vor. Der Name Gert Haendler wurde bekannt, auch durch das Vorstellen eigener Forschung auf dem Deutschen Theologentag, der in den 1950er Jahren mehrfach in Westberlin stattfand.

Schon 1959 wollte die Rostocker Fakultät Dich auf die frei werdende Professur für Kirchengeschichte berufen; auch namhafte Außengutachter (K.-D. Schmidt / Hamburg und Hans v. Campenhausen / Heidelberg) plädierten dafür. Aber das Hochschul-Staatssekretariat schickte einen jüngeren nicht-habilitierten Kollegen – eine Fehlbesetzung, wie sich bald zeigte. Zwei Jahre danach aber gelang es dann doch: Ab 1961 stand der Name Gert Haendler Jahrzehnte lang für das Fach Kirchengeschichte in Rostock. Was die jetzt doch gelungene Berufung nach Rostock für Dich bedeutete – nach einem kurzzeitigen Wirken in Halle 1960/61 und trotz der Zumutung eines nochmaligen Umzugs binnen kurzer Zeit –, das sagt Dein

Satz: „Ich empfand nur Freude“ (KG – erlebt und dargestellt, 41). Und ich denke: In diesem Satz lebt auch ein Nachhall für lange Zeit!

Die Jahrzehnte in Rostock: Zuerst und vor allem galten sie natürlich der Aufgabe des Lehrens, der Arbeit mit den Studierenden. Das schuf über die Zeiten hin eine Verbundenheit mit vielen, die seither in den Städten und Dörfern Mecklenburgs, auch jetzt noch, ihren Dienst tun. Es gab auch die besonderen Kontakte mit der Landeskirche – bei den jährlich gemeinsamen Konferenzen von Fakultät und Kirchenleitung in Schwerin; auch in der Synode wirktest du mit als Vertreter der Fakultät. Und nicht zuletzt: Wichtig als eine Aufgabe ganz eigener Art waren Dir auch die Gottesdienste hier an diesem Ort: Da konnten die Studierenden ihre Lehrer, auch Dich, als Prediger erleben – ein Dienst, der in besonderer Weise auf die Lebensmitte aller fachspezifisch-theologischen Arbeit verwies.

Die Theologie ist verpflichtet einem offenen Fragen nach der Wahrheit – dies nun aber damals an einer Universität, deren wissenschaftliche Arbeit in die Fesseln eines Dogmas gezwängt wurde, ein Widerspruch in sich selbst: die marxistisch-leninistische Weltanschauung und Geschichtsutopie als dekretierte Norm! Noch hinzu kam jeweils aktuell das Einfordern von Beifall für das Agieren der Staatsführung. Wie konnten evangelische Theologen, die die in Christus geschenkte Freiheit inmitten mancherlei Zwänge begreiflich machen sollten, dies durchstehen? Es war gut, dass es immer auch Kollegen gab, denen man vertrauen und mit denen man beraten konnte. Entscheiden musste jeder selbst. Deine Erfahrungen in den 60er Jahren als Dekan der Theologischen Fakultät oder die Deines Freundes und Amtsnachfolgers Ernst-Rüdiger Kiesow 1968, der als einziger im Akademischen Senat den geforderten einstimmigen Beifall für den Überfall auf die Tschechoslowakei verweigerte, zeigen etwas vom Erleben solcher Situationen. Von großem Wert waren gerade da die Kontakte mit Theologen der nördlichen Nachbarländer, zu denen Du vieles beigetragen hast: im Rahmen der jährlich seit 1962 tagenden Baltischen Theologenkonzferenz, zuerst mit Kollegen aus den „neutralen“ Ländern Schweden und Finnland und dann auch aus den (lt. DDR-Kategorien) „Nato-Ländern“ Dänemark und Norwegen. Was hier schon hoffnungsvoll in Übung war, kam seit 1970 auch einem gesamtkirchlich-evangelischen Anliegen zugute: der Erhaltung der Lutherhalle Wittenberg als wichtiger reformationsgeschichtlicher Ort (in Abwehr einer geplanten marxistischen Ideologisierung als Museum der sog. „Frühbürgerlichen Revolution“). Hier trat – auch unter Deiner maßgeblichen Beteiligung – der TARF ins Leben (der Theologische Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung), der ebenfalls fortan jährlich tagte und dank seiner internationalen Besetzung und Fachkompetenz z.B. Entscheidendes zum Lutherjubiläum 1983 und dem großen Internationalen Kongress für Lutherforschung in Erfurt beitragen konnte. In diesen Zusammenhängen entstanden – durchaus beachtet – auch Deine eigenen Beiträge zur Lutherfor-

schung und auch zum Beispiel zu den schwedisch-deutschen Kirchenbeziehungen im frühen 20. Jahrhundert.

Die Hauptstrecke Deines eigenen Forschens und Publizierens aber blieb die lateinische Kirche der späten Antike und des frühen Mittelalters. Was Du hier in einer Folge von Bänden vorlegtest, bildet geradezu das Rückgrat einer Publikationsreihe, die Du gemeinsam mit dem Reformationshistoriker und späteren Kirchenpräsidenten und Bischof Joachim Rogge auf den Weg gebracht hast: sc. der Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ – seit den 70er Jahren konsequent weitergeführt und noch in jüngster Zeit komplettiert. Nicht weniger als vier Bände stammen von Dir, fast den Zeitraum eines Jahrtausends umfassend: „Von Tertullian bis Ambrosius“, und „Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung“ (beide in 4 Auflagen erschienen!), „Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger“ und schließlich „Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII.“ „Von allen meinen Büchern“, so schreibst Du, „ist mir das über die Völkerwanderung das wichtigste“ – mit einer deutlich existenziellen Begründung. Ich zitiere: „Unsere Situation in der DDR erinnerte mich an die Menschen in der Völkerwanderung. Christen haben damals ihre Zeit als Gericht Gottes angenommen.“ Das weströmische Reich zerfiel – die Kirche war mit ihm eng verbunden gewesen, doch sie lebte und wirkte weiter. Mit anderen Worten: Im Erkunden und Erzählen von Kirchengeschichte kommt es geradezu zum Selbsterweis der Wahrheit des Bekenntnissatzes CA VII, „...quod una sancta ecclesia semper mansura sit“ ...sie wird immer bleiben. In den Titeln und den Gliederungen Deiner Bücher aber dominieren nun nicht etwa Strukturfragen oder abstrakte Kategorien; es sind vor allem Personen, von denen Du berichtest, Menschen, die sich zu ihren Zeiten auf den Wegen und in der Bewährung des Glaubens befanden: Tertullian, Ambrosius, Wulfila, Augustinus, Bonifatius und, und ... – eine lange Reihe von Namen. Dazu bemerkst Du: Dem „persönlichen Leben der einzelnen Christen mit seinen individuellen Fragen, Entscheidungen und Leistungen“ kommt „historisch wie pädagogisch große Bedeutung“ zu. „Kirchengeschichte hat es mit Menschen zu tun“ und wird selbst über lange Zeiträume hinweg auch „Menschen anderer Zeiten erreichen und ansprechen können“ (KG ... 67).

Viel Zeit und Kraft hast Du auch dem, was andere zum großen Arbeitsfeld der Kirchengeschichte beitrugen, gewidmet. In der renommierten Theologischen Literaturzeitung gab es Jahrzehnte lang kaum ein Heft ohne von Dir stammende Buchbesprechungen oder Annotationen – stets termingerecht vorgelegt, vorbildlich für alle, die langsamer arbeiten. Was Wunder, dass der Herausgeberkreis der Zeitschrift 1979 Dich kooptierte – mit der Folge häufiger Reisen zu dessen Besprechungen, in denen es nicht selten um delikate Entscheidungen ging. Du hast einmal für die späte Phase deiner Lehrtätigkeit aufgezählt, was sich so alles über die universitären Verpflichtungen hinaus in Deinem Terminkalender fand:

jährlich im Januar die Patristikertagung, im Februar das Konfessionskundliche Institut in Potsdam, zum Palmsonntag das Treffen der Kirchenhistoriker in Berlin, dann die Baltische Theologenkonferenz, die Arbeitsgemeinschaft für Mecklenburgische Kirchengeschichte, der Theologische Arbeitskreis für Reformationsgeschichtliche Forschung und der katholisch-evangelische Arbeitskreis für Kirchengeschichte. Auch zu anderem wurdest du gebeten – aber irgendwo gab es auch eine Grenze dessen, was möglich und verkraftbar war.

Lieber Gert: Der Laudatio – eigentlich ja nur dem Erzählen dessen, was sich mit Deinem Namen verbindet – möchte ich eine Gratulatio anfügen: den Wunsch, dass Dir auch jetzt noch gute Zeit geschenkt werden möge! Zu den großen Verheißungsworten der Bibel gehört, was der Prophet Sacharja (14, 7) vom immerwährenden Tag Gottes verkündet. Von ihm gilt: „... auch um den Abend wird es licht sein.“

Verzeichnis der Erstveröffentlichungen

Studie 1:

Kirchengeschichte – erlebt und dargestellt. In: Kirchengeschichte als Autobiographie, hrsg. v. Dietrich Meyer, Köln 1999, S. 25-75 (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 138).

Studie 2:

Erinnerungen an das Theologiestudium in Greifswald 1946-1950. In: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 10.Jg., Heft 1, Juli 2006, Sp. 108-113.

Studie 3:

Fünfzehn Jahre spannungsvoller Kirchengeschichte in der DDR. (Zur Diss. „Der Mann der Einheit. Bischof Friedrich-Wilhelm Krummacher als kirchliche Persönlichkeit in der DDR in den Jahren 1955-69“). In: Suomen kirkkohistoriallisen seuran vuosikirja 92, Helsinki 2002, S. 332-336.

Studie 4:

Der Anfang in Rostock 1961 in der Erinnerung nach 50 Jahren im Jahr 2011. Bisher ungedruckt.

Studie 5:

Ernst-Rüdiger Kiesow an der Universität Rostock 1965-2003. In: Kirche im Profanen. Studien zum Verhältnis von Profanität und Kirche im 20. Jahrhundert. Festschrift für Martin Onnasch zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Irmfried Garbe im Auftrag der Historischen Kommission für Pommern, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2009, S. 171-186.

Studie 6:

Erinnerungen an die Landesbischöfe in Schwerin 1946-1996. Bisher ungedruckt.

Studie 7:

Erfahrungen mit der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin. In: Unter dem Dach der Kirche. Festschrift für Joachim Rogge, hrsg. v. Ralf Hoburg. Leipzig 1999, S.36-57.

Studie 8:

Erinnerungen an die Arbeitsgruppe ökumenische Kirchengeschichte im Osten Deutschlands 1983-2000. In: Herbergen der Christenheit 25 (2001), Hrsg.v. Günther Wartenberg, Leipzig 2002, S. 73-92.

Studie 9:

Mecklenburg und die „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“. Zu dem Buch von Rudolf Mau „Der Protestantismus im Osten Deutschlands 1945-1990“ (Leipzig 2005). In: Jahrbuch für mecklenburgische Kirchengeschichte, hrsg. v. Michael Bunnens und Erhard Piersig, Bd.9 (2006), Wismar 2006, S. 81-107.

Studie 10:

Zur politischen Bedeutung der Baltischen Theologenkongressen der Jahre 1961-1991 im Rückblick aus dem Jahr 2011.

Bisher ungedruckt.

Studie 11:

Laudatio für Prof. em. Dr. Dr. h.c. Gert Haendler am 28. Okt. 2009 in der Rostocker Universitätskirche von Prof. em. Dr. Rudolf Mau, Berlin.

Bisher ungedruckt.

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte

Bisher erschienen und in Vorbereitung:

Band 1

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 1. Rostock 2007.

Band 2

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 2. Rostock 2008.

Band 3

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 3. Rostock 2009.

Band 4

Martin Buchsteiner und Antje Strahl
Zwischen Monarchie und Moderne. Die 500-Jahrfeier der Universität Rostock 1919. Rostock 2008.

Band 5

Kurt Ziegler
Zum 50-jährigen Bestehen der Tropenmedizin an der Universität Rostock. Rostock 2008.

Band 6

Jobst D. Herzig und Catharina Trost
Die Universität Rostock 1945-1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2008.

Band 7

Anita Krätzner
Mauerbau und Wehrpflicht. Die politischen Diskussionen am Rostocker Germanistischen Institut in den Jahren 1961 und 1962. Rostock 2009.

Band 8

Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2006/07.

Herausgegeben von Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck.
Rostock 2010.

Band 9

Frauenstudium in Rostock. Berichte von und über Akademikerinnen.

Herausgegeben von Kersten Krüger.
Rostock 2010.

Band 10

Maik Landsmann

Die Universitätsparteileitung der Universität Rostock von 1946 bis zur Vorbereitung der Volkswahlen der DDR 1954.

Herausgegeben von Kersten Krüger.
Rostock 2010.

Band 11

Juliane Deinert

Die Studierenden der Universität Rostock im Dritten Reich.

Rostock 2010.

Band 12

Wissen im Wandel – Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2007/08.

Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel.
Rostock 2011.

Band 13

Angela Hartwig

Das Gedächtnis der Universität. Das Universitätsarchiv Rostock von 1870 bis 1990.

Rostock 2010.

Band 14

Angela Hartwig und Bettina Kleinschmidt

Bestandsübersicht des Universitätsarchivs Rostock.

Rostock 2010.

Band 15

Universitätsgeschichte und Zeitzeugen. Die Verwaltung der Universität Rostock und Nachträge.

Herausgegeben von Kersten Krüger.

Rostock 2011.

Band 16

Frauen in der Wissenschaft.

Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel.

Rostock 2011.

Band 17

Gert Haendler

Erlebte Kirchengeschichte.

Erinnerungen an Kirchen und Universitäten zwischen Sachsen und den Ostseeländern.

Herausgegeben von Hermann Michael Niemann und Heinrich Holze.

Rostock 2011.

Band 18

Wie schreibt man Rostocker Universitätsgeschichte?

Referate und Materialien der Tagung am 31. Januar 2010 in Rostock.

Herausgegeben von Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck.

Rostock 2011 (im Druck).

